L D 2986

Moraliſche Kinderbibliothek oder die menſchlichen Pflichten in Erzählungen für die erwachsnere Jugend

von

M. Friedrich Herrmann,
Konrektor am Lyceum zu Lübben, der Oberlauſitziſ.
Geſellſ. der Wiſſenſch. Mitglied.

Dritter Theil,

welcher die zweyte Abtheilung der Pflichten gegen uns ſelbſt enthält.

Lübben, 1804
bey Chriſtian Traugott Gotſch,
Churfürſtl. Sächſſl. gnädigſt privileg. Buchhändler.
(Preis: 1 Thlr. 16 Gr.)

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Ihrer Majeſtät

der

Königin von Schweden

und

Ihrer Durchlaucht

der

Kurfürſtin von Bayern,

durch hohe Herzensgüte nicht weniger,
als durch die Bande der Natur verſchwiſtert,

widmen

diesen dritten Band

in tiefſter Unterthänigkeit

der

Verfaſſer und Verleger.

Vorrede.

Nur fünf Erzählungen aus dem prakti-
ſchen Menſchenleben enthält dieſer Band,
aber ich ſchmeichle mir, daß ſie einiges
Intereſſe erregen werden, weil ſie vor-
nehmlich herrſchenden Fehlern des Zeit-
alters zu begegnen, und durch Zurückru-
fung des jugendlichen Gemüths von den-
ſelben, Menſchentugend und Menſchen-
glück zu befeſtigen ſuchen. Aus dieſem

Grunde hat auch mein Herr Verleger die erſte beſonders abdrucken laſſen, und ich meine, daß man ſeinem Patriotismus Gerechtigkeit widerfahren laſſen wird.

Des Stoffs, den ich vorfinde, iſt freylich ungemein viel, und ſo ſehr ich mich der Kürze befleißige, ſo hinderte das doch nicht, daß einige dieſer Erzählungen länger ausfielen, als ich ſelbſt wünſchte. Meine Recenſenten werden es am beſten zu beurtheilen wiſſen, ob dabey das Publikum gewonnen oder verlohren hat, ſo wie ſie mir gewiß auch zu ſagen nicht ermangeln werden, ob in meiner Arbeit, bey der moraliſchen Tendenz, welche ſie hat, auch einiges äſthetiſche Intereſſe wahrzunehmen iſt.

Der vierte Band, der zu Michaelis dieſes Jahrs erſcheint, wird von den noch rückſtändigen Pflichten gegen uns ſelbſt, vom Muthe, von der Ehrliebe, der Genügſamkeit, dem Verhalten bey Ergötzungen (wo ich vorzüglich Bemerkungen über Lektüre und über den Genuß der Schauſpiele, die mir für die Jugend wichtig ſcheinen, einſtreuen werde) vom Betragen in Armuth und im Leiden handeln, und ſich dann zu den Pflichten gegen andere den Weg bahnen, von welchen die äußern, deren Grund Gerechtigkeit iſt, den innern oder moraliſchen vorangehen werden.

Unter den Pflichten gegen uns ſelbſt wird man die Keuſchheit vermiſſen, ich

erinnere alſo, daß in der Folge dieſes Werks eine beſondere Erzählung die Verhältniſſe beyder Geſchlechter gegen einander beſtimmen und an's Licht ſetzen wird.

Lübben, am 14. April 1804.

Der Verfaſſer.

7.

Verſchwendung. Luxus. Kleiderpracht. Habſucht. Geiz. Sparſamkeit. Wirthſchaftlichkeit.

Die Familie Angely.

Eine Geſchichte in Briefen.

Erſter Brief.

Leopold Angely an ſeine Mutter.

Zürich.

Sie hätten wohl nie geahndet, meine theuerſte Mutter, daß Sie einen Brief aus Deutſchland von mir erhalten würden. Ach! konnte ich das wohl ſelbſt je ahnden? — Mit heißen Thränen im Auge ſchreibe ich es Ihnen, daß ich nun auch unter die unglück=lichen Franzoſen gehöre, welche ihr Vater=

land aus ſeinem Schooße verbannt hat, und die nun in fremden Provinzen ihr Leben vertrauern. Und dennoch befleckt mein Gewiſſen kein Verbrechen! dennoch habe ich noch nie aufgehört dies Vaterland, das mich ausgeſtoßen hat, zu lieben, und ſein trauriges Geſchick, von den Gräule einer verheerenden Revolution zerrüttet und zerfleiſcht zu werden, von Herzen zu bejammern. Ich dulde unſchuldig, das iſt der einzige Troſt, der mir übrig geblieben iſt. Der einzige? — Nein, ich will nicht ungerecht ſeyn, und das Gute meiner Lage verkennen. Ich leide für einen Mann, an welchen mich die Bande des innigſten Dankes feſſeln, es dünkt meinem Herzen in manchen Augenblicken, als ſtände ich gegenwärtig auf dem höchſten Ehrenpoſten, den ein Sterblicher erreichen kann. Ja, mein Zuſtand iſt nicht ganz ohne Freuden — warum ſollte ich murren?

Hören Sie die Geſchichte dieſer letzten

unglücklichen Tage! Mein reicher, glücklich geprieſener Prinzipal iſt jetzt — ein Bettler. Sie wiſſen aus meinen vorigen Briefen, daß er von jeher die Zügelloſigkeit, welche die Revolution veranlaßt hat, mißbilligte, daß er den Mord des beſten aller Könige verabſcheuete, daß er der erbittertſte Feind des verruchten Robespierre *) und ſeiner Blutgehülfen zu ſeyn ſich zu einer hohen Ehre anrechnete. Ach den Edlen konnte ſein zartes Gefühl für Tugend und Recht nie verlaſſen, nur ſeine Beſonnenheit verlies ihn zuweilen in der Wärme deſſelben!

Es war ihm daher ſehr angenehm, als

*) Sollte dieſer Elende, der das Blut der Franzöſiſchen Bürger, ſo lange er ſein furchtbares Anſehen zu erhalten wußte, in Strömen fließen ließ, und Tauſende ſchuldloſer Menſchen würgte, meinen jungen Leſern unbekannt ſeyn? Er wurde endlich geſtürzt, und fand ſeine Strafe auf dem Schaffott.

Lyon *) ſich mit andern großen Städten Frankreichs gegen die Wütheriche, die ſich des Ruders der Regierung bemächtigt, und die letzten redlichen und muthigen Volksvertreter **) auf das Schaffott geſchleppt hatten, laut erklärte, und ſo ſehr er in jedem andern Falle den Bürgerkrieg gehaßt haben

*) Eine große ſchöne Stadt mit ehemals weltberühmten Seidenfabriken, am Zuſammenfluß der Saone und Rhone in Frankreich. Der Verſuch, welchen ſie mit mehrern großen Städten Frankreichs 1793 machte, ſich der Blutherrſchaft des Robespierre zu entziehen, lief unglücklich ab. Nach einer hartnäckigen Belagerung wurde ſie von der Armee, die der Konvent gegen ſie ſendete, eingenommen, und Mord und Zerſtörung herrſchten überall. Nur mit Mühe wird ſich ihr Handel wieder erholen.

**) Noch kurz vor der Empörung jener Städte waren ein und zwanzig Mitglieder des Konvents hingerichtet worden.

würde: ſo hielt er doch dieſen für ſo gerecht, daß er den thätigſten Antheil an demſelben nahm. Das Glück entſprach den lobens- würdigen Zwecken der Lyoner nicht; ihre Armee wurde von dem Heere, welches den Machthabern zu Paris zu Gebote ſtand, in die Mauern der Stadt zurückgeworfen, und die letztere empfand bald all das Elend, wel- ches im Gefolge einer hartnäckigen Belage- rung zu ſeyn pflegte.

Der Muth, mit welchem ſich die Stadt vertheidigte, wird ihr in den Jahrbü- chern der Geſchichte Ehre machen. Aber die Sache der Freyheit drang nicht durch, — Lyon unterlag. Es übergab ſich den grim- migen Feinden, von denen es keine Scho- nung zu hoffen hatte, und, wie Sie bereits wiſſen, auch keine erhielt. Wenige Stun- den vor der Uebergabe ergriffen diejenigen Bürger, die am meiſten zu dem Aufſtande beygetragen hatten, die Flucht, unter ihnen

auch Ducange, mein Prinzipal. Er trennte ſich von ſeiner großen Seidenfabrik, von ſeinem Pallaſt, von ſeinem ungeheuren Vermögen, in welchem jetzt jene Würgengel ſchwelgen, die das prächtige Lyon in einen Schutthaufen verwandelten, aber er vermochte es nicht, ſich von Kamilla, ſeiner ſchönen Nichte, nicht, ſich von mir, an dem er von jeher mit ſo ſtarker Liebe hing, loszureißen. Wir hatten keine Wahl. Wir faßten den zitternden Greis in unſere offenen Arme, legten Bauernkleidung an, und wanderten ihn tröſtend dem Helvetiſchen Gebiet zu.

Ich ſage Ihnen nichts von den Beſchwerden der Reiſe, nichts von unſerer Furcht, von den Feinden erkannt, und in die Kerker des Konvents, die wie die Ställe der Schlächter ſich nur zum Morde, zur Vernichtung öffnen, zurückgeſchleppt zu werden! Ach es war ſchwer, ohne Freund, ohne

Geld, ohne die nöthigen Päſſe in einem Lande zu reiſen, deſſen Bewohner theils aus blinder Wuth und Freiheitsſchwindel unſere Feinde waren, theils aus Furcht vor der Guillotine *), die jeden trift, der den unglücklichen Flüchtling einigen Vorſchub leiſtet, unſere Feinde ſeyn mußten! Wir mieden die Menſchen, umgiengen die Dörfer, wir ſchlugen die einſamſten und ungebahn-

*) So heißt das Werkzeug, womit ſeit dem Anfang der Revolution Verbrecher in Frankreich hingerichtet werden, nach dem Namen ſeines Erfinders, Guillotin, eines Arztes aus Lyon, der ſelbſt unter demſelben blutete. Ein ſechszig Pfund ſchweres Eiſen, das durch das Herabfallen ein Gewicht von fünf hundert Pfund erhalten ſoll, rollt zwiſchen zwey Pfoſten herab, und trennt den Kopf des darunter liegenden Verbrechers im Nu vom Körper, und mit einer Sicherheit, die für Hinrichtungen mit dem Schwerdte unmöglich iſt.

teſten Wege ein; wir übernachteten im Dikkicht auf dem feuchten Graſe, und ſuchten Wurzeln und Waldfrüchte zu unſerer Nahrung.

Kamilla's zarter Körper, nicht für ein ſo freudenloſes, gefahrvolles Daſeyn beſtimmt, unterlag allen dieſen Beſchwerden bald. Sie ward krank, und auf mir allein lag nun die Rettung der Unglücklichen. Der Himmel weiß es; ich habe mich ihr muthig und bereitwillig unterzogen, ich habe am Tage die Dulderin auf meinen Schultern getragen, ich habe des Nachts an ihrer Seite gewacht, ich habe ihr heilſame Kräuter und ihrem in ſtummen Gram verſunkenen Onkel Nahrungsmittel geſucht. Ich habe gehungert und gedurſtet, um ſie zu erquicken — ich habe es gern gethan. Die Fürſehung hat meine Sorgen belohnt. Wir erreichten am vierten Tage die Gränzen der friedlichen

Schweiz *), und ſahen wenigſtens unſer Leben geborgen.

Wir leben nun hier in Zürich **) — aber lieber Himmel, was für ein ſchreckliches Leben iſt dies für Menſchen die urplötzlich aus dem Schooße des höchſten Ueberfluſſes in den hülfloſeſten Mangel herabgeſunken ſind, die einſt nur da zu ſeyn ſchienen, um zu genießen, und jetzt nur da ſind, um zu entbehren, die vorher einen fürſtlichen Glanz um ſich her verbreiteten, und ſich jetzt

*) Damals war die Schweiz weder durch Kriege mit fremden Mächten, noch durch innere Unruhen zerrüttet.

**) Hauptſtadt im ehemaligen Kanton Zürich an der Limmat in Helvetien. Sie liegt in einer ſchönen Gegend, hat viele Fabriken von baumwollenen und halbſeidenen Waaren und zählte eilf tauſend Einwohner. Während der neueſten Unruhen in Helvetien aber hat ſie ſehr gelitten.

daſs Nothdürftigſte verſagen müſſen! Der Anblick des tauſendfachen Elends, in deſſen Abgrund ſie geſtürzt ſind, rührt mein Innerſtes; ich vergeſſe daß ich ſelbſt Vaterland und Freunde verlohren habe, und meine Thränen fließen nur ihnen.

Wie ſehr wünſchte ich auch hier das harte Loos des guten Ducange und ſeiner liebenswürdigen, noch immer kränkelnden Nichte mildern zu können! O jetzt erſt fühle ich es, welch ein Unglück es iſt, arm zu ſeyn! Beſäße ich ein väterliches Erbe — mein Ducange müßte es haben. Ich habe das einzige gethan, was mir in meiner Lage übrig bleibt — ich habe meinen Bruder Albert erſucht, uns einige hundert Livres vorzuſtrekken, und ich bitte Sie, meine theuerſte Mutter, beygeſchloſſenen Brief an ihn zu beſorgen. Er könnte unſer Elend erleichtern, denn ſeine verſtorbene Gattin hat ihm Gut genug zugebracht. „Aber ſeine Ge-

müthsart“, hör' ich Sie ſagen — Ich kenne ſie, aber ich hoffe, daß er meinen Bitten nicht widerſtehen wird, beſonders wenn Sie ſelbſt — was ich zu hoffen wage — ſo gütig ſeyn ſollten, die Ihrigen damit zu vereinigen. Lieber Himmel, welch ein ſeliger Augenblick würde das für mich ſeyn, wenn ich unbemerkt das Geld in Ducang'es Zimmer gelegt hätte, und ich ihn dann zu ſeiner Nichte ſagen hörte: „Kamilla, laß uns Gott danken, da hat ſich ein Freund in der Noth unſer angenommen!“

Ich hoffe bald Nachrichten von Ihrem und Schweſter Klara's Wohlbefinden zu erhalten. Mitten im größten Leiden wird es mir Stolz und Wonne ſeyn, mich zu nennen Ihren u. ſ. w.

Zweyter Brief.

Klara Angely an ihren Bruder Albert.

Paris.

Unſre gute Mutter, mein lieber Bruder, giebt mir ſo eben ihren und Leopolds Brief zur Beſorgung an Dich. Erlaube mir, daß auch ich Dein Herz zu Gunſten des unglücklichen Bruders und ſeines noch unglücklichern Prinzipals anflehe. Was ſind die paar hundert Livres, die hier viele tauſend Thränen trocknen, und in Herzen, welche die Nacht des Kummers bedeckt, einen Strahl der ſo lange entbehrten Freude werfen werden, was ſind dieſe für einen ſo reichen Mann, wie Du biſt? — Gewiß irren wir uns alle nicht! Gewiß hörte Albert noch nie auf, gütig gegen die Seinigen zu denken! Einſt wenn beſſere Zeiten kommen — und glaube mir, ſie werden nicht ausbleiben — wird Ducange Dir als ſeinem Wohlthäter und Retter öffentlich danken!

Noch eins, lieber Bruder! Der hieſige Agent *) Paré wird, wie er ſagte, nächſtens drey tauſend Livres an Dich zahlen. Ein hübſches Sümmchen! Wird Schweſter Klara auch ihren Antheil davon erhalten? — Nur um ſoviel, als zum Kauf eines Spitzenkleides, wie ſie jetzt getragen werden, nöthig iſt, bittet ſie Dich, und ſollteſt Du nicht gern eine Schweſter erhören wollen, der Du zur Zeit noch keine Freude machteſt, ſelbſt wenn Du geſtehen müſteſt, daß ſie ein wenig eitel wäre? — Es ſey nun, daß Du meine Bitte erfülleſt oder nicht: ſo wirſt Du doch der Mutter nichts davon merken laſſen, denn dieſe iſt allemal unwillig, wenn ich von der Mode rede, und bedenkt nicht, daß es einem Mädchen un-

*) Agent heißt derjenige, der die Geſchäfte entfernter Privatperſonen an einem Orte beſorgt.

möglich wird, ohne dieſelbe zu leben. Ich bin u. ſ. w.

Dritter Brief.

Leopold Angely an ſeine Mutter.

Zürich.

Ob ich gleich, theuerſte Mutter, noch keine Antwort auf meinen letzten Brief von Ihnen habe! ſo ſchreibe ich Ihnen doch auf's neue, weil es meinem Herzen wohl thut, mich mit Ihnen zu unterhalten. Wo ſollte ich ſonſt Troſt und Zerſtreuung ſuchen, wenn nicht in dieſer Unterhaltung mit Ihnen? — Hier ſehe ich faſt nichts, als fremde Geſichter; kein Freund kömmt mir liebend entgegen; der größte Theil der Menſchen verſteht nicht einmal meine Sprache. Es iſt wahr, es leben noch eine beträchtliche Menge Franzöſiſcher Ausgewanderter in Zürich, aber wenn ſie auch nicht die Verſchiedenheit ihrer Mey=

nungen *) trennte: ſo findet doch keiner in des andern Geſellſchaft Freude und Trö- ſtung, denn alle ſind ſie unglücklich, alle ſind ſie es, und in dem quälenden Gefühl dieſer Wahrheit gehn ſie mit finſtrem Blick und ſtummer Lippe vor einander vorüber.

In der That, meine geliebte Mutter, wenn ſie Menſchenelend in ſeiner furchtbar- ſten Größe kennen lernen wollen: ſo müſſen Sie einige Wochen unter den Ausgewander- ten leben. Nur wenige ahndeten es, daß ihre Abweſenheit vom Vaterlande ſo lange

*) Vermuthlich zielt das darauf, daß viele Franzoſen ſchon damals, als die Neuerungen anfiengen, auswanderten, viele andre aber, die dieſelben im Anfange billigten, nur dann ihr Vaterland verließen, als der König hin- gerichtet war, und alle Sicherheit der Perſon und des Eigenthums aufgehört hatte. Dieſe zwey Partheyen näherten ſich auch im Aus- lande einander nicht.

dauern würde — ach, viele ſehen vielleicht die Stätte ihrer Geburt nie wieder — was war alſo natürlicher, als daß ſie den größten Theil ihrer Reichthümer zurückließen, und ſich nur mit wenig Baarſchaft verſahen? Die Kaſſen dieſer Unvorſichtigen ſind jetzt völlig erſchöpft, aller neue Zufluß aus Frankreich abgeſchnitten, alle Hülfe von andern Seiten bleibt aus. Bey weitem die allermeiſten kämpfen jetzt mit Elend und Dürftigkeit, und leben in einem Zuſtande, welcher jedes gefühlvolle Herz zum Mitleid zwingt.

Vor allen geht mir die Lage des Grafen von Flacourt nahe. Sie kennen den alten Mann, Sie wiſſen wie ſehr er an Bequemlichkeit gewöhnt war, und wie viele Diener täglich um ſeine Perſon beſchäftigt ſeyn mußten. Das gieng wohl an, ſo lange er wohlhabend war, aber wie ſehr hat es ſich jetzt geändert! Seitdem ſein letzter Diener ihn

heimlich verlaſſen hat, und ſich kein anderer den Grillen eines eigenſinnigen Alten, der, ſelbſt nur von milden Beyträgen lebend, ihm keinen Sold geben kann, zu unterwerfen Luſt hat, muß er ſein eigner Diener ſeyn. Wie wenig er aber fähig iſt, ſolche kleine und doch für das Leben wichtige Geſchäfte, die man von Dienern zu erwarten pflegt, ſelbſt zu verrichten, das würden Sie ſchon aus ſeinem unſaubern Aeußern ſattſam erkennen. Sie erinnern ſich, wie ſehr ehemals in ſeinem Hauſe auf Ordnung und Anſtand geſehen wurde. Was würden Sie ſagen, wenn Sie jetzt eben dieſen Flacourt in ungeordnetem, ſtruppigem Haar, in einem ſeit vielen Wochen nicht ausgekehrtem Kleide, in ungereinigten Schuhen auf der Straße erblickten, wenn Sie die Strümpfe in Falten an den Füßen herabhangen, das Halstuch regellos und strickartig um den Hals liegen, die königliche

Kokarde *) in ſchiefer Richtung am Hute, und die Lederhandſchuh mit Schmutz bedeckt ſähen? Und das alles iſt aus keiner andern Urſache ſo, als weil er nicht gewohnt iſt und es nicht verſteht, ſich ſelbſt zu reinigen und anzukleiden. Sein Zimmer — ach man hat Mühe, es für ein gräfliches zu erkennen!

Ich war neulich bey ihm. Er war zu einer Geſellſchaft eingeladen, in welcher ihn ein Fremder ſprechen wollte. Alle waren verſammlet, nur er fehlte. Ich ward daher abgeſchickt, ihn zu holen. Als ich eintrat, fand ich alles in der größten Unordnung. Auf dem Tiſche ſah ich Schüſſeln, Flaſchen, Bücher, Papiere, Kleidungsſtücke

*) Die Anhänger des Königs zeichneten ſich in der Revolution durch weiße Kokarden an den Hüten aus. Die Kokarden ihrer Gegner waren aus weißen, blauem und rothem Bande zuſammengeſetzt.

wild unter einander liegen, denn es fehlt an Leuten, die ihn abräumen, und jedes Stück an ſeinen Ort legen. Der Graf ſelbſt war eben im Begriff, ſich eine Zopfroſe auf den Zopf zu ſtecken, und ich hätte ganz gewiß über die Unbehülflichkeit, mit welcher dies geſchah, lachen müſſen, hätte ich ihn nicht mit dem Fuße ſtampfen, und einen Schrey des Schmerzes und der Ungeduld ausſtoßen hören, weil er anſtatt mit der ſpitzen Nadel der Roſe den Zopf zu treffen, daneben in den Finger, der ihn hielt, gekommen war, und ſich empfindlich verwundet hatte. Ich befreyete ihn aus der Verlegenheit, indem ich, ohne mich zu beſinnen, die Stelle des Friſeurs bey dem Armen verrichtete.

Ich nahm mir die Freyheit, ihm die Verwunderung der Geſellſchaft über ſein langes Außenbleiben vorzuſtellen. „Mein Gott! rief er, es iſt ja noch nicht eilf Uhr.“ — Ich bitte um Verzeihung, erwiederte ich,

ſchon längſt hat es zwölf geſchlagen. — „Unmöglich!“ ſprach er, und zeigte mir ſeine Uhr. Ich horchte, und bemerkte, daß ſie abgelaufen war. — „Ach pfui! verſetzte er, ſo ſteht alſo der Zeiger ſchon ſeit geſtern Abends auf der Eilf. Ich habe vergeſſen, die Uhr aufzuziehen, und das geht mir oft ſo. Ach auch das war Sache meiner Bedienten. Ich unglücklicher Mann, meine ganze Bequemlichkeit, meine ganze Ordnung iſt für immer dahin!“

Er war angekleidet. „Gehen wir nun!“ ſagte ich zu ihm. „Noch kann ich nicht, erwiederte er. Ich habe den Schurken von Barbier ſchon um neun Uhr beſtellt, und noch kömmt er nicht. Es iſt traurig, wenn man in ſolchen Kleinigkeiten, die doch die Schicklichkeit nothwendig macht, von andern Leuten abhängen muß. Hundertmal wird man betrogen! Ja ehemals, als ich meinen eignen Bartſcheerer beſoldete, war es

freylich beſſer.“ — Ich zeigte ihm, daß es auf einige Verſuche ankäme, um ſich die ganze Kunſt des Barbiers eigen zu machen, und daß es dann in aller Rückſicht ſehr vortheilhaft für ihn ſeyn würde, wenn er ſich dieſen Dienſt ſelbſt erweiſen könnte. „O ſchweigen Sie! unterbrach er mich. Ich habe mich einmal ſelbſt zu barbieren verſucht, aber ich verſuche es in meinem Leben nicht wieder. Das ganze Geſicht hatte ich mir zerſchnitten.“

Der Bart des Grafen war wirklich ſehr groß, und er konnte, wenn er ihn behielt, auf keinen Fall mit Anſtand in der Geſellſchaft erſcheinen. Was ſollte ich thun? — Ich mußte mich dazu entſchließen, zum Friſeur auch noch den Barbierer hinzuzugeſellen, und in wenig Minuten hatte ſein Geſicht die nöthige Glätte. Der Dank, den er mir bezeugte, ſchien wirklich mehr als kalte Höf-

lichkeit zu ſeyn, er ſchien vom Herzen zu kommen.

„Ich bin — ſo ſprach ich zu mir ſelbſt — zum wenigſten glücklicher als dieſer. Wie gut haben es meine Aeltern doch mit mir in meinen Knabenjahren gemeint, wenn ſie mir, anſtatt um meinetwillen zehn Hände in Bewegung zu ſetzen, zuriefen: lerne dich ſelbſt bedienen! Wie angenehm iſt es mir nun, daß ich weder zu meinem Anzuge, noch um mich in Reinlichkeit und Ordnung zu erhalten, auch nicht des geringſten fremden Dienſtes benöthiget bin!“ — Gute Mutter, noch küſſe ich Ihnen für dieſen durch Ihre weiſen Veranſtaltungen erworbenen Vortheil dankbar die Hand! Ich ſehe es nur zu wohl, wieviel Zeit, Geld, Verdruß und Unannehmlichkeiten ich dadurch erſpare, wie ich ſo ganz nur von mir ſelbſt abhänge, wie leicht ich dem Spotte, der Schadenfreude, der Ungefälligkeit derer, auf welche

der arme Flacourt ſich verlaſſen muß, entgehe, und wie ſehr ich dadurch in den Stand geſetzt werde, auch in meinen übrigen Geſchäften pünktlich zu ſeyn. Wahrhaftig, ich verdenke es keinem, der die Bequemlichkeiten, die ihm ſeine Umſtände erlauben, zu genießen bedacht iſt, aber ſelbſt die Kinder der reichſten Menſchen ſollten ſich ſelber bedienen lernen, um im Nothfalle — denn wer bürgt ihnen, daß ſie unverändert in ihrem behaglichen Zuſtande bleiben werden? — fremder Hülfsleiſtungen ganz entbehren zu können.

Was uns ſelbſt betrift: ſo iſt unſre Lage noch die vorige. Mein verehrter Ducange iſt, ſeitdem er die Nachricht erhalten hat, daß zu Lyon ſein Vermögen eingezogen, und ſein Haus zerſtört iſt, in einen tiefen Gram geſunken, ſeine Nichte leidet mit ihm, und ich — leide mit beyden. Zwar ſuchen wir ihn auf alle Weiſe zu zerſtreuen. Ich blaſe

ein luſtiges Stück auf ſeinem Lieblingsin= ſtrumente, der Flöte, und die Silberſtimme Kamilla's begleitet die ſchmelzenden Töne; wir leſen wechſelsweiſe die Geſtändniſſe des Rouſſeau *) oder die Großthaten Bayards, des Ritters ohne Furcht und ohne Tadel **),

*) Einer der größten Weiſen, die je unter den Sterblichen gelebt haben. Ihn muß auch die Jugend kennen und verehren, denn den Be= lehrungen, welche er der Welt in einem ſei= ner Werke, betittelt Emil, gegeben hat, hat ſie es größtentheils zu verdanken, daß ſie jetzt eine beſſere Erziehung genießt, als ihr ehemals gegeben wurde.

**) Peter Bayard von Torrail, mit dem ehren= vollen Beynamen: der Ritter ohne Furcht und Tadel, ward als das Muſter eines tu= gendhaften, muthigen und vollkommenen Rit= ters in ganz Frankreich verehrt. Der König Franz I. von Frankreich ließ ſich von keinem andern als von ihm zum Ritter ſchlagen. Er büßte 1524. bey Rebec ſein Leben ein.

oder die Bücher des Seneka*) von der Ruhe der Seele. Alles umſonſt! Er lohnt unſre Liebe mit einem wehmüthigen Lächeln, ſeine feuchten Blicke irren dann auf uns umher, und heften ſich endlich finſter und ſtarr auf den Boden. Ich fürchte, die weiche, ſchwache Seele des redlichen Greiſes iſt nicht fähig, gegen ein Unglück von ſolcher Größe lange zu kämpfen. O Gott, wenn ſeine Geſundheit, wenn ſein Leben demſelben unterläge! — Nein, ich mag die ſchreckliche Zukunft nicht denken, denn ach! iſt nicht die Gegenwart qualvoll genug für uns?

Ich wünſche herzlich, daß Bruder Albert mir bald ſchreiben, und meine Bitte erfüllen möge. Ach dann würde ich doch im Stande ſeyn, in die Dornen, auf welchen der unglückliche Ducange wandelt, wenig=

*) Der weiſe Seneka war der Lehrer des grauſamen Römiſchen Kayſers Nero, welcher ihn zuletzt hinrichten ließ.

ſtens ein Röschen der Freude einzuſtreuen, und ihm eine heitre, fröhliche Stunde zu machen. Ich bin u. ſ. w.

Vierter Brief.

Albert Angely an ſeinen Bruder Leopold.

Montpellier.

An Deiner Lage, mein lieber Bruder, nehme ich gewiß den herzlichſten Antheil, und ich habe mich, als ich Deinen Brief las, kaum der Thränen enthalten können. Du kannſt von meinem brüderlichen Sinne überzeugt ſeyn, daß, wenn es mir möglich wäre, Geld auf ſolche Bedingungen, wie Du mir vorſchlägſt, auszuleihen, Dein Principal der erſte ſeyn würde, den ich aus der Verlegenheit rettete. Aber auf das Ungewiſſe hin, und ohne Unterpfand kann man in unſern Zeiten keinen Livre weggeben. Hätte Ducange noch ſeine Fabriken in Lyon, i ſo

ſollten ihm eben ſo viele Tauſende zu Dienſte ſtehen, als Du jetzt Hunderte für ihn verlangſt. Damit Du Dich aber nicht über Härte von meiner Seite beklagen darfſt: ſo höre noch einen Vorſchlag! Hat der alte Ducange einen Freund in Frankreich, der für ihn Bürgſchaft leiſtet, und mir ſicher genug iſt: ſo will ich ihm auch in dieſem Falle die verlangte Summe überſenden. Im Betreff der Zinſen ſoll er mich nicht unbillig finden; von ihm nehme ich um meines Bruders willen nur, was landesüblich iſt. Iſt auch dieſer letzte Vorſchlag unausführbar: ſo weiß ich keinen andern Rath. Ueberhaupt begreife ich nicht, warum Du Dich der Sache ſo ſehr annimmſt; laß Du jeden für ſich ſorgen. In's Ausland wäre ich um keinen Preis mitgegangen. Da ſitzeſt Du nun in Zürich und darbſt, ſtatt daß Du jetzt in Frankreich Geld erwerben könnteſt, denn jetzt iſt, das glaube mir, bey uns etwas zu

verdienen, und ſo ſehr man auch über ſchlechte Zeiten klagen mag: ſo haben ſie mir doch ſchon manches runde Sümmchen eingetragen. Ich habe ſchon von ſolchen, die auswandern wollten, oder ſonſt in Noth waren, die ſchönſten Landhäuſer, das koſtbarſte Geräth um ein Spottgeld gekauft, denn wenn die Leute jetzt nur baares Geld ſehen, ſo ſchlagen ſie das Ihrige los für jedes Geboth, das man ihnen thut. Doch darfſt Du nicht glauben, daß ich mein Zimmer damit verſchönere. Das wäre Narrheit! Es ſchmeckt mir von meinem hölzernen Teller eben ſo gut als von einem aus chineſiſchem Porzellan *); mein einziger Rock iſt für die Sonn- und Wochentage gut, und Spiegel, Sopha's und andere Poſſen habe ich gar nicht nöthig. Ich

*) In China in Aſien wurde das Porzellan viele Jahrhunderte vorher verfertigt, ehe es in Deutſchland erfunden wurde. Noch jetzt erhalten wir das ſchönſte von daher.

brauche nichts als von Zeit zu Zeit neue Geldkaſſen, alles übrige verkaufe ich wieder, um von denſelben eine nach der andern zu füllen. Und ſiehſt Du, ſo ein Mann könnteſt Du auch werden. Wenn Du einiges Vermögen mitbrächteſt: ſo wollte ich herzlich gern die Mühe über mich nehmen, Dich zu unterrichten, wie Du es am vortheilhafteſten anlegen ſollteſt, denn wofür wäre ich denn Dein Bruder?

Ueberlege das wohl, was ich Dir geſchrieben habe. Vielleicht kannſt du einen Weg ausfindig machen, auf welchem es Dir vergönnt wäre, unbemerkt nach Frankreich zurückzukehren. Dann würde ich Dir gewiß zu zeigen bemüht ſeyn, wie ſehr ich bin u. ſ. w.

N. S. Da dieſer Brief in Deinen Angelegenheiten geſchrieben iſt: ſo wirſt Du mir nicht zumuthen, daß ich das Porto tragen ſoll. Ueberhaupt werde ich nicht böſe auf

Dich ſeyn, wenn Du mit Deinen Briefen ſo ſparſam als möglich biſt. Willſt Du ſie frankiren: ſo iſt es freylich eine andere Sache. Heut zu Tage, wo alles ſo theuer iſt, muß man alle unnöthige Ausgaben vermeiden. Und doch will von unſer einem alles nur haben. Da verlangt die Klara Geld zu einem Kleide von mir. Was meinſt Du, iſt das nicht eine unverſchämte Begehrlichkeit? — Sie mag mir aber nur kommen!

Fünfter Brief.

Randon an Klara.

Toulouſe.

In der Vorausſetzung, meine Theuere, daß Du meinen Brief erhalten haſt, worinn ich Dir meldete, daß ich von meinem Departement *) zum Mitgliede des Nationalkon-

*) Bekanntlich wurde Frankreich zu Anfange der Revolution in drey und achtzig Departe-

vents ernannt worden bin, und daß ich nun unſre Verbindung nicht länger anſtehen laſſen will, überſende ich Dir hier achttauſend Livres, um Deinen Brautputz zu beſorgen. Wähle ihn nicht nur ſo geſchmackvoll, ſondern auch ſo glänzend als möglich. Wir müſſen uns auszeichnen und in die Augen fallen. Dein Randon iſt es gewohnt, Aufſehen zu erregen, und er freut ſich, daß er in Deinem Herzen Wünſche fand, welche den ſeinigen entſprachen. Geſchmeide und Perlen müſſen an Dir blitzen, und von der Feinheit Deines Gewandes müſſe Paris ein halbes Jahr lang reden. Sollte die überſchickte Geldſumme nicht zu allem hinreichend

ments eingetheilt, zu welchen durch die im Kriege eroberten Länder noch vier und zwanzig neue hinzugefügt worden ſind, ſo daß es aus ein hundert und ſieben Departements beſteht. Kein Land kann ſich einer ſo muſterhaften geographiſchen Eintheilung rühmen.

ſeyn: ſo ſtehe ich bey meiner Ankunft für alles. Bald bin ich bey Dir, bald nennt Dich ewig die Seine Dein u. ſ. w.

Sechſter Brief.

Die Mutter Angely an ihren Sohn Leopold.

Paris.

Soll ich Dich beklagen, mein geliebter, unglücklicher, tugendhafter Sohn, oder ſoll ich Dein Geſchick beneiden? — Ach, ich muß beydes. Du kennſt mein Herz, Du weißt es, mit welcher Liebe es an Dir hängt, nun ſo magſt Du über den Schmerz urtheilen, welchen Deine Briefe in mir erweckt haben. „Großer Gott! auch mein Leopold einer von den Bejammernswürdigen, die arm, hülflos, ferne von ihrem Vaterlande ihre Tage vertrauern, die ſich aus einer ſchrecklichen Gegenwart in eine noch

ſchrecklichere Zukunft flüchteten?“ — So rief ich, und meine Sinne verließen mich, und der Schlaf floh in vielen Nächten mein rothgeweintes Auge, und meine kranke Einbildungskraft ſah nur Dich, die ſchwache Kamilla auf den Schultern tragend, mitten durch gezückte Schwerdter und von Bürgerblut triefende Bajonette dahin eilen! — Ach, mein Sohn, mein Sohn! Du Hoffnung und Stütze meines Alters, Du biſt mir entriſſen! Und ich werde nun niemand haben, an deſſen Buſen ich mein ſchwaches, zitterndes Haupt lehnen kann! Und Du wirſt alſo nicht unter denen ſeyn, die mir einſt das brechende Auge zudrücken? Und ich ſoll den Gedanken mit in das Grab nehmen, daß einer von den Lieblingen meines Herzens flüchtig und unſtätt auf der Erde herumirrt, und verlaſſen die Arme nach einem Vaterlande ausſtreckt, welches in ſeiner Verblendung den Schuldloſen unter ſeine ungehorſamſten

Söhne zählt, und ſeinen Namen mit Abſcheu nennen wird?

O mein Leopold, warum haſt Du mir das gethan? Wenn Ducange Rechte auf Deine Liebe hatte, hatte eine alte Mutter nicht noch größere auf dieſelbe? Wenn ſein Unglück Dich verband, ihm zu folgen, verband Dich da nicht meine hülfloſe Lage zu bleiben? — Doch nein, ich mache Dir keine Vorwürfe, ich begebe mich gern aller Rechte, die mir die Natur ſelbſt über Dich verliehen hat, um Dir Gelegenheit zu laſſen, von Deinem edlen, empfindſamen Herzen getrieben, die Pflichten des Danks und der treuen Ergebenheit zu üben. — Ja, mein Sohn, ich verhehle es Dir nicht, Dein Betragen gegen Ducange und ſeine Nichte hat meinen vollen Beyfall, und ich hoffe, es wird von jedem gebilligt werden. O wenn etwas meinen Schmerz zu lindern vermag: ſo iſt es der Gedanke, daß mein Sohn um

ſeiner Tugend willen leidet. Die Vorſehung, die uns gütig die Gelegenheit zum Guten giebt, hat Deinem Sinne für das Gute in dem Unglück Deines Principals einen herrlichen Spielraum geöffnet — dies iſt's, warum ich Dich beneide. Fahre fort, wie Du begonnen haſt, und die Dinge werden einen Ausgang gewinnen, der vielleicht Dein äußeres Glück um nichts verbeſſert, aber Dein inneres, ich meine den Frieden Deiner Seele, die Zufriedenheit mit Dir ſelbſt, für Ewigkeiten gründet.

Dein Brief an Albert iſt richtig beſorgt worden, und was von mir und Klara abhieng, um Dich Deines Wunſches theilhaft zu machen, das iſt gethan worden. Aber ich fürchte, mein guter Sohn, daß keine Bitten, keine Thränen dieſen Fels erweichen werden. Dein Bruder verehret keinen Gott, als das Geld; er kennt keine Pflicht, als die, es zu ſammeln; ſein fühlloſes Herz

weiß nichts von einer Mutter, einem Bruder, von dem Elende ſeiner Nebenmenſchen; er hat für nichts Sinn und Gefühl, als für den Klang des Goldes und Silbers. Ach, warum muß dieſer Elende mein Sohn ſeyn? Warum müſſen Natur und Weichheit der Seele zu dem, der ſich mir durch jede ſeiner Handlungen verächtlich macht, noch einen Funken von Liebe erhalten?

Du haſt Recht, mein Leopold, wenn Du ſagſt, daß uns in manchen Augenblicken der Gedanke arm zu ſeyn, bittere, ſchmerzliche Gefühle verurſacht. Ich weiß davon zu ſagen. Wie gern würde ich Dich jetzt unterſtützen, wie gern alles mit Dir theilen, wenn ich nicht ſelbſt die Unbemitteltſte aller Wittwen wäre. Doch kann auch eine Mutter ihr Kind verlaſſen? Etwas mußte geſchehen, und freue Dich mit mir, es konnte geſchehen. Ich habe noch den Brautſchmuck, welchen mir Dein ſeliger Vater wenige Tage

vor der Stunde, da er mich zum Altare führte, verehrte. Er iſt mir ein theures Andenken von ihm, das in meinen größten Bedrängniſſen unberührt geblieben iſt. Nur wenn Dein Glück dadurch befördert werden kann, iſt er mir nicht zu koſtbar. Ich habe ihn alſo noch einmal an mein Herz gedrückt, und dann — zu einem unſerer Reichen getragen, der mir dreyhundert Livres darauf geliehen hat. Dieſe ſende ich meinem guten Leopold. Es koſtete bey dem ſtrengen Verbothe der Regierung, den Ausgewanderten, die ſie durchgehends als ihre Feinde betrachtet, Geld zuzuſenden, nicht wenig Mühe, eine ſichere Gelegenheit zu finden, durch welche ſie an Dich gelangen konnten.

Mache Dir übrigens keine Sorge um meinetwillen, oder ſende etwa gar dies Geld zurück. Dies Zartgefühl würde ſich ſehr zur Unzeit zeigen, und ich würde dadurch

heftig beleidiget werden können. Bedenke, daß ich ſelbſt von dem Schmucke keinen Vortheil haben kann, da ich ihn um meiner eignen Bedürfniſſe willen nie berühren werde. Bedenke, daß das Andenken Deines Vaters gewiß dadurch am meiſten geehrt wird, wenn ich ihn zum Wohle ſeiner Kinder benutze. Ueberdies werden ja wohl auch glücklichere Zeiten kommen, wo wir die Schuld tilgen, und unſern kleinen Schatz wieder an uns ziehen können.

Mir ſelbſt ſteht nun gewiß eine glückliche Zukunft bevor. Ich habe Dir nemlich noch am Schluſſe dieſes Briefs eine frohe Neuigkeit zu melden. Du beſinnſt Dich auf den Randon, der auf dem Kollege *) zu Paris ſtudierte. Er liebte Deine Schweſter, und

*) Kolleges hießen vor der Revolution die gelehrten Schulen in Frankreich.

ward von ihr geliebt, aber ich war gegen dieſes Einverſtändniß, weil der junge Mann kein Amt hatte. Klara ſelbſt ſchien nach ſeiner Rückkehr in ſeine Vaterſtadt den Gedanken an eine Verbindung aufgegeben zu haben, beſonders da er ihr ſehr ſelten, und mehr in Geſchäften, als in Herzensangelegenheiten ſchrieb. Vor einigen Tagen meldet er ihr, daß er zum Abgeordneten bey dem Nationalkonvente erwählt ſey, und gleich nach ſeiner Ankunft in Paris ſeine Verbindung mit ihr betreiben wolle. Er ſchickt ihr ſogar eine ſehr große Summe, um an dem für das Leben wichtigen Tage nicht blos mit Anſtand, ſondern ſelbſt mit Glanz zu erſcheinen, und dadurch hat er vielleicht das Herz des eitlen Mädchens noch mehr gewonnen, als durch ſeine Treue. In wenig Tagen erwarten wir ihn, und dann wird die Hochzeit unverzüglich vor ſich gehen, denn es ſind ſchon alle Vorkehrungen

bey der Obrigkeit getroffen *). Ich ſelbſt werde nun auf Randons ausdrückliches Verlangen meine Tage bey ihm und meiner Tochter beſchließen.

Das bevorſtehende Feſt wird indeß kein Feſt ſo großer Freude für uns ſeyn, als es unter andern Umſtänden geweſen ſeyn könnte. Ach, nur zu ſehr wird uns der Gedanke an Dich beunruhigen, und mitten im Rauſche der Wonne verfolgen! Du kannſt unſern Kummer mildern, wenn Du uns recht bald, und tröſtlichere Nachrichten ſchreibſt, als wir bisher von Dir erhalten haben. Ich bin u. ſ. w.

*) Es war nehmlich während der Revolution verordnet worden, daß Perſonen, die einander heuratheten, nicht mehr vom Prieſter, ſondern von der weltlichen Obrigkeit verbunden werden ſollten.

Siebenter Brief.

Leopold Angely an ſeine Mutter.

Zürich.

Ich habe jetzt meine Flucht näher geprüft, und bin mit mir ſelbſt unzufrieden. Dem Rufe des Danks und der Ehre bin ich gefolgt, aber ich habe daheim eine meinem Herzen ſo theure Mutter verlaſſen, ich habe ſie dem Zweifel, der Sorge, der Schlafloſigkeit Preis gegeben. Mein Gewiſſen hört nicht auf, mir die heftigſten Vorwürfe zu machen. O warum kann ich nicht den Raum, der mich von Ihnen trennt, durchfliegen, zu Ihren Füßen niederſinken, und von Ihren Lippen das ſüße Wort Vergebung wegküſſen, womit mich Ihre Feder bereits erfreut hat! Vergeblicher Wunſch! Dem Verbannten, Geächteten wird es nie wieder vergönnt ſeyn, an dem zärtlichen, theilnehmenden Mutterherzen zu ruhen, unter welchem er ſein Daſeyn empfieng! — Ach, der Schmerz über=

mannt mich! — Verzeihen Sie, daß ich abbreche! —

Was haben Sie gethan, liebſte Mutter? — Nicht blos verziehen haben Sie mir, nein, Sie haben ſich auch des letzten Nothpfennigs beraubt, um dem Sohne, der ſeine Pflicht gegen Sie vergeſſen konnte, großmüthig eine Labung zu ſpenden. Sie haben mir dieſe Hülfe auf eine Art verliehen, die es mir zum Verbrechen machen würde, ſie auszuſchlagen, ſelbſt wenn innige Beſorgniß für Ihr eignes Wohl mir dies letztere auf das dringendſte anrathen ſollte. Ich habe ſie alſo angenommen, noch mehr, ich habe ſie bereits zu meinem Zwecke verwendet, und empfangen Sie nun, Verehrungswürdigſte, den ſchönen Lohn Ihrer Tugend in den Gefühlen, welche folgende Schilderung einer mir unvergeßlichen Scene gewiß in Ihnen hervorbringen wird.

Von unſern wenigen Baarſchaften war

nicht das geringſte mehr übrig. Der kranke Ducange war ſelbſt bey mehreren Ausgewanderten geweſen, um einiges Geld aufzunehmen, aber ſeine Bemühungen mußten bey Menſchen, die alle ſelbſt an dem Nöthigen mehr oder weniger Mangel leiden, vergebens ſeyn. Jetzt lagen Kummer, Angſt, Beſorgniſſe wegen der Zukunft ſchwer auf meiner Seele. Stumm und verlegen ſaßen wir alle drey bey dem Mittagsmahle, keins wagte es dem andern Troſt zuzuſprechen, denn ach, der Mangel, der ſich jetzt mit Rieſenſchritten einſtellte, ſtrafte jedes unſerer tröſtenden Worte, jede unſerer ſchon zu lange gegebenen Verweiſungen auf baldige beſſere Zeiten nur zu grauſam Lügen. Ducange hätte darin unſer Beſtreben, ſeiner zu ſchonen, erkennen ſollen; anſtatt deſſen hielt er unſer Stillſchweigen für Muthloſigkeit; er warf uns Blicke voll Jammer und Wehmuth zu, die uns zu ſagen ſchienen, daß

er ſich als den Urheber unſeres Unglücks anklage. Plötzlich ſprang er dann von Tiſche auf, ſank auf das Sopha und machte ſeinem gepreßten Herzen in einem Thränenſtrome Luft.

Kamilla ſetzte ſich an ſeine Seite, ſie ſtreichelte ihm die Wange und liebkoſ'te ihm auf alle Weiſe. Ich warf mich vor ihm nieder, ergriff die Hand des Greiſes, und lehnte heftig gerührt mein Geſicht auf dieſelbe. „Ich habe Euch beyde unglücklich gemacht!" ſprach er im Tone des höchſten Schmerzes. „Wir ſind vollkommen glücklich, ſo lange wir Sie beſitzen", war unſere Antwort. Er ſchluchzte. In ſeiner Seele arbeitete es heftig. Wir beſchwuren ihn, dem Gram nicht nachzuhängen, weil dies allein uns wirklich elend machen würde. Allmählich wurde er ruhiger. Er faßte meine Hand, drückte ſie mit Wärme, und ſagte dann: „Jüngling, Du kannſt wieder glück-

lich werden. Du haſt Freunde in Frank=reich, die ſich bemühen werden, Deine Un=ſchuld zu erweiſen. Glaube mir, es kann in unſerm armen Vaterlande nicht ſo blei=ben, wie es iſt. Die Blutmenſchen werden geſtürzt werden, und dann ſchlägt die Stunde Deiner Erlöſung.“

Hierauf wendete er ſich zu ſeiner Nichte. „Aber, meine gute Kamilla, ſprach er, wer ſoll Dir den Eingang in Dein Vater=land wieder öffnen? — Ich? — Ach alles droht, daß ich mein Unglück nicht lange überleben werde. Verwandte beſitze ich nicht mehr, und Freunde? — Das Herz bricht mir, aber ich darf Dich nicht in täuſchende Hoffnungen einwiegen. Freunde, die uns im Unglück treu bleiben, wie unſer Angely, ſind in dieſem Zeitalter, wo die unſelige Re=volution dem einen Bruder den Dolch gegen den andern in die Hände giebt, ſelten.“

„Und ſelbſt wenn Du Dein Vaterland

je wieder betreten ſollteſt, wer wird ſich des Mädchens, das, beſtimmt die Erbin einer Million zu werden, als eine arme Waiſe erſcheinen wird, annehmen? — Wer ihre Tugend ſchützen? — Wer ihr ein unabhängiges Daſeyn zu verſchaffen ſich bemühen? — Zwar hofft' ich noch immer den beſten, den zärtlichſten Freund für Dich wieder zu finden, aber auch dieſe Hoffnung wurde vereitelt."

„Wen meinen Sie, beſter Onkel?" fragte Kamilla ſich die Thränen trocknend.

Ducange. Deinen Vater.

Kamilla. Wie? mein Vater lebt?

Ducange. Er lebte noch bey'm Ausbruche der Revolution. Aber in welchen Winckel von Frankreich ihn dieſe geſchleudert hat, das weiß ich nicht.

Kamilla. Und Sie ſagten mir hiervon nichts?

Ducange. Um Dir Unruhe und Sor-

ge, um Dir das Sehnen nach einer geliebten Perſon zu erſparen, welches Du um keinen Preis hätteſt befriedigen können.

Kamilla. Warum nicht? — Ich bitte Sie, klären Sie mir alles auf!

Duçange. Ich habe lange genug geſchwiegen. Jetzt iſt es Pflicht zu reden. Dein Vater war ein Geldwechsler zu Paris. Sein Vermögen war nicht unbeträchtlich, noch mehr, ſeine Tugend war von allen anerkannt, und ich habe nie Urſache gehabt, in ihm meinen Bruder zu verläugnen. Gewiß konnten es nur ſchlechte Menſchen ſeyn, welche in ihm einen Verbrecher fanden, und doch — fehlte es an denſelben nicht. Er wurde in dem Jahre 1774 von ſeinem jungen Weibe geriſſen, und durch königliche Verhaftsbefehle in die Baſtille *) geworfen,

*) Die Baſtille war ein feſtes Schloß zu Paris, in welches Verbrecher, Verdächtige und ſolche, die auf irgend eine Weiſe ſich

in welcher er bis zu ihrer Zerſtörung geſchmachtet hat.

Kamilla. Und das Verbrechen des Unglücklichen?

Ducange. Iſt ihm vielleicht eben ſo wenig bekannt geworden, als uns. Ach, in jenen Zeiten war ebenfalls ein bloßer Verdacht hinreichend, den Menſchen für immer ſeiner Freyheit zu berauben, und die Revolution hat uns bis jetzt hierinn um nichts ge-

den Haß eines Großen zugezogen hatten, ſo unſchuldig ſie übrigens auch waren, eingekerkert wurden. Es war hinreichend, von dem Könige durch falſche Vorſtellungen blos einen Verhaftsbefehl (*Lettre de cachet*) auszuwirken, um den redlichſten Mann ohne weitere Unterſuchung ſeiner Freyheit oft für immer zu berauben. Zuweilen erfuhr er nicht einmal, warum er eingekerkert war. Dieſes Schloß, das zur Schande der Menſchheit daſtand, wurde 1789 vom Pariſer Volke zerſtört.

beſſert. Sein Vermögen wurde eingezogen. Deine Mutter war ſchwanger, als dies geſchah. Sie gebar Dich und ſtarb, und Dein Leben wurde ihr Tod. Von dieſem Augenblicke gehörteſt Du mir an.

Kamilla. Schrecklich! Aber die Baſtille iſt nicht mehr.

Ducange. Dein Vater wurde mit den übrigen Schlachtopfern des Neides, der Verfolgung, der Tyranney in jenem Volksaufſtande zu Paris, womit ſich die Revolution eröffnete, daraus befreyt. Ich erwartete, daß er den letzten Ueberreſt ſeiner Tage in den Armen ſeines Bruders, der nie aufgehört hatte, ihn zu lieben, verleben würde. Aber er kam nicht, er gab mir nicht einmal Nachricht von ſeinem Aufenthalte, und ich habe aller meiner Nachforſchungen ungeachtet denſelben nicht erfahren können.

Dieſe Erzählung machte einen tiefen Eindruck auf das Herz der gefühlvollen Ka-

milla. Eine dumpfe Stille herrſchte. Sie hatte ihr Köpfchen auf des Alten Schulter gelehnt, und weinte. Ich ſelbſt war heftig erſchüttert, und entfernte mich, um meinen Empfindungen freyen Lauf zu laſſen. Als ich wieder eintrat: ſo war auf den Aufruhr in der Seele des Greiſes die lieblichſte Ruhe gefolgt, deren der Sterbliche auf Erden theilhaft werden kann — er ſchlummerte. Auch ſeine Nichte, die noch immer an ſeinem Herzen lag, war — ſo ſchien es mir — in die Arme des allen Kummer lindernden Schlafs geſunken.

Das war ein Augenblick, wie ich ihn längſt erwartet hatte. „Beſſer, gelegener, dacht' ich, wirſt du ihn nicht erhalten," und doch war er, wie der Erfolg bewies, nicht glücklich gewählt. Ich trat an Ducange's Schreibebureau, und legte das Geld, das ich ſeit ſeinem Empfange in der Abſicht, es gehörig an den Mann zu bringen, nicht aus

der Rocktaſche gebracht hatte, auf daſſelbe hin. Froh und ſchon auf die herrliche Ueberraſchung rechnend, ſchlich ich dann wieder davon.

Nach einer Stunde war Ducange erwacht, und ich ward auf ſein Zimmer gerufen. Ich ſollte ihm etwas vorleſen. Als er an das Bureau gieng, um ein Buch davon zur Hand zu nehmen, fiel ihm das Geld in die Augen.

„Was iſt das?“ rief er verwundert.

Die nicht minder erſtaunte Nichte wußte nichts, und ich ſtellte mich, als wenn ich nichts wüßte.

„Wie iſt dies Geld hierher gekommen?“ fragte er weiter.

Wir blieben ihm beyde die Antwort ſchuldig.

Er las die Addreſſe, welche ich, um ihn vor jedem Zweifel zu ſichern, darauf gemacht hatte, und die alſo lautete: „An Herrn Pe-

ter Ducange zu beliebigem Gebrauche von einem ſeiner eifrigſten Verehrer.“

„Unbegreiflich! fuhr er mit Kopfſchütteln fort. Wer iſt, während ich ſchlummerte, auf dieſem Zimmer geweſen?“

Ich. Ich erinnere mich nicht jemand geſehen zu haben.

Kamilla. Aber ich erinnere mich, jemand an dieſem Bureau geſehen zu haben, denn nicht alle ſchlafen, welche die Augen geſchloſſen haben.

Sie warf lächelnd einen forſchenden Blick auf mich, welcher mich in Verlegenheit ſetzte. Um dieſe nicht merklich werden zu laſſen, entſchloß ich mich, mich zu entfernen. Umſonſt, ſie trat mir in den Weg. „Läugne es nicht, edler Menſch, ſprach ſie, meine Hand zwiſchen den ihrigen haltend. Du ſiehſt, ich habe Dich beobachtet. Ich erblickte Dich hier, als Du meinem Onkel die ſchöne Ueberraſchung bereiteteſt, ob

ich gleich nicht wußte, was Du vornahmſt. — Ja, ja, mein beſter Onkel, Angely iſt auf's neue unſer Wohlthäter geworden, und ſeine Anſprüche auf unſern Dank ſind nun kaum noch einer Vermehrung fähig.“

Was ſollte ich machen? War ich nicht gefangen? — Ich geſtand alſo, daß mir durch die Fürſorge meiner guten Mutter dies Kapitälchen zu Theil geworden wäre, und daß ich, da mein Geſchick mit dem ſeinigen auf das engſte verbunden ſey, keinen nützlichern Gebrauch davon zu machen wiſſe, als es ihm zum Beweiſe meiner Liebe zu überlaſſen.

Jetzt umarmte mich Ducange, und Freudenthränen ſtürzten über ſeine Wangen. „Treuſter meiner Freunde, ſprach er, wo ſoll ich Worte finden, Dir meine Rührung auszudrücken? — O dieſer Augenblick macht Dich meinem Herzen für immer ehrwürdig. — Ja, ſchreibe es Deiner Mut-

ter, daß der alte Ducange die Wohlthat nahm, und daß er von keinem Menſchen in der Welt ſo gern eine Wohlthat genommen haben würde. Der Himmel, der Deine Tugend ſieht, wird ihr Vergelter ſeyn, und in der Zufriedenheit, welche dieſe Summe auf einige Wochen in unſern Kreis führen wird, wirſt Du einen herrlichern Lohn finden, als ich Dir, ſelbſt wenn das Schickſal nicht ſo grauſam gegen mich geweſen wäre, zu geben im Stande ſeyn würde.“

Er drückte mich lange an ſein Herz, und Kamilla's thränenfeuchte Blicke hiengen mit Wohlgefallen an mir. O Gott! es waren die glücklichſten Augenblicke, welche ich je erlebt habe, und ich müßte Ihr Herz wenig kennen, theuerſte Mutter, wenn ich zweifeln wollte, daß dieſe Schilderung, ſo ärmlich ſie auch immer ſeyn, und ſo ſehr ſie hinter der Wirklichkeit zurückbleiben mag, in Ihnen dieſelben ſüßen Gefühle hervorrufen wird.

Jetzt geht mein Beſtreben nun dahin, mich auf eine andre Art um den guten Du=cange und ſeine Nichte verdient zu machen, und dazu bedarf ich von neuem Ihrer Hülfe. Sollte es durch fortgeſetzte Nachforſchungen nicht möglich ſeyn, den gegenwärtigen Auf=enthalt von Kamilla's Vater zu erfahren? Ich bitte Sie, ſorgfältig Nachrichten von ihm einzuziehen, und wenn Sie ſo glücklich ſeyn ſollten, welche zu erhalten, mir dieſel=ben ohne Verzug mitzutheilen.

Aus dem Bisherigen ſehen Sie übrigens zur Genüge, daß ſich das, was Sie fürch=teten, nur zu ſehr beſtätiget hat. Bruder Albert hat ſich ſehr unbrüderlich gegen mich benommen. Er verſagt uns die erbetene Unterſtützung zwar nicht, aber er will ſie uns nur gegen ein hinlängliches Unterpfand oder gegen ſichere Bürgſchaft leiſten. Für=wahr, wenn es meinem Principal möglich geweſen wäre, das eine oder die andre zu

geben: ſo würde er in Zürich ſelbſt Perſonen gefunden haben, welche ihm ausgeholfen hätten. Aus ſeinem Briefe, von welchem ich mich kaum enthalten kann Ihnen eine Abſchrift beyzulegen, leuchtet in der That der ſchimpflichſte Geiz hervor, der ihn nicht bloß höchſt ungerecht gegen andere macht, ſondern auch gegen ſich ſelbſt wüthen läßt, indem er ſich die nothwendigſten Bedürfniſſe, die ſelbſt der Aermere nicht umgehen mag, verſagt, und ein hartes, rauhes und freudenloſes Leben führt.

Indem ich mich weniger über die abſchlägliche Antwort, die er mir gegeben hat, als über ſeine eigne Verblendung von Herzen betrübte: ſo las ich mit Vergnügen die Nachricht von der bevorſtehenden Verbindung meiner Schweſter mit einem jungen Manne, in deſſen Umgange ich einſt einige der froheſten Stunden genoß. Möchte die gute Klara in der Ehe all das Glück finden, das ich ihr

wünſche, und deſſen ſie ſich durch Gehorſam gegen Sie und durch Liebe zu ihren Brüdern ſo werth gemacht hat. Ich habe ihr in dem Briefe an ſie, welchen ich dem Ihrigen bey=ſchließe, die innige Theilnahme an ihrer Freude zu bezeugen geſucht, welche mein Herz empfindet, und der Tag, an welchem ein vertrauensvolles Ja ſie für immer an den Mann ihrer Liebe ketten wird, ſoll von mir in meiner Verbannung mit Wonnegefühlen gefeyert werden. Ich bin u. ſ. w.

Achter Brief.

Die Mutter Angely an ihren Sohn Leopold.

Paris.

Welche Veränderung iſt plötzlich mit uns vorgegangen! Iſt es Traum oder Wirklich=keit, was ich ſehe? Dieſe Frage habe ich ſchon mehr als ein Mal an mich gethan, und werde ſie auch noch öfters thun, denn der

Uebergang aus unſerm verlaſſenen Zuſtande in das Geräuſch der großen Welt kömmt mir zu unerwartet. Die Hochzeit ſelbſt, und die Pracht, mit welcher ſie gefeyert wurde, wirſt Du aus Klara's Briefe kennen lernen. Seit dieſer Zeit haben wir unſere kleine Wohnung in der St. Markusvorſtadt*) verkauft, und Randon hat einen der glänzendſten Palläſte in der Stadt gemiethet. Hier gelangt man aus einem prachtvollen Zimmer in das andere. Marmor und Verzierungen von Gold ſind nirgends geſpart, an den Wänden prangen Gobelins**) von

*) Eine von den vielen Vorſtädten von Paris.

**) Gobelins ſind köſtliche Tapeten mit eingewirkten Figuren von Menſchen, Thieren, Blumen u. d. gl., die von Seiten der Kunſt großen Werth haben. Die Fabrik derſelben wurde von den Gebrüdern Gobelin, von denen ſie den Namen haben, zu Paris angelegt, und arbeitete bloß für den König, der

unſäglichem Werthe; die koſtbarſten Meubles zu welchen die entfernteſten Länder der Erde das Material lieferten, und in deren geſchmackvollem Bau die größten Künſtler in Frankreich mit einander wetteiferten, feſſeln den ſtaunenden Blick; in den Leuchtern vom reinſten Kryſtall bricht ſich am Abend der Glanz der Lichter zu tauſend Malen, und zaubert auf dieſe Weiſe den hellſten Tag mitten in die Nacht hinein; Perſiſche Teppiche ſchmücken den Fußboden; die größten Spiegel von St. Ildefonſo *),

viele von dieſen Tapeten an andere Fürſten, an Miniſter u. d. gl. verſchenkte. Die Verfertigung eines einzigen Stücks koſtete oft die Arbeit vieler Jahre. Dieſe Fabrik, die in der Revolution eingegangen war, iſt wieder hergeſtellt worden.

*) St. Ildefonſo, ein königliches Luſtſchloß in Spanien mit einer Spiegelfabrik, worin

die in den Zimmern aufgeſtellt ſind, machen, daß man ſich vom Kopf bis zum Fuße auf's genaueſte beſehen kann. Wir ſpeiſen theils auf dem köſtlichſten Porzellan, theils auf Silber; jedes Mittagseſſen beſteht aus acht Gerichten, und Spaniſche und Ungariſche Weine fließen bey der Tafel.

In den Garderobenzimmern erſtaunt man über die Pracht, welche darin aufgehäuft iſt. Randon und ſeine Frau haben jedes wenigſtens funfzig verſchiedene Anzüge, wovon der eine immer koſtbarer als der andere iſt, die aber alle von den feinſten Zeugen verfertiget ſind. Es kömmt nicht ſobald eine neue Mode auf's Tapet: ſo ſind wir die erſten, die ſie nachahmen, denn auch ich alte Frau muß mich ihr unterwerfen, um, wie Randon ſagt, dem Hauſe Ehre

die größten und ſchönſten Spiegel — oft Stücke von ſieben Fuß Höhe — gefertigt werden.

zu machen. Du kannſt leicht denken, daß auf dieſe Weiſe Schneider, Putzmacherinnen, Friſeurs und andere Leute dieſer Art von uns ziemlich beträchtliche Vortheile ziehen. Selbſt in den unbedeutendſten Kleinigkeiten ſucht Randon zu glänzen. Er hat noch geſtern einen Bologneſerhund für ſeine Frau mit funfzig Thalern bezahlt; er giebt für ein Fläſchchen mit wohlriechendem Waſſer oft unglaubliche Summen; er kauft meerſchaumne Pfeifenköpfe, ob er ihrer gleich ſchon eine Menge beſitzt, bloß aus Liebhaberey, das Stück zu 300 Livres; er hat jetzt noch eine Tabaksdoſe, auf welcher ſich eine Landſchaft nach Claude Lorrain *) in Email befindet, für 500 Livres im Handel, und iſt unabläſſig befliſſen, den Juwelenvorrath ſeiner Frau zu vermehren. Und

*) Claude Lorrain iſt der größte Landſchaftsmahler, welchen Frankreich hervorgebracht hat.

doch iſt das noch immer nicht genug. „Es muß, ſagt Randon täglich, bey uns mit der Zeit alles auf einen viel beſſern Fuß geſetzt werden.“

Ich habe wohl nicht erſt nöthig zu bemerken, daß eine beträchtliche Anzahl von Bedienten in reicher Kleidung jeden Augenblick bereit iſt, die kleinſten unſerer Wünſche zu erfüllen. Du kannſt nun leicht denken, in welche Verlegenheit ich öfters gerathe, wenn zwey Kammerfrauen bemüht ſind, mich an- und auszukleiden, da ich von jeher gewohnt geweſen bin, mich in allem ſelbſt zu bedienen. Uebrigens ſteht ſich die Dienerſchaft gut, und Randon giebt ſtärkere Gehalte, als in andern großen Häuſern allhier gewöhnlich ſind, ja er giebt oft mehr, als verlangt wird. Hieraus kannſt Du Dir einen Begriff von ſeiner Freygebigkeit machen.

In unſerm Garten wird man im nächſten Jahre die herrlichſten Gewächſe aus allen

Erdtheilen neben einander blühen ſehen. Randon iſt ein großer Freund von Blumen, und hat ſchon einige Male eine Haarlemer *) Tulpenzwiebel, mit 200 Livres bezahlt. Auch ſind Werkleute in Lohn genommen, um durch Sommerhäuſer, Springbrunnen u. d. gl., wozu hieſige Künſtler den Plan entworfen haben, den Garten zu verſchönern.

Randon hält einige herrliche Reutpferde, die von Andaluſiſcher Zucht **) ſind, und auf denen er häufig ausreutet. Uns Frauenzimmern hingegen ſtehen eine ſtattliche, mit

*) Haarlem, eine Stadt in der Bataviſchen Republik, deren Einwohner Blumengärtner ſind, und vorzüglich eine Menge Blumenzwiebeln ziehen, mit welchen ſie einen ſehr ausgebreiteten und einträglichen Handel treiben.

**) Das Königreich Andaluſien in Spanien bringt ungemein ſchöne, geſchwinde und feſte Pferde hervor.

allem was Bequemlichkeit und guter Geſchmack und Prachtliebe nur immer an die Hand geben können, reichlich verſehene Karoſſe und vier feurige Däniſche *) Renner, einander auf's Haar ähnlich zu Gebote, und Du kannſt leicht denken, daß wir davon den beſten Gebrauch machen.

Das Leben in dieſer großen Welt iſt übrigens ſonderbar genug. Es wäre eine Verletzung des guten Tons, wenn man früher als um zehn Uhr aufſtehen wollte, und wegen des ſpäten Schlafengehens iſt dies auch nicht wohl möglich. Zwey Stunden hindurch läßt man ſich ankleiden, dann werden einige Seiten in einem Buche geleſen, und nach drey Uhr geht es zur Tafel, bey welcher wir ſelten ohne Gäſte ſind. Wenn ſie geendiget iſt: ſo wird ein Spaziergang auf den Ely=

*) Die Däniſchen Pferde ſind wegen ihrer Größe, Stärke und Ausdauer berühmt.

ſäiſchen Felder oder in den Tuilleriengarten*) vorgenommen, oder man fährt nach einem von den Vergnügungsörtern, die um Paris liegen. Um acht Uhr geht es in das Schauſpiel, und wenn wir um eilf Uhr daraus zurückgekehrt ſind: ſo wird zu Abend geſpeiſt. Nach dem Abendeſſen haben wir wöchentlich noch ein- oder einige Male Thee- und Spielgeſellſchaft, die bis um drey Uhr dauert. Dann erſt begeben wir uns zur Ruhe.

So, mein lieber Sohn, iſt bey uns die Zeit eingetheilt. Der Stickrahmen, an welchem Du uns ſonſt vom Morgen bis zum Abend erblickteſt, iſt jetzt den Holzwürmern überlaſſen. Klara findet ſich noch beſſer in dieſe Lebensweiſe, als ich, denn der kleine Schalk hatte von jeher einen Hang zur Pracht

*) Die Elyſäiſchen Felder ſind ein berühmter Spaziergang neben dem herrlichen Pallaſt der Tuillerien in Paris, deſſen Garten von vorzüglicher Schönheit iſt.

und zum Vergnügen. Wir würden in der That beyde glücklich ſeyn, wenn nicht der Gedanke an Dein Schickſal uns die größten Freuden verbitterte, und wir nicht fürchten müßten, daß Du darbſt, während wir ſchwelgen.

Mein Troſt iſt, daß diejenigen, um deren willen Du Dich freywillig aus dem Vaterlande verbannteſt, ſo gute, liebenswürdige Menſchen ſind, die die höchſten Opfer von Deiner Seite verdienen. Sie haben das noch bey Gelegenheit der Ueberraſchung, die Du, mein tugendhafter Sohn, ihnen bereiteteſt, ſattſam bewieſen, und Du hatteſt richtig gerechnet, die Schilderung ihrer Güte hat in mir die ſüßeſten Gefühle erregt. Ich habe bey Randon, dem Du Dich, weil er viel für Dich thun kann, ſelbſt empfehlen wirſt, bereits angefragt, ob es nicht möglich wäre, Euch das verlohrne Vaterland wiederzugeben, er zuckte aber die Achſeln,

und meinte, daß, um dies zu bewirken, ruhigere und beſſere Zeiten abgewartet werden müßten.

Nach dem unglücklichen Ducange, dem Bruder deines Principals werden wir uns fleißig erkundigen. Ich bin u. ſ. w.

Neunter Brief.

Leopold Angely an ſeine Mutter.

Zürich.

Was ich geahndet hatte, meine verehrungswürdige Mutter, das iſt auf eine nur zu fürchterliche Weiſe eingetroffen. Ducange, der edle, von mir angebetete Ducange iſt nicht mehr! Seine Geſundheit, durch das Alter geſchwächt, war durch die bisherigen Leiden aller Art in die größte Zerrüttung gerathen, und langſam ſahen wir ihn dem Grabe entgegenwelken. Ein Schlagfluß, der ihn in der verfloſſenen Nacht über-

fiel, hat ſeine Auflöſung beſchleunigt, und ihn in jenes Land geführt, wo kein Elend die Guten verfolgt, wo keine Thränen des Kummers fließen. Ich würde untröſtlich am Leichnam meines väterlichen Freundes ſeyn, wenn nicht ſein Tod — ach, er ſelbſt ſtarb ja mit heitrer, lächelnder Miene — der Anfang meines Lebensglückes auf eine unerwartete Weiſe geworden wäre.

Ducange lag entkräftet und dem Tode ſchon nahe auf ſeinem Lager. Kamilla trat zu ſeiner Rechten, ich zu ſeiner Linken, und ſinnlos ſtarrten wir auf unſern Wohlthäter hin, der uns entriſſen werden ſollte. Plötzlich wurde ſein dunkles Auge heller, ſeine Hände falteten ſich, und mit gen Himmel gerichtetem Blick ſprach er: „Ewiger Vater Deiner Menſchen, du rufſt mich! Du erſetzeſt mir das irdiſche Vaterland, das ich verlohr, durch das himmliſche. Mein Glück dämmert auf's neue, oder vielmehr ich war

nie unglücklich, denn die kurze Prüfung, die Du mir in den letzten Stunden meines Erdenlebens auflegteſt, iſt dieſes hohen Lohnes nicht werth. Ruhig werde ich vor Deinem Richterſtuhle erſcheinen, denn kein böſer Vorſatz befleckt mein Gewiſſen; mit Freuden verlaſſe ich eine Welt, wo noch kein Glück vollkommen war. Nur eine Sorge nehme ich mit in's Grab. Ach!“

Er blickte eine Zeitlang ſchweigend bald mich, bald Kamilla an. „Möchten, fuhr er fort, Eure Schickſale wenigſtens verkettet ſeyn. Jedes von Euch würde ſeine Sorge vergeſſen, um nur der Tröſter des andern zu werden.“

Er ergriff Kamilla's Hand. „Angely, ſprach er, iſt ſo gut“ —

„Wie ich noch keinen Mann fand,“ ſtammelte die Holde mit mädchenhafter Schüchternheit.

Jetzt faßte der Kranke auch meine Rech=

te. „Kamilla, ſagte er, war ſelbſt im Schooße des Ueberfluſſes von ſo reinen untadelhaften Sitten“ —

„Wie ich noch kein Mädchen ſah,“ fiel ich ein, und ich fühlte meine Wange vor Schaam glühen.

„Ja, ja, ſagte der Greis, ihr ſeyd beyde tugendhaft, das eine verdient in dem Herzen des andern zu leben.“

Ich war in großer Verlegenheit, dennoch wagte ich es, einen Blick auf Kamilla zu werfen, um zu ſehen, wie ihr Benehmen ſeyn möchte. Er begegnete dem ihrigen, den ſie in gleicher Abſicht auf mich richtete. Die Blicke verſtanden ſich, ſogleich auch die Herzen. Von gleichen, unbeſchreiblich ſchönen Gefühlen übermannt, riſſen wir in demſelben Nu unſre Hände aus den Händen Ducange's, die ſie noch immer hielten, und wie mechaniſch ſchlugen ſie ſich über dem liebenden Herzen, das ſich brechend noch mit

unſerm Glück beſchäftigte, in einander. „Amen, Amen! rief der entzückte Greis, Gott ſegne Euch, meine Kinder!“

Durch einen tiefen Seufzer machten wir beyde unſerm Herzen Luft, und der erſte Strahl der Sonne, die eben in Oſten aufgieng, ſah Kamilla in meinem Arme, an meinem Herzen mir ewige Liebe und Treue ſchwören. Der höchſte Wunſch, den ich hegte, und der zwar meine ganze Seele füllte, aber es nie wagte meinen Lippen zu entſchlüpfen, iſt erfüllt. Ich konnte und kann mein Glück noch nicht faſſen.

„Ihr ſeyd arm, ſagte der Greis, nachdem er ein ſtilles, vertrauenvolles Gebet zum Himmel geſendet hatte, aber Mangel, dünkt mich, werdet Ihr nicht leiden. Du biſt ſparſam, mein Sohn, Deine Gattin iſt wirthſchaftlich. Das ſind koſtbare

Schätze, die ein großer Theil von unſern Unglücksgefährten nicht mit aus ihrem Vaterlande davon getragen haben.“

Es waren ſeine letzten Worte. Wenige Augenblicke darauf verſchied er, und wir weinen nun an ſeinem Sarge.

Morgen werden wir den Leichnam der Erde wiedergeben. Hierauf werde ich Sorge tragen, den Segen des Prieſters zu unſerer Verbindung zu erlangen, um die Theure auch vor den Augen der Welt mein nennen zu dürfen.

In Zürich wird unſer Aufenthalt übrigens am längſten gedauert haben. Wir ſind entſchloſſen, nach Hamburg abzugehen, wo ich vielleicht bey der Handlung ein Unterkommen finde. Wegen der Reiſekoſten, die allerdings beträchtlich ſind, bin ich nicht in Verlegenheit. Sie wiſſen, daß ich ziemlich gut ſilhouettire. Von dieſer Kunſt, die ich zeither nicht benutzt habe, werde ich mich

und mein gutes Weib vor der Hand ernähren.

In beyliegenden Briefen habe ich der Randon und Albert mein Glück gemeldet. Ich bitte Sie, dieſelben an die Behörde zu beſorgen, und bin u. ſ. w.

Zehnter Brief.

Albert Angely an ſeinen Bruder Leopold.

Montpellier.

Alſo biſt Du nun auf ein Mal ein Ehemann! — Nun ich will von Herzen wünſchen, daß Dich dieſer Schritt niemals gereuen möge. Soviel weiß ich, ich würde ihn nie gethan haben. Für einen Mann ohne Vermögen iſt eine reiche Heurath immer noch das beſte Mittel, glücklich zu werden. Du haſt Dich nun aller Ausſichten, ein wohlhabender Mann zu werden, auf einmal beraubt. Wenn Deine Liebe zu dem

alten Ducange auch noch ſo groß geweſen wäre: ſo hätte ſie doch nicht ſo weit gehen ſollen, daß Du, um ihm gefällig zu werden, alle Ausſichten auf Verbeſſerung Deiner Lage hätteſt aufgeben ſollen. Was hilft Dir alle Schönheit, was helfen Dir alle Tugenden Deiner Frau, wenn Du mit ihr hungern mußt?

Indeß der Schritt iſt einmal geſchehen, und zu geſchehenen Dingen muß man das Beſte reden. Ich wünſche Dir daher alles Glück. Da es der Anſtand ſo mit ſich bringt, daß Heurathende von ihren Verwandten ein Hochzeitgeſchenk erhalten: ſo muß ich wohl auch zeigen, daß ich zu leben weiß. Gern ſchickte ich Dir einiges Geld, denn ich merke wohl, daß Dir damit am meiſten gedient ſeyn würde — aber ich armer Mann bin gegenwärtig ſelbſt nicht in einem Zuſtande, der ein ſolches Geſchenk zuließe. Mag es der liebe Himmel wiſſen, was ich den Leuten

gethan habe, alles hält ſich an mich, alles will von mir reich werden, gleich als wenn das Geld bey mir in ſolcher Menge läge, daß es mit Scheffeln gemeſſen werden müßte. Wenn ich mir nur vom geringſten Tagelöhner etwas machen laſſe, ſo rechnet er mir doppelt ſoviel dafür an, als einem andern, und ſagt: „ey der hat es, der kann es geben, der genießt ſein Geld ohnedieß nicht, und läßt es tod liegen.“ Kurz, die Menſchen haben heutiges Tages keine Religion und kein Gewiſſen, und daher kömmt es, daß ich ſeit kurzem zweymal betrogen, und einmal ſogar beſtohlen worden bin.

Lange habe ich nachgeſonnen, was ich Dir wohl ſchicken könnte. Meine Geräthſchaften brauche ich alle ſelbſt, und ich zweifle auch, ob ſie Deiner Frau geſchmackvoll genug ſeyn möchten. Da iſt mir endlich ein Himmelsglobus in die Augen gefallen, den ich vor einigen Jahren von einem

böſen Schuldner habe annehmen müſſen, und den ich nicht brauchen kann. Er war etwas ſchadhaft, aber ich habe ihn ausbeſſern laſſen, und ſende ihn Dir als ein Andenken an mich. Er kann Dir vielleicht mehr nützen als mir. Ich will wünſchen, daß er unterwegs nicht beſchädiget wird. Uebrigens bin ich u. ſ. w.

Elfter Brief.

Klara Randon an ihren Bruder Leopold Angely.

Paris.

Viel Glück, lieber Bruder, auf dem Meere des Eheſtandes, welches Du jetzt beſchiffſt! Es iſt ein tobendes, ſtürmiſches Meer, das glaube mir, aber es erheben ſich auch in demſelben reizende, liebliche Inſeln, und ich wünſche, daß Du recht oft an ſolchen landen, und Dich darauf ergötzen magſt. Damit Du aber als ein wohl ausgerüſteter

Seemann auf demſelben erſcheinſt: ſo hat mein gutwilliger Randon für die nöthigen Vorräthe geſorgt. Ohne Bild zu reden, damit Du, beſter Leopold, in einer Lage, die ziemlichen Aufwand erfordert, auch etwas in den Händen haſt: ſo höre, was ich Dir nach dem Willen meines Gatten zu ſagen habe. Wir leſen in Deinem Briefe, daß Du nach Hamburg abreiſeſt. Der Weg wird Dich alſo durch Frankfurt am Mayn führen. Hier haben wir 5000 Franken zu heben, allein die Einleitung einer mühſamen Korreſpondenz iſt dabey durchaus nöthig. Soviel Weitläuftigkeiten iſt die Kleinigkeit kaum werth. Für Dich als Anfänger kann ſie indeß von einigen Nutzen ſeyn, wenn Du gleich ebenfalls nicht viel damit anfangen wirſt. Nimm alſo anſtatt des gebräuchlichen Hochzeitgeſchenks beyfolgende Anweiſung an das Frankfurter Handelshaus, und laß Dir das Sümmchen auszahlen.

Uebrigens empfiehl mich und meinen Mann Deiner Gattin auf's beſte, und glaube, daß ich unausgeſetzt bin u. ſ. w.

Zwölfter Brief.

Meyer an Lafiteau in Lyon.

Hamburg.

Alles, mein Theuerſter, was Sie mir in Ihrem letzten Briefe von den traurigen Schickſalen und von dem Tode unſeres Freundes Ducange gemeldet haben, das habe ich nun noch genauer und umſtändlicher, und zwar aus der erſten Quelle ſelbſt erfahren. Eben jene ſchöne Kamilla, die uns noch im vorigen Jahre, als ich zu Lyon war, an Ducange's Tafel mit ihren Witzen ſo angenehm unterhielt, befindet ſich gegenwärtig in Hamburg, zugleich mit ihrem Gatten, den Sie kennen werden, ſo wie ich mich ihn in Lyon geſehen zu haben recht wohl erinnere.

Es iſt Angely, ehemaliger Kommis in Ducange's Handlung. Er blieb ſeinen Principal auch im Unglück getreu, und folgte ihm in die Verbannung, aber er iſt nun auch für das, was er ihm aufopferte, durch den Beſitz ſeiner ſchönen Nichte hinreichend belohnt.

Es iſt in der That ein liebenswürdiges Menſchenpaar, das ſich von dem gewöhnlichen Schlage der Franzöſiſchen Ausgewanderten, die nur zehren, aber nichts erwerben wollen *), und die uns Deutſchen noch immer über die Schultern anſehen, ſehr zu ſeinem Vortheil unterſcheidet. Ich habe die

*) Man muß bedenken, daß der größte Theil der Franzöſiſchen Ausgewanderten im Vaterlande im höchſten Ueberfluß von ihren Kapitalien, oder vom Ertrag ihrer Landgüter gelebt, und alſo nicht daran gedacht hatten, eine Kunſt zu erlernen, die ihnen im Nothfall Unterhalt verſchaffte.

beyden Leutchen gleich bey'm erſten Anblick lieb gewonnen. Freylich ſind ſie, da der arme Ducange von ſeiner Habe nicht das Geringſte gerettet hat, im höchſten Grade arm, aber nicht leicht findet man auch Menſchen, die ſich ſo gut in die Armuth zu ſchikken wiſſen, wie ſie. Angely hat die weite Reiſe von Zürich nach Hamburg unternommen, ohne eines Hellers mächtig zu ſeyn. Soll ich Ihnen dies Wunder erklären? Er hat nür kleine Tagereiſen gemacht, und hat die Nachmittage benutzt in den Städten, durch welche er gereiſt iſt, an öffentliche Orte zu gehen, und die Anweſenden, die es verlangt haben, abzuſilhouettiren. Dadurch hat er, beſonders da er alle unnöthige Ausgaben ſorgfältig vermieden hat, den einen Tag immer ſoviel vor ſich gebracht, als am andern zur Fortſetzung ſeiner Reiſe nöthig geweſen iſt. Als er hier angelangt war: ſo ſuchte er mich auf als den einzigen Deut=

ſchen auf deſſen Unterſtützung er ſich einige Rechnung habe machen können. Um dieſem Vertrauen zu entſprechen, habe ich ihn, bis er ein beſſeres Unterkommen findet, in meine Handlung genommen, um die Franzöſiſche Korreſpondenz zu führen, und wir beyde ſind mit einander zufrieden.

Noch mehr bewundere ich ſeine Gattin, die im größten Ueberfluſſe erzogen iſt, und dennoch ihrem kleinen, beſchränkten Hausweſen mit einer Vorliebe, einer Sorgſamkeit vorſteht, welche man in der Regel nur von Frauenzimmern erwartet, die von Jugend auf die Dürftigkeit nöthigte, das Ihrige zu Rathe zu halten. Aus dem Pallaſte, in welchem ich zu Lyon mit ihr bekannt wurde, iſt ein ärmliches Dachſtübchen geworden; ſtatt der Leckereyen, womit vielgeübte Köche einſt den Tiſch ihres Onkels beſchwerten, genießt ſie nur das, was man bey uns Hausmannskoſt nennt; ſtatt der Perlen und

Diamanten, die einſt an ihr funkelten, erblickt man ſie zu Hauſe nur im einfachen leinenen, wiewohl äußerſt reinlichen Gewande; anſtatt, wie ehemals eine Menge männlicher und weiblicher Diener durch ein einziges Wort in Bewegung zu ſetzen, unterzieht ſie ſich den häuslichen Geſchäften, die freylich in ihrer kleinen Wirthſchaft weder groß noch zahlreich ſeyn können, ſelbſt. So bitter nun auch immer ein ſolcher Wechſel für jedes fühlende Herz ſeyn muß: ſo ſieht man ſie doch ſtets heiter, zuweilen ſelbſt luſtig, und die Liebe ihres Gatten, deſſen kleinſten Wünſchen ſie begegnet, ſcheint ihr höchſtes Glück zu ſeyn. Wahrlich, lieber Freund, wenn man dieſe einfache, anſpruchloſe Lebensart, dieſe Genügſamkeit, dieſe kindliche Liebe des ſeltenen Paares erblickt: ſo vergißt man, daß es Unglückliche ſind, man nimmt das Mitleid, das ihr Zuſtand im Anfange abnöthigte, gern zurück, und

ſchenkt ihnen dafür die höchſte Bewunderung.

Dies, mein lieber Lafiteau, hielt ich für Pflicht, Ihnen zu berichten, nicht nur, damit Sie wiſſen möchten, was aus der Nichte unſeres Ducange geworden iſt, ſondern damit Sie auch ſehen ſollten, daß die Aſche des Verewigten in Ehren gehalten wird, und daß er in ſeinen Kindern — er ſelbſt gab ihnen dieſen Namen — fortlebt. Ich bin u. ſ. w.

Dreizehnter Brief.

Die Mutter Angely an ihren Sohn Leopold.

Paris.

Dem Himmel ſey Dank, daß ich meinen lieben Leopold nun geborgen weiß! Das Unterkommen, welches Du in Hamburg gefunden haſt, wird Dich wenigſtens vor Mangel ſichern, und die Zeit wird gewiß auch

noch manche Verbeſſerung in Deiner Lage herbeyführen. Glaube mir, mein Sohn, nur die allzulebhafte Erinnerung an das, was Du mit Deiner Gattin verlohrſt, iſt es die gegenwärtig Deinen Zuſtand noch verbittert; laß dieſe etwas ſchwächer geworden ſeyn, laß ſie minder häufig wiederkehren, und Du wirſt glücklich genannt werden können. Ach, vielleicht wirſt Du glücklicher ſeyn, als wir mit aller unſerer Pracht, die im Grunde nichts weiter, als ein glänzendes Elend iſt.

Ich habe nun dieſen Randon näher kennen gelernt, und ich verhehle es Dir nicht, daß ich mit ihm äußerſt unzufrieden bin. Daß er einiges väterliche Vermögen beſeſſen hat, iſt nicht zu läugnen; aber von dieſem iſt — nichts mehr übrig. Ein halbes Jahr, welches wir in Saus und Braus zubrachten, hat es völlig verzehrt. Obgleich Klara ihre Neigung zu glänzen befriediget ſieht: ſo hat

ihr der große Aufwand doch vom Anfange Beſorgniſſe erregt, die ſie, wie ſie mir geſteht, ihrem Manne mitgetheilt hat. „Herzchen, ſey ohne Sorgen, hat Randon darauf erwiedert, es wird mit uns keine Noth haben. Freylich iſt es wohl richtig, daß mein Vermögen bey dieſem Aufwande nicht zunehmen kann, aber ich habe auch dafür von andern Seiten auf beträchtliche Hülfsquellen zu rechnen. Erſtlich beſitze ich eine alte, reiche Tante, deren Erbe ich einſt ſeyn werde. Sodann habe ich die Ausſicht; durch den Konvent zu einer beſondern Anſtellung, z. B. als Kommiſſair in den Departements oder bey den Armeen zu gelangen, und dadurch eine anſehnliche Vermehrung meines Gehalts zu bekommen. Ferner habe ich jetzt ein wichtiges Werk über den gegenwärtigen Zuſtand von Frankreich unter der Feder, das mir einige tauſend Franken eintragen muß. Und endlich können doch die Menge Looſe, die

ich in der Holländiſchen Staatslotterie habe, auch nicht ohne Gewinn bleiben. Vielleicht haben wir ſogar das Glück, den größten zu erhalten, und bedenke nur! was denn für angenehme Zeiten erfolgen werden!“

Mit dieſen angenehmen Hoffnungen hat er ſich und Klara lange hingehalten, um auf das ſchrecklichſte betrogen zu werden. Die Tante ſtarb zuerſt, aber ſie war nicht nur nicht ſo reich, als man glaubte, ſondern es beerbten ſie zugleich mit Randon auch noch zwey andere Verwandte, und der Antheil, der auf jeden fiel, war ſo unbeträchtlich, daß ſein Einfluß auf die Verbeſſerung unſerer Glücksumſtände nicht merklich geweſen iſt. Das Buch iſt fertig, aber es kauft es kein Buchhändler, weil Randon als Schriftſteller noch nicht bekannt iſt, und es den Menſchen jetzt zu ſehr an Geld fehlt, um an das Bücherkaufen zu denken. Die Lotterie iſt gezogen, und unſere Looſe haben

ſämmtlich nichts, als — Nieten davon getragen. Und was die Anſtellung, auf welche er hoffte, betrifft: ſo iſt ſie ebenfalls zur Zeit noch nicht erfolgt, und wir ſind alſo blos auf den für unſre Verhältniſſe ſehr unbeträchtlichen Gehalt, welchen er als Konventsmitglied bezieht, eingeſchränkt. Hieraus kannſt Du ſehen, wie gefährlich es iſt, wenn man auf ungewiſſe Dinge rechnet.

Nichts deſtoweniger ſieht man noch immer nicht, daß Randon ſich zu Einſchränkungen bequemt. Noch immer kömmt keine neue Mode auf, welche er nicht mit ſeiner Frau zuerſt mitmachen ſollte. Kleider, die ſie erſt ein- oder zweymal getragen haben, werden ein Raub der Motten, weil ſie nicht nach dem neueſten Schnitt ſind. Sie könnten abgeändert werden, aber das würde, ſagen ſie, unſchicklich ſeyn, und von andern als ein Beweis von Armuth belächelt werden. Es werden alſo neue gekauft, um in

kurzem daſſelbe Schickſal zu haben. Beſonders koſtet Deine Schweſter in Rückſicht auf Mode ihrem Manne viel Geld. Kein Kopfputz iſt ſo theuer, kein Schmuck ſo koſtbar, um deſſen Beſitz ſie ihren Mann nicht bitten, und mit dem glücklichſten Erfolg bitten ſollte. Was ſie nicht mehr tragen will, das verſchenkt ſie, oder läßt ſich darum betrügen. Auf das Hausweſen ſieht niemand, und die Diener betrügen ihren Herrn vor ſeinen Augen; er weiß das, aber er nimmt ſich nicht die Mühe es zu hintertreiben, denn es wäre, ſpricht er, unanſtändig, wenn man über ſolche Kleinigkeiten reden wollte.

Wahr iſt's, Randon und ſeine Frau gehen äußerſt ſchön und geſchmackvoll gekleidet, aber was werden ihnen die Kleider helfen, wenn das Vermögen verthan iſt? Ueberdies mit welchen unnöthigen Koſten iſt oft dieſe äußere Verſchönerung verbunden! Neulich will Randon eine neue Jagdkleidung haben.

Der Schneider, der zu ſehr beſchäftigt iſt, kann ſie erſt in acht Tagen liefern. Das iſt nichts für Randon, der ſie ſchon morgen haben will; er drückt dem Schneider zwey Goldſtücke in die Hand, und nun erhält er ſie zur rechten Zeit.

Derſelbe Randon iſt neulich in einer Spielgeſellſchaft, in welcher er anſehnlich verliert. Bekanntlich gehört alles Geld, das man aus Verſehen vom Tiſch fallen läßt, den Bedienten. Er beſinnt ſich, daß er das ganze Spiel hindurch nichts hat fallen laſſen, und aus Furcht, für geizig gehalten zu werden, wirft er drey Louisd'or von freyen Stükken unter den Tiſch!! — Wie verſchieden ſind doch die Gemüthsarten der Menſchen. Randon wirft das Geld weg, Dein Bruder Albert würde mit den Bedienten unter dem Tiſche herumgekrochen ſeyn, um es zu ſuchen.

Randon will Kenner von Gemählden

ſeyn, und iſt es nicht. Er hat welche zu ungeheuern Preiſen gekauft, von welchen mir Sachverſtändige verſichert haben, daß ſie nicht die Hälfte der Summen werth ſind, welche ſie koſten. Es fiel ihm ein, ſich bey Paris ein Sommerhaus zu bauen. Die Gegend bot ihm die herrlichſten Plätze zur wohlfeilen Ausführung dieſes Vorhabens dar. Er bauete es mit einem unbeſchreiblichen Aufwande mitten in die Seine, und lies einen Hügel, welcher die Ausſicht hinderte, abtragen und der Erde gleich machen.

Er trägt keine andern, als ſeidene Strümpfe, und jedes Paar nur einmal. Wir hatten einen koſtbaren Kryſtallleuchter, welchen alle Fremde bewunderten. „Sie halten denſelben wohl recht werth?“ ſagte neulich einer, nachdem er ihn lange betrachtet hatte. „Hm! antwortete Randon, ein ſolcher Bettel iſt bald wieder zu bekommen, und ſchlug mit einem Stocke, welchen er

gerade in der Hand hielt, in denſelben, daß er in Stücke zerſprang. In einigen Tagen hieng ein anderer eben ſo koſtbarer an ſeine Stelle.

Was wirſt Du endlich ſagen, wenn ich Dich verſichere, daß Randon eine Ehre darin ſucht, ſeine Pfeifen mit nichts als Aſſignaten*) anzuzünden, und daß er von Zeit zu Zeit Parthien derſelben einwechſelte, um ſie zu Fidibuſſen zu gebrauchen? Was wirſt Du ſagen, wenn Du hōreſt, daß Deine Schweſter ſich neulich in Rheinweine badete, und denſelben hernach den Bedienten überließ, nicht etwa Krankheit halber, ſondern um eine andere Dame zu übertreffen, von welcher ſie hōrte, daß ſie ſich von Zeit zu Zeit eines Milchbads bediene?

*) Aſſignaten hieß das Papiergeld, womit Frankreich während der Revolution überſchwemmt wurde, und das zuletzt freylich mehr als zwey Drittel von ſeinem Werthe verlor.

Gewiß wirſt Du Dich nun nicht mehr wundern, daß Randons Vermögen erſchöpft iſt, und daß er ſogar ſchon beträchtliche Schulden gemacht hat. Man ſollte glauben, daß er dadurch den Werth des Geldes beſſer kennen gelernt haben ſollte, aber den leichtſinnigen Mann kümmert das nicht. Er ſtellt einen Wechſel nach dem andern aus, und giebt die zwey tauſend Franken, die er zu zehn Procent aufnimmt, in der nächſten Stunde ſchon für ein Pferd, aus der Berberey *) hin.

Das kann nicht ſo fortdauern. Meine Ausſichten in die Zukunft ſind ſehr trübe. Der Himmel müßte ein Wunder thun, wenn der Ausgang dieſes luſtigen Trauerſpiels fröhlich ſeyn ſollte. Ich bin u. ſ. w.

*) Die ſchönen Pferde in der Berberey ſind Arabiſcher Abkunft.

Vierzehnter Brief.

Leopold Angely an ſeine Mutter.

Hamburg.

Hier, meine beſte, theuerſte Mutter, ſende ich Ihnen die dreyhundert Franken, welche Sie mir vor länger als einem Jahre zum Beſten des armen Ducange liehen, mit dem innigſten Danke zurück, damit Sie unverzüglich das Ihnen ſo werthe Andenken meines Vaters wieder an ſich bringen können. Gottlob! daß ſie getilgt iſt, dieſe Schuld, die meinem Herzen ſo heilig, und die ein Jahr lang der Gegenſtand aller meiner Sorgen war. Sie fragen, was mich in den Stand ſetzt, Ihnen das Geliehene ſo bald zurückgeben zu können? — Nicht die Geldſumme, die ich durch die Güte meines Schwagers zu Frankfurt am Mayn gehoben habe; noch unberührt liegt dieſe in eben den Papierrollen, in welchen ich ſie erhielt, und ihre rechte Beſtimmung hängt noch von der

Zukunft ab. Nein, ich habe eine Geldquelle gefunden, die mir für mein ganzes Leben reichlich fließen wird. Es iſt jene mir ſo oft von Ihnen empfohlene Tugend, das Seinige zu Rathe zu halten, es iſt die Sparſamkeit, die mich ſo glücklich gemacht hat.

Gleich bey meiner Ankunft in Hamburg nahm ich mir vor, über meine Einnahmen und Ausgaben die genaueſten Rechnungen zu führen, und dafür zu ſorgen, daß die letztere jeden Tag kleiner ſey, als die erſtere. Das iſt eine Vorſichtsregel, die ich allen Armen, die ſich dem Mangel durch eigene Kraft entreißen müſſen, auf's dringendſte empfehle. Die Furcht, daß man am Abend ſeine Schande werde in das Rechnungsbuch eintragen müſſen, macht, daß man den Tag über ſich vor allen unnöthigen Ausgaben ſorgfältig hütet. Freylich nur unmerklich, vielleicht nur um Groſchen nimmt das

Vermögen zu, aber es iſt doch fortwährend im Steigen, und nach einiger Zeit nimmt man mit unausſprechlichem Vergnügen wahr, daß ſich die einzelnen Groſchen zu Thalern geſammlet haben.

Ich fand in Herrn Meyer meinen Gönner. Sobald als ich hoffen durfte, daß mein Aufenthalt in Hamburg bleibend ſeyn würde: ſo miethete ich ein Zimmer, das zwar klein iſt, aber für zwey Perſonen von beſchränkten Wünſchen Raum genug enthielt. Ach, es war anfänglich ſo leer, wie meine Kaſſe. Es mußte alſo täglich etwas von den Ausgaben für den Unterhalt erſpart werden, um das nöthigſte Geräth nach und nach anzukaufen, und welche Freude es mir brachte, meine Haabe jede Woche um ein Stück vermehrt zu ſehen, und dabey den Gedanken hegen zu dürfen, daß alles durch eigne Kraft und eigne Tugend errungen ſey — o davon

kann nur der urtheilen, welcher in ähnlichen Lagen geweſen iſt.

Als ich endlich mein Zimmer nach Nothdurft, das heißt nicht ſo wohl mit prachtvollen, als vielmehr nützlichen Geräthſchaften gefüllt hatte: ſo erhielt das Erſparte eine andere Beſtimmung. Ich ſchaffte mir und meiner Frau einige unentbehrliche Kleidungsſtücke, an denen es uns lange gefehlt hatte. Jetzt konnten wir mit Anſtand erſcheinen, nichts deſto weniger fiengen wir an zu ſparen — und die Tilgung meiner Schuld iſt, wie Sie ſehen, die Folge meiner Bemühungen. Anfänglich wurde mir dies letztere Erſparen ſauer genug. „Dreyhundert Livres? dacht' ich, das iſt eine zu große Summe, die wirſt du im Leben nicht zuſammen bringen.“ Ach! ich glaube, liebe Mutter, daß viele gern ſparen würden, wenn ſie nicht die Menge oder Größe deſſen, was erſpart werden muß, in Furcht ſetzte.

Allein dieſe Menſchen vergeſſen, daß ihre Kraft, ſobald ſie ſie nur gebrauchen wollen, noch größer ſeyn kann, als die Schwierigkeit, die zu überwinden iſt, und das Mißtrauen in ſich ſelbſt macht ſie zu Verſchwendern. Sparſamkeit kann nicht ohne Muth ſeyn.

Jetzt nun ſind wir befliſſen, uns einen Nothpfennig zu erübrigen. O es iſt doch gar zu vortheilhaft, wenn man in Krankheiten und andern Unfällen ein kleines Gut vorräthig hat, und keine Schulden machen darf. Man giebt ſein Geld ohne Kummer hin, weil es keine andere Beſtimmung haben ſollte, als dieſe, und blickt dem Unglück muthiger entgegen.

Glauben Sie ja nicht, daß wir dabey Noth leiden, meine liebſte Mutter. Freylich iſt bey uns nichts ſo koſtbar, als in den großen Häuſern zu Paris, aber doch ſehe ich darauf, daß es in ſeiner Art gut, und

ſeiner Beſtimmung angemeſſen ſey, und ich ſpare nichts, ja, man könnte ſogar ſagen, daß ich verſchwende, wenn es darauf ankömmt, den Dingen, die ich brauche, dieſe Eigenſchafften zu geben. Unſer Mittagsbrod beſteht zwar nur in einem einzigen Gerichte, das noch überdies weder köſtlich zubereitet, noch in ſilbernen Gefäßen aufgetragen wird, aber es muß nährend und kräftig, es muß in einer ſolchen Fülle vorhanden ſeyn, daß wir vollkommen davon geſättigt werden. Ein Glas Wein, wenn auch nur von einer wohlfeilern Art, wird dann und wann zur Stärkung von uns getrunken. Unſere Kleider ſind nicht vom feinſten Zeuge, aber ſie ſchützen uns vor der Witterung, und wenn ſie nicht ganz modiſch ſind, ſo ſind ſie doch wenigſtens anſtändig. Unſere Tiſche ſind nicht von theurem, fremdem Holz, aber ſie ſind nett und dauerhaft, und glänzen gleich an unſern Stühlen keine Medaillons

von Bronze: ſo ſind ihre Polſter doch weich genug, um ihnen noch immer etwas Gefälliges zu geben.

Mein gutes Weib unterſtützt mich in meinen Bemühungen trefflich, durch die Wirthſchaftlichkeit, mit welcher ſie auch von der geringſten Sache einigen Nutzen für das Hausweſen zu ziehen, und in demſelben jede Ausgabe, die nicht von unumgänglicher Nothwendigkeit iſt, zu vermeiden weiß. Ich glaube ihr dieſe Tugend um ſo mehr zum Ruhme anrechnen zu müſſen, da ſie unter Frauenzimmern aus höhern Ständen heutiges Tages ziemlich ſelten iſt. Nur mit vieler Mühe habe ich es endlich dahin bringen können, daß ſie eine Magd in Dienſte genommen hat, die ihr in ihren Arbeiten an die Hand geht. Obgleich nie zu mühſamen, ſchweren Beſchäftigungen erzogen, unterzog ſich Kamilla doch denſelben aus Liebe zu mir. Es jammerte mich jedes=

mal, wenn ich die zarten Arme in ſcharfer Lauge das Leinenzeug reinigen, oder wenn ich ſie die niedern Geſchäfte der Haushaltung, welche ſelbſt die Unbemitteltſten dienenden Perſonen überlaſſen, verrichten ſah. Sie hat meinen Bitten zwar endlich nachgegeben, aber noch immer waltet ſie als Regiererin in ihrem Hausweſen, noch immer ſchämt ſie ſich nicht, in der Küche gegenwärtig zu ſeyn, ihre Suppe ſelbſt zu würzen, ſelbſt zu koſten.

Welche Freude funkelt aus ihrem Auge, wenn ſie mir etwas erhalten kann! Wir kauften ehemals das Brod gleich fertig vom Bäcker; auf ihren Rath kaufe ich jetzt das Getraide dazu, laſſe es ſelbſt mahlen und erſpare nicht nur ein Beträchtliches, ſondern erhalte auch kräftigeres Brod. Lichter ſind hier ein ſehr theurer Artikel, wenn man ſie von den Seifenſiedern kaufen ſoll; ſie machte mit einer Perſon Bekanntſchaft, welche die

Kunſt, Lichter zu gießen, verſtand, und nun, ſeitdem ſie dieſelbe von ihr gelernt hat, bereiten wir unſere Lichter ſelbſt, und erſparen auf's neue. Eben ſo hat ſie, ganz nur mit ihrer Wirthſchaft beſchäftiget, das Flachsſpinnen gelernt, und ſie hat nun mit ihrer Magd in den Winterabenden ſo viel Geſpinnſt verfertiget, daß wir, wenn es gewebt seyn wird, auf eine wohlfeile Weiſe recht gutes Leinenzeug haben werden. Sie hat im verwichenen Herbſt, wo Fleiſch, Erdfrüchte u. d. gl., zu wohlfeilen Preiſen zu haben waren, eine Menge Vorräthe davon für den Winter angeſchafft, ſo daß die Theurung der Lebensmittel während der letzten Kälte uns nicht getroffen hat. Nichts iſt ſo alt, ſo abgenutzt, wovon ſie nicht noch immer einen Gebrauch zu machen verſtünde. Ich hatte mich neulich verlauten laſſen, daß ich einen neuen Schlafrock durchaus haben müſſe. In wenig Tagen fand ich nach meiner Rück-

kehr vom Comptoir anſtatt meines alten, zerlöcherten einen andern auf dem Tiſche, der in dem beſten Zuſtande war. „Dank Dir, meine Gute, rief ich entzückt, für dieſen neuen Beweis Deiner Liebe. Die Ausgabe, die Du für mich gemacht haſt, war gewiß nöthig.“

„Keine Ausgabe, rief ſie mit ungeduldiger Freude, iſt gemacht worden. Es iſt der alte Schlafrock meines verewigten Onkels, den er auf der Flucht für einige Livres gekauft hatte. Du wollteſt, daß ich ihn in Zürich zurücklaſſen ſollte, weil das Muſter des Zeugs ſo unmodiſch war. Dazu, dacht' ich, iſt er noch zu gut, und nahm ihn mit mir. Jetzt habe ich ihm eine andere Farbe gegeben, und Deinem Leibe angepaßt, und nun, denk' ich, ſoll er Dir noch gute Dienſte thun.“

Die thut er mir auch wirklich, und ich danke es meiner Kamilla herzlich, daß ſie

ſorgſamer geweſen iſt, als ich. In Paris wird man freylich das alles für lächerliche Kleinigkeiten halten, für mich ſind ſie es aber keinesweges, und wollte der Himmel, alle Frauen von hohem und niederm Range wären wie Kamilla! Es würde wahrlich nicht ſo viele zerrüttete Haushaltungen geben, wenn man in denſelben mehr auf Erſparung bedacht wäre, und kleine Vortheile, aus deren kluger Benutzung bald größere entſtehen, nicht zu gering ſchätzte. Wehe dem Mädchen, dem dieſe Wirthſchaftlichkeit fremd iſt! An ihrer Seite hat ein Mann kein glückliches und frohes Leben zu hoffen!

Dies, liebſte Mutter, war es, was ich Ihnen von meiner häuslichen Einrichtung zu melden hatte. Ich fürchte nicht, daß Sie ſie mißbilligen werden, und bin u. ſ. w.

Funfzehnter Brief.

Albert Angely an ſeine Schweſter Klara.

Montpellier.

Långer kann ich nicht ſchweigen, bey Gott nicht! — Haſt Du dehn Deine Vernunft ganz verlohren, Schweſter? — Sind das die Verhaltungsregeln, die ich Dir ſowohl mündlich als ſchriftlich gegeben habe? — Du lebſt ja mit Deinem ſaubern Manne in den Tag hinein, als wenn, weiß es Gott, Euer bischen Vermögen unerſchöpflich wåre. Alle, die von Paris kommen, erzählen mir mit Verwunderung von dem fürchterlichen Aufwande, der in Eurem Hauſe herrſcht, von der grånzenloſen Schwelgerey, welcher Ihr Euch Preis gegeben habt.

Ich will einmal den Fall annehmen, daß es gut ſey, viel Aufwand zu machen: ſo wird doch ein jeder, der nur einigermaßen klug iſt, dahin ſehen, daß er wenigſtens nicht mehr ausgiebt, als er einnimmt. Was

thut Ihr hingegen? — Ihr laßt Eure Aus-
gaben mit beyſpielloſem Leichtſinne unver-
hältnißmäßig größer ſeyn, als Eure Ein-
künfte ſind. Ihr ſeyd alſo Verſchwen-
der. — Ja, ſollteſt Du mir auch in Dei-
nem ganzen Leben kein freundlich Wort mehr
zuſprechen — ich wiederhole es, ſtrafbare
ſinnloſe Verſchwender ſeyd Ihr, und die Herr-
lichkeit wird und muß ein ſchreckliches Ende
nehmen.

Schon fangen die Folgen Eurer Untu-
gend an ſich einzuſtellen. Das Vermögen
Randons, das bey einer weiſen Sparſamkeit
anſehnlich genug geweſen wäre, ihm ein un-
abhängiges, ſorgenfreyes Daſeyn zu ſichern,
iſt auf der Neige, und er ſteckt ſogar ſchon
in Schulden bis über die Ohren. Eine Weile
laſſen ſich die Leute wohl allerdings blenden,
und vertrauen ihm ihre Kapitale an; wenn
ſie aber ſehen, daß ſie nicht ſicher ſtehen: ſo
iſt ſein Kredit verſchwunden, keine Seele

leiht ihm noch etwas, alle eilen vielmehr, wieder zu dem Ihrigen zu gelangen. Welche Unruhe, welche Seelenangſt wird dann den Leichtſinnigen peinigen, wenn ſeine Gläubiger, deren Anzahl er jeden Tag vermehrt, auf einmal erwachen, wenn unhöfliche Mahner ihn täglich belagern, und auf alle Weiſe ihn drängen, zu bezahlen? Wie ſoll er ſich ihren Zudringlichkeiten entziehen, da er in der ganzen weiten Gotteswelt keine Hülfsquelle hat, als ſein Amt? Wird nicht die Freude, die er überall ſo begierig aufſucht, ihn für immer fliehen, und quälender Kummer an ſeiner Bruſt freſſen? — Werden nicht die Gläubiger, um wenigſtens einen Theil ihres Eigenthums wieder zu erhalten, endlich die Obrigkeit zu Hülfe rufen, und ihn aller ſeiner Habe berauben? — Welche Schande! Welches Unglück! — Aber auch welche Raſerey von Randon und Dir, ſich in Armuth und Elend für das ganze Le-

ben zu ſtürzen, und von jedem verachtet zur eignen Marter da zu ſeyn, um einen Augenblick in wahrer Sardanapaliſcher*) Schwelgerey zubringen zu können!

Unglückliche, ſiehſt Du nicht, daß es am Ende ſo kommen wird? — Ueberlegſt Du nicht, daß ein Jahr im höchſten Glanze verlebt mit dem Jammer folgender Jahrzehende viel zu theuer erkauft iſt? — Glaube nicht, daß die Verachtung, in welche zügelloſe Verſchwendung ſinkt, Deinen Mann allein treffen wird. Du, Du wirſt einen großen, vielleicht den größten Theil ſeiner Schuld tragen. Haſt Du nicht ſein Herz in Deiner Gewalt? — Kannſt Du ihm nicht die ſchrecklichen Folgen ſeiner Thorheit mit den lebhafteſten Farben vormahlen? —

*) Sardanapal war ein König von Babylon, der wegen ſeiner Uippigkeit in der Geſchichte ſehr übel berüchtigt iſt, und ſich dadurch ſeinen Untergang bereitet haben ſoll.

Kannſt Du ihn nicht mit allem, was die Liebe Ueberredendes hat, anhalten, ihr zu entſagen? — Aber das thuſt Du nicht! Du beſtärkſt ihn in ſeinem Laſter. Die Liebe zu Dir, in welcher er den unſeligen Hang zu glänzen ſehr bald wahrnehmen mußte, hat den Schwachen zu einem noch größern Verſchwender gemacht, als er vorher war.

Ich könnte auch herrlich und in Freuden leben, denn an Mitteln dazu fehlt es mir dem Himmel ſey Dank! nicht ganz! Ich könnte mir alle die Bequemlichkeiten verſchaffen, in deren Erwerbung Ihr das Eurige durchgebracht habt. Das werde ich aber fein bleiben laſſen. Es iſt mir genug, wenn ich bey dem Aufwande, welchen ein anderer macht, denken kann: „Narr das könnte ich Dir auch nachthun;“ aber an's Nachthun ſelber wird es bey mir nie kommen. Ich ſpare, und behalte mein Geld im Kaſten, und ſo habe und genieße ich ſtets in der Ein=

bildung, und wetteifere in meinem kleinen Zimmer zwiſchen wenigen altväteriſchen Meubles mit den Reichen in Eurem Paris. Denn was unterſcheidet mich wohl weiter von ihnen, als daß ſie haben, und daß ich haben könnte?

Wenn Du weiſe biſt: ſo wird das genug ſeyn, um Dir begreiflich zu machen, wie gut es für Dich ſey, mein Beyſpiel nachzuahmen. Noch iſt es vielleicht dazu nicht zu ſpät. Ich bin u. ſ. w.

Sechszehnter Brief.

Randon an Albert Angely.

Paris.

Sie müßten, mein Herr, Ihrer Schweſter wenig Liebe zu mir zutrauen, wenn Sie ſich hätten überreden wollen, daß Sie mir von dem Inhalte Ihres Briefs ein Geheimniß hätte machen ſollen. Und wer giebt Ihnen

denn, mein weiſer Herr Sittenprediger, das Recht, ſich um Dinge zu bekümmern, die Sie durchaus nichts angehen? Hat Sie etwa jemand zum Aufſeher meiner Handlungen gemacht? — Oder ſind Sie etwa der Mann, bey welchem wir, wenn Ihre prophetiſche Ankündigung in Erfüllung gehen ſollte, Hülfe ſuchen werden?

Um Ihnen Ihren Brief in wenig Zeilen zu beantworten, ſo erkläre ich Ihnen, daß ich vor der Hand noch keine Neigung fühle, die Einrichtungen, welche ich in meinem Hausweſen zu treffen für gut gefunden habe, abzuändern, und daß, wenn je eine Abänderung darin nothwendig erachtet werden ſollte, dieſe ihren Urſprung den Bemerkungen, die Sie über unſere Lebensweiſe zu machen belieben, am allerwenigſten zu verdanken haben wird. Ja, ich ſage Ihnen frey heraus, daß Sie es blos dem Umſtande, daß Sie der Bruder meiner Gattin ſind,

zuzuſchreiben haben, wenn ich für die mir zugefügten Beleidigungen nicht die Genugthuung zu erlangen eile, welche mir im Geſetz zugeſichert wird.

Sie berufen ſich auf ihr Beyſpiel. Ei, in der That, das iſt ſehr nachahmungswerth! — Da Sie nicht unter Menſchen kommen, die Ihnen ſolche Sittenlehren ſagen könnten, als ich von Ihnen erhalten habe: ſo erlauben Sie mir, daß ich Ihnen auf einige Augenblicke einen Spiegel vorhalte, in welchem Sie Ihre wahre Geſtalt erkennen. Wenn ich, wie Sie ſich ausdrückten, mehr ausgebe, als ich einnehme: ſo halten Sie hinwiederum mit dem Ihrigen mehr an ſich, als es nöthig wäre, und Sie ſind alſo der G e i z ſelbſt. Sie ſcheuen nicht blos alle Ausgaben, welche die Bequemlichkeit erfordert, ſondern Sie vermeiden ſelbſt denjenigen Aufwand, welchen die größte Nothdurft, welchen Anſtand, Tugend und

Ehre ſchlechterdings nothwendig machen. Sie hungern bey ihren vollen Käſten, Sie ſind von allem, was das Leben angenehm machen kann, entblößt; Sie verſagen ſich die unſchuldigſten Freuden, Sie leiden Mangel, anſtatt daß Sie Ueberfluß haben könnten, und, wofern Sie dieſen haſſen, doch wenigſtens Ihr gemächliches Auskommen haben ſollten. Sie ſind hart gegen ſich ſelbſt, Sie wiſſen nichts von den Freuden, die jeder auf Erden finden ſoll, und Sie werden einſt ſterben, ohne gelebt zu haben, oder vielmehr Sie ſind jetzt ſchon faſt lebendig todt, und nur bey dem Klange des Silbers geben Sie noch ein Zeichen des Lebens von ſich. Nie fühlten Sie die geringſte Neigung Ihr Daſeyn zu verſchönern, nie ſpürten Sie in ſich jenen edlen Durſt nach Kenntniſſen, der, wenn er uns zu Ausgaben nöthigt, uns auch reichlich dafür entſchädiget und belohnt. Nie entſtand in Ihrem Her-

zen das Bedürfniß, wohlthätig für andere zu werden; im Gegentheil raubten Sie durch ſchändlichen Wucher Wittwen und Waiſen das Ihrige, um es in Ihren Käſten aufzuhäufen, und wenn beſſere Menſchen dem Elende ihrer Mitbrüder Thränen des Mitleids weinten: ſo wünſchten Sie es, ſo trugen Sie ſelbſt durch Ihren Geiz verblendet, dazu bey. Nie iſt ein Weinender getröſtet von Ihrer Thüre gegangen, nie hat ein Bittender eine Gabe von Ihnen erhalten; ſelten haben Sie dem fleißigen Handwerker eine Arbeit übertragen, die ihm Unterhalt gewährt hätte, und nie, ohne ihm drey Viertheile des Gewinnſtes, auf welchen er rechnen zu dürfen glaubte, abzubrechen; nie, nie haben Sie Menſchenfreuden befördert, ſelbſt für einen verbannten, unglücklichen Bruder thaten Sie nichts.

Das iſt noch nicht alles. Auch zum Betrüger macht Sie Ihr Laſter. Wenn Sie

an jemand eine Geldſumme auszuzahlen haben: ſo miſchen Sie ſchlechte, leichte Münzen von geringem Werthe unter die guten, indem Sie ſich darauf verlaſſen, daß man ſie unter der Menge nicht entdecken werde. Ich ſelbſt weiß mich noch zu erinnern, daß Sie einſt, als Sie ſpät in der Nacht aus einer Geſellſchaft giengen, in welcher auch ich mich befand, dem Bedienten, der Ihnen leuchtete, eine große, dicke Münze von — Kupfer in die Hand drückten, und den armen Kerl auf dieſe Weiſe glauben machten, er habe Wunder was für ein großes Stück Geld bekommen.

Schmeicheln Sie ſich ja nicht, daß Sie bey denen, die neben Ihnen leben, einige Achtung genießen. „Da geht der Filz!“ ſagt man, wenn Sie mit Ihrem Rocke, deſſen urſprüngliche Farbe man nicht mehr erkennt, und auf welchem ein Flicken den andern deckt, mit Ihren ſchmutzigen Unterklei-

dern, mit zerriſſenen Schuhen, und mit dem zerlöcherten Huthe, den Sie vor zwanzig Jahren in einer Trödelbude kauften, und an welchem die Krämpen mit Zwirn befeſtigt ſind, auf der Straße erſcheinen. Man beobachtet Sie, wenn Sie in Ihrem Hauſe Arbeiten verrichten, die ſich für eine Mannsperſon durchaus nicht ſchicken, und findet ſie lächerlich und verächtlich zu gleicher Zeit. Man iſt unwillig, daß Sie ſich das Haus über dem Kopfe zuſammen fallen laſſen, das vor zehn Jahren mit leichten Koſten ausgebeſſert worden wäre. Viele fluchen Ihnen, als einem Manne, der durch ſeine Härte das Unglück der Ihrigen vollenden half. Keiner hält es für unerlaubt, Sie zu betrügen, keiner nährt einen Funken von Liebe zu Ihnen. Der Himmel bewahre Sie vor Unglück, Sie würden keine Seele finden, die durch Theilnahme Ihnen die Laſt Ihres Kummers erleichterte; alle würden ſagen:

„Es geſchieht ihm Recht! Er hat es durch ſeinen Geiz verdient.“

Wie ſehr Sie es oft an dem Nothwendigſten fehlen laſſen, davon finde ich den Beweis an Ihrem Sohne. Auf meine Empfehlung ward der junge Menſch Offizier bey dem Regimente, bey welchem er ſich im Kriege hatte ſtellen müſſen. Es fand ſich aber bald, daß er zu nichts brauchbar war, weil er kaum leſen und ſchreiben konnte, von allem Uebrigen hingegen nicht die geringſte Kenntniß beſaß. Man würde demungeachtet Nachſicht mit ihm gehabt haben, wenn nicht zu dieſen großen Mängeln noch ein äußerſt rohes Gefühl gekommen wäre, welches ihn zu einem Wütherich gegen ſeine Untergebenen machte, von denen er erſt neulich einen ſo übel behandelt hat, daß er bald darauf geſtorben iſt. Unter dieſen Umſtänden kann ich es dem Regimente nicht verdenken, daß es ihn aus ſeiner Mitte entfernt, und ihm,

wenn auch nicht auf die ehrenvollſte Weiſe, den Abſchied gegeben hat, wohl aber bin ich mit allen Rechtſchaffenen auf Sie unwillig, daß Sie Ihrem einzigen Kinde nicht einmal eine Erziehung gegeben haben, die es zu einem brauchbaren Mitgliede der Menſchengeſellſchaft machte, und daß Ihre ganze Liebe auf ein todtes Metall gefallen iſt, das allein weder Sie noch Ihren Sohn wahrhaft glücklich machen kann.

Und hiermit Punktum!

Siebzehnter Brief.

Die Mutter Angely an ihren Sohn Leopold.

Paris.

Zwiſchen Deinem Bruder Albert, mein lieber Sohn, und Randon iſt ein ſehr heftiger Streit entſtanden. Warum? das wirſt Du aus den von ihnen gewechſelten Briefen am beſten einſehen können, von denen ich Dir

Abſchriften beyſchließe. Nach meiner Meynung ſcheint keiner ganz Unrecht zu haben. Du wirſt mir einen Gefallen thun, wenn Du mir Dein Urtheil recht bald darüber ſchreibſt. Ich bin u. ſ. w.

Achtzehnter Brief.

Leopold Angely an ſeine Mutter.

Hamburg.

Wie ſehr thut es mir Leid, theuerſte Mutter, daß Uneinigkeit die Meinigen trennt! In dieſen Zeiten ſollten die Franzoſen, beſonders diejenigen, welche die Natur ſelbſt an einander kettete, wahrhaftig auf das feſteſte zuſammenhalten, um mit vereinter Kraft dem Unglück, das nicht müde wird, uns zu verfolgen, zu widerſtehen. Fehler haben wir ja doch alle, warum ſind wir denn ſo unduldſam gegen einander?

Sie haben ſchon mehrere von Ihren Brie=

fen mit Klagen über Randons Haushaltung angefüllt. Ich habe dazu geſchwiegen, theils weil ich kein Recht hatte, mich in Dinge zu miſchen, die mich nichts angiengen, theils weil ich, beſte Mutter, es für unbillig hielt, Ihren Kummer zu vermehren. Jetzt haben Sie mich ſelbſt um mein Urtheil befragt, und auch meine Ehre fordert es von mir, daß ich nicht länger ſchweige. Vernehmen Sie alſo, was ich von dem, worüber der Streit eigentlich geführt wird, denke.

Es findet zwiſchen einzelnen Menſchen ſowohl, als zwiſchen ganzen Völkern in Rückſicht auf ihre Glücksumſtände ein leicht in die Augen fallender Unterſchied ſtatt. Mancher muß froh ſeyn, wenn er ſich nur die zum Leben nothwendigſten und unentbehrlichſten Dinge verſchaffen kann, und die einzige Eigenſchaft, um welcher willen äußere Dinge einen Werth für ihn haben können, iſt ihre Brauchbarkeit, oder Zweckmäßigkeit,

um die Schönheit ihrer Geſtalt, um die Feinheit des Stoffs, woraus ſie gebildet wurden, um die Kunſt, welche in ihrer Bildung ſelbſt ſichtbar iſt, kümmert er ſich nicht. Er bedarf einer Wohnung, die ihn vor dem Ungeſtüm des Wetters ſchützt; ob dieſe übrigens in einer Haupt- oder in einer Nebenſtraße liege, ob ſie eine oder mehrere Treppen hoch ſey, ob ſie eine ſchöne Ausſicht gewähre, oder nicht, das iſt ihm ſehr gleichgültig. Er kann Nahrungsmittel nicht entbehren, aber ſeine beſchränkten Vermögensumſtände nöthigen ihn, bey der Wahl derſelben mehr auf ihre ſättigenden und nährenden Eigenſchaften, als auf ihren Wohlgeſchmack zu ſehen. Seine Kleidung ſoll das Eindringen der Kälte verhindern, und haltbar ſeyn; wenn ſie dieſe Eigenſchaften beſitzt: ſo vermißt er gern Nettheit, Feinheit der Zeuge u. d. gl. Er braucht Stühle und Tiſche, aber er iſt zufrieden, wenn ſie

ihre Beſtimmung erfüllen, mag ihre Geſtalt modiſch ſeyn oder nicht; er hat Gefäße nöthig, aber die irdenen haben bey ihm den Vorzug vor allen andern, weil ſie wohlfeil ſind, und die Schönheit kömmt dabey nicht in Betracht. Eben dies gilt von allen übrigen Geräthſchaften, deren er benöthiget iſt; mag ihre Geſtalt noch ſo roh ſeyn, ſie haben dennoch in ſeinen Augen einen großen Werth, und er macht ſich daher auch einen großen Theil derſelben ſelbſt.

Es kann nicht fehlen, daß der Menſch auf dieſe Weiſe, da er einen Theil des erworbenen Geldes ſparen und zurücklegen kann, nach und nach zu einigem Vermögen kömmt. Iſt dies der Fall; ſo kann er freylich noch auf eben demſelben Fuße leben, wie vorher, aber er thut es gewöhnlich nicht. Die Erde bietet uns weit mehrere Güther dar, als erforderlich ſind um uns nach gerade nur vor dem Untergange zu ſchützen,

und der wohlhabendere Menſch iſt nicht ab=geneigt, dieſe zu genießen. Es iſt ihm nicht mehr um die bloße Nothdurft zu thun, er will auch Bequemlichkeit; er will nicht mehr ſein Daſeyn blos friſten und erhalten, er will es auch verſchönern und ſich gütlich thun; er iſt nicht mehr mit der bloßen Brauchbarkeit der Dinge zufrieden, er will auch, daß ſie durch ſchöne Geſtalten ihm gefallen ſollen. Seine Wohnung ſoll bequem eingerichtet, austapezirt, oder ausgemahlt, ſeine Kleidung von feinem Zeug und gefälli=gem Schnitt ſeyn, er will nicht bloß Stühle und Tiſche, er will Stühle und Tiſche von koſtbarem Holz, von geſchmackvoller Arbeit haben; die einfachen Käſten und Schränke verwandeln ſich in Bureaux, die mit ſchöner Geſtalt auch Bequemlichkeit vereinigen; er entſagt den irdenen Gefäßen, und kauft ſil=berne von getriebener Arbeit oder porzella=nene mit trefflichen Gemählden. Er fügt zu

ſeinem Geräth noch das üppige Sopha hinzu, zwiſchen deſſen weichen Polſtern er ſich pflegt; aus ſeinem Mooslager wird ein Bette mit Eyderdunen gefüllt. Er geht nicht mehr, um ſich zu beſchauen, an den Kryſtall des Quells; er zaubert dieſen Kryſtall in ſein Zimmer ſelbſt, er kleidet die Wände mit prächtigen Spiegeln. Eine Sanduhr zeigte ihm vorher den raſchen Lauf der Stunden an, ſie muß jetzt einer Spieluhr, an welcher Gold und Silber verſchwendet iſt, weichen; ſeine Liebe zur Bequemlichkeit iſt ſogar ſo weit gegangen, daß er die Kunſtgetriebe in's Kleine gebracht, und ſo ſich Taſchenuhren verfertigt hat, die er überall bey ſich führen, und durch die er überall die Tageszeit erfahren kann. Er fragt bey Speiſen nicht mehr, ob ſie nährend ſind, ſondern ob ſie dem Gaumen behagen, und er läßt ſich das Wohlſchmeckende mit großen Koſten aus allen Theilen der Erde bringen. Er macht

ſich jetzt nichts mehr ſelbſt, er bezahlt andere, die für ihn arbeiten, er unterhält eine Menge Diener, die auch die kleinſten Geſchäfte für ihn verrichten müſſen. Ehemals galt ihm das Vergnügen nichts, und der Nutzen alles; jetzt wendet er ſein Geld oft an Dinge, die ihm zwar viel Freude, aber wenig oder keinen Nutzen gewähren. Er kauft Pferde und Wagen, um Luſtfahrten zu machen, er veranſtaltet Feuerwerke, und hält es nicht mehr für Zeitverluſt, Concerten, Bällen und Schauſpielen beyzuwohnen.

Dieſes Beſtreben, durch vermehrten Aufwand das Leben zu verſchönern, und es bequem zu machen, iſt es, welches man Luxus nennt.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob der Luxus auch wohl erlaubt ſey? — Es iſt wahr, daß der Luxus mancherley Uebel über die Menſchen bringt, daß er ſie zur Verſchwendung, Unthätigkeit und Schwelgerey

verleitet, daß er eben dadurch ihre guten, einfachen Sitten verdirbt, und daß er ſie endlich gewiſſe Dinge, die an ſich ſehr entbehrlich ſind, als unumgängliche Bedürfniſſe betrachten lehrt, daß er ſie alſo, um es in einem Worte zu ſagen, mit erkünſtelteten Bedürfniſſen bekannt macht. Indeſſen kann das nur von einem Luxus gelten, der von einem ungeläuterten Geſchmack und von jener Schwäche des Willens, wodurch er jeden Augenblick zum Ungehorſam gegen das Sittengeſetz verführt wird, begleitet iſt. Durch den erſtern werden die Menſchen verleitet, an Dingen ein Vergnügen zu finden, die zu ſehr mit der Thierheit verwandt ſind, als daß ſie ihrer würdig ſeyn ſollten, durch die letztere gerathen ſie in Gefahr, bey ſolchen Gelegenheiten ihren Geldvorrath zu vermindern, wo Pflicht und Klugheit ihnen zurufen, ſparſam zu ſeyn.

Leider aber iſt es gerade dieſe verderbli-

chere Art des Luxus, von welcher unſere Zeitgenoſſen ergriffen ſind, und weil man denn die unausbleiblichen ſchlimmen Folgen derſelben geſehen hat: ſo iſt man bewogen worden, den Luxus überhaupt für ſchädlich zu halten. Man hat daran ſehr unrecht gethan. Es giebt einen von beſſerer Art, es giebt einen moraliſchen Luxus. Ich nenne ihn ſo, ſo bald ich finde, daß er dem Sittengeſetze untergeordnet iſt, und das iſt er freylich zur Zeit nur noch bey wenig Weiſen. So wie er nie zum Laſter führen kann, eben weil er ſich nur dann äußert, wenn dem Sittengeſetze Genüge geleiſtet iſt, und weil nicht nur die vielen Freuden der Erde, ſondern auch der uns eingepflanzte Trieb ſie zu ſuchen, uns zum Genuſſe berechtigen, ſo wird er auch ſogar noch wohlthätig für uns und andere, und darum Pflicht. Werden nicht durch ſchöne Gemählde, die ich mir ankaufe, durch hinreißende Tonſtücke, denen

ich beywohne, mein Gefühl und mein Geſchmack auf gleiche Weiſe gebildet und verfeinert? Hat dies dann nicht den unbeſtrittenſten Einfluß auf meine Tugend, und bin ich nicht als gefühl- und geſchmackvoller Menſch empfänglicher für alles Gute, und fähiger, es auszuüben? — Werden die Menſchen, wenn ſie ſehen, daß ihr Talent geſchätzt und belohnt wird, ſich nicht aus allen Kräften bemühen, es zu bilden? Werden nicht dadurch die ſchönen Künſte ihrer Vollkommenheit immer näher gebracht? In Wahrheit, unter armen, ungebildeten Nationen, die ſich noch mit dem lieben Brod begnügen, und für höhere Freuden keinen Sinn haben, gab es nie große Mahler, Bildhauer, Tonkünſtler u. dergl.

Wäre es dieſer edlere Luxus, welcher jetzt unter den Menſchen herrſchte: ſo würden ſich diejenigen, deren Vermögensumſtände von der Art ſind, daß ſie ſich kaum

das Nothwendigſte erzeugen können, vor allem überflüßigen Aufwande hüten. Nie war das Beſtreben zu genießen ſo allgemein als in unſern Tagen, es zeigt ſich unter allen Ständen, und der Aermſte iſt nach ſeiner Art ſo gut dem Luxus ergeben, als der Reichſte. Daß derſelbe aber nicht moraliſch iſt, wird daraus klar, daß es den wenigſten einfällt, ſich zu fragen, ob ſich dieſer Aufwand auch mit ſeiner Einnahme verträgt. Man klagt über theure Zeiten, und mit Recht. Aber dieſer Theurung zum Troz fährt man doch fort, eine Menge erkünſtelter Bedürfniſſe zu befriedigen, die nur in dem Zeitalter einer größern Wohlfeilheit verziehen werden konnten. Man kauft ſich den koſtbaren Kaffee und Zucker aus Weſtindien nach wie vor; man trinkt ausländiſche Weine; man würzt ſeine Speiſen mit Oſtindiſchem Gewürz und liebt überhaupt Tafelfreuden; man kleidet ſich in fremdes Tuch,

wenn gleich das Vaterland eine gute und viel wohlfeilere Art deſſelben liefert; man verſchaft ſich zu gewiſſen Jahreszeiten delikates Gebäck, um die Mode mitzumachen: man verthut, um ſich vor andern zu zeigen, an öffentlichen Orten in einem Nachmittage das Geld, deſſen Mangel man nachher Wochen hindurch empfindet; man verſchwendet in koſtbaren Kleinigkeiten, um Mann von Geſchmack zu ſcheinen, und findet ſich bey allen geldſplitternden Luſtbarkeiten ein. Der Liebhaber von Blumen, Naturalien, Gemählden, Büchern u. dergl. Dingen, die an ſich ſehr unſchuldig und ſelbſt nützlich ſind, deren Erwerb aber höheren Zwecken untergeordnet werden muß, wenn er nicht Verbrechen werden ſoll, läßt Gattin und Kinder hungern, und kehrt ſich nicht an ihre Thränen, um nur ſeiner Neigung, die ihn zum Verſchwender großer Summen macht, keine Gewalt anthun zu dürfen. Ach, es iſt

wahr, daß die gegenwärtige Theurung der Bedürfniſſe weniger von der Härte der Natur und von ungünſtigen Umſtänden, als vom Wucher der Menſchen herrührt. Aber ehe daran zu denken iſt, dieſe zu beſſern, muß man ſich ſelbſt gebeſſert haben. Nur wenn die Menſchen den Muth beſitzen, ſich Dinge zu verſagen, die blos auf Vergnügen und Bequemlichkeit abzwecken, und blos bey dem Unentbehrlichen ſtehen zu bleiben, können ſie hoffen, das Gleichgewicht zwiſchen ihrer Einnahme und Ausgabe hergeſtellt, und Zufriedenheit und häusliches Glück von neuen gedeihen zu ſehen.

Wenn der unter uns herrſchende Luxus von rechter Art wäre, ſo würde man ferner nicht einen ſo ungeheuren Aufwand in jenen unnützen Kleinigkeiten machen, welche die Mode in Rückſicht auf Kleider, Geräthſchaften u. dergl. vorſchreibt. Erlauben Sie mir, beſte Mutter, hier vorzüglich bey

Kleidermoden und Kleiderpracht einige Augenblicke ſtehen zu bleiben. Kleidung iſt als Schutz gegen die Witterung Bedürfniß; eine geſchmackvolle Kleidung verſchönert den Menſchen. Aber nicht jede Mode iſt darum auch ſchön, weil ſie neu iſt, und der modiſche Mann iſt nicht immer ein geſchmackvoll gekleideter Mann. Viele Moden fallen ſogar in's Lächerliche und Thörichte, z. B. die dicken Halswülſte der Männer, die Perucken der Frauen, die, indem ſie ſich um ihretwillen ihr ſchönes, natürliches Haar abſchneiden laſſen, zu wahren Närrinnen werden. Wie koſtſpielig es übrigens ſey, alle Moden mitzumachen, und wie leicht das Glück einer Familie dadurch zu Grunde gerichtet werden könne, davon vernehmen Sie folgendes Beyſpiel:

Minna, die Tochter eines hieſigen Handwerkers, hatte das Glück, dem Kaufmann Sievers zu gefallen, und wurde von ihm

geheurathet. Der Stolz, in einen höhern Stand gekommen zu ſeyn, war bey ihr ſo groß, und ihre Begriffe von dem, was das Weib geachtet und beliebt macht, ſo eingeſchränkt, daß ſie ſich von dieſer Zeit durch nichts, als durch äußern Flitter auszeichnete. Madam Sievers glänzte in allen Cirkeln, zog die Augen aller auf ſich, und ward blos das Muſter, nach welchem alle junge Damen in der Art ſich zu kleiden richteten. Sie war die erſte, welche neuen Moden den Eingang in Hamburg verſchaffte, und ſie brachte jeden Monat eine andere. Sobald ſie ſah, daß irgend eine von ihr ſelbſt angegebene, oder doch durch ihr Beyſpiel empfohlene Art ſich zu kleiden, von einigen andern Damen nachgeahmt wurde: ſo war ſie ihr ſchon zu gemein, und ſie ſann auf eine andere. Ihre Kleidung aber war nicht blos modiſch, ſie war auch zu gleicher Zeit prächtig. Ihre unzähligen Anzüge beſtanden aus

den feinſten und koſtbarſten Seiden- und Baumwollenzeugen Oſtindiens; die Sammlung ihrer Shawls war mehrere tauſend Thaler werth; in ihrem Vorrathe von Brabanter Spitzen war ebenfalls ein ungeheurer Werth, und man ſah ſie nie, ohne daß die herrlichſten Ringe an ihren Fingern, und die ausgeſuchteſten Edelſteine in ihrem Haare blitzten. Ich habe öfters gewiſſe Leute ſagen hören, daß ſie ſich gemächlich von dem zu leben getrauten, was Madam Sievers blos ihre Strohhüte und ihre Strickkörbchen koſteten, mit denen ſie unaufhörlich wechſelte.

Madam Sievers war weniger zärtliche Gattin und Mutter, als ſie Modedame war. Ihr Hausweſen war gänzlich fremden Händen überlaſſen, — wie hätte ſie auch mit ihrem Putze, den ſie ſelbſt im Hauſe nicht ablegte, in die ſchmutzige Küche treten ſollen? — und während ſie einen Kopfaufſatz änderte, oder eine Falbel an ein Kleid nähete,

hatten betrügeriſche Mägde die beſte Gele=genheit zu entwenden. An die Erziehung ihrer zwey Kinder hatte ſie unter dieſen Um=ſtänden eben ſo wenig Zeit zu denken, denn dadurch würde ſie von der ſo wichtigen Be=ſchäftigung mit ihrem Putz zu lange abgehal=ten worden ſeyn.

Alle Welt fragte ſich, was Madam Sie=vers eigentlich in den Stand ſetze, einen ſo großen Aufwand zu beſtreiten, da man die Geſinnungen und die eben nicht ſehr glänzen=den Vermögensumſtände ihres Gatten kannte. Jetzt iſt es kein Räthſel mehr. Er hatte ein Kapital von funfzehn tauſend Thalern, noch von ſeinen Vätern erſpart, in der hieſigen Bank liegen. Er hatte ſich für einen ſeiner Freunde auf zehn tauſend Thaler verbürgt. Dieſer wird zum Betrüger, und der Bürge muß für ihn zahlen. Der unglückliche Sie=vers eilt in die Bank um ſein Kapital zu he=ben — wie groß iſt ſein Schrecken, als man

ihm aus ſeinen eignen Quittungen darthut, daß er nur noch zwey tauſend Thaler zu fordern habe. Das eitle, leichtſinnige Weib hatte jedesmal, wenn ſie neue Summen zu ihrem Aufwande gebraucht hatte, in die Bank geſchickt, und um es ohne Schwierigkeiten zu bekommen, auf den Quittungen die Handſchrift ihres Gatten nachgeahmt. An demjenigen, an welchen ſie die innigſte Liebe hätte ketten ſollen, hatte ſie eben der unſelige Hang zum Putz, durch welchen ſie an ihren Kindern eine Rabenmutter geworden war, zur Betrügerin gemacht. So kann ein Fehler der Anfang von tauſend andern, die Quelle der größten Verbrechen werden!

Der Bankerutt war nun unvermeidlich. Ob aber gleich Sievers durch ſeine Gattin in die tiefſte Armuth gerathen war, und was ihm ungleich größern Kummer verurſachte, als der Verluſt ſeines Vermögens —

ſeinen guten Namen verlohren hatte: ſo ließ er ſich doch von den Thränen erheuchelter Reue rühren, und trennte ſich nicht von ihr. Der Mangel, der von nun an in dieſer zerrütteten Familie herrſchte, führte Mißmuth, der Mißmuth Vorwürfe herbey; Eintracht und Friede waren für immer daraus verſchwunden. Minna's unglücklicher Hang war ihr mit in das Elend gefolgt, und da ſie keine Mittel hatte, ihn zu befriedigen: ſo fieng ſie, noch in den beſten Jahren ihres Lebens ſtehend, an, die letzte Tugend, die ihr noch übrig war, und ohne welche das Weib ein Gegenſtand des höchſten Abſcheus iſt, ihre Keuſchheit für Geld hinzugeben. Sie ward ihrem tiefgekränkten Gatten untreu, und ihre eigene Tochter ertappte ſie auf dieſer Untreue. Sie hatte die Mutter wegen ihrer Sorgloſigkeit nie lieben können, jetzt mußte ſie ſie verachten. Sie entdeckte dem Vater die Schande des Hauſes. Seit

dieſer Zeit leben beyde Eheleute getrennt. Die Tochter iſt bey dem Vater, und ernährt ihn durch ihrer Hände Arbeit; der Sohn, der ſo putzſüchtig wie die Mutter iſt, lebt für ſich, und will ſich die Mittel zur Befriedigung ſeiner Neigung durch das — Spiel erwerben!! Die verächtliche Mutter aber fährt fort, ſich durch ein laſterhaftes Leben Unterhalt und Putz zu verſchaffen, bis das herannahende Alter ihr all das tiefe, äußere und innere Elend zeigen wird, in welches ſie verſunken iſt.

O könnte ich dieſes der Wahrheit getreue Gemählde von dem Unglück einer Familie aus welcher durch einen ſehr gemeinen, wenig vermiedenen Fehler Tugend, Ehre, Liebe, Friede, Zufriedenheit und Glück für immer verſchwunden ſind, allen Jünglingen und Mädchen vorhalten, welche ihr Herz an eitlen Flitter zu hängen im Begriff ſtehen! Könnte es ein Spiegel ſeyn, worin mancher

ſich erblickte, und bey Zeiten zurückſchauderte! Könnte noch außerdem meine Stimme an das Ohr und das Herz aller Jünglinge dringen, um ihnen zuzurufen, daß man Frauenzimmern Vorliebe zu Kleinigkeiten gern verzeiht, weil ſie ihr Beruf zu denſelben hinleitet, daß aber, wenn Mannsperſonen eine Stunde lang vor den Spiegel treten, um das Halstuch in eine nette Schleiſe zu binden, dieſes einen ſchwachen, unmännlichen Geiſt verräth, dem es entweder an Luſt, oder an Muth fehlt, ſich zu den ungleich wichtigern Dingen zu erheben, von welchen der männliche Wirkungskreis ſo voll iſt.

Nach dieſen Vorausſetzungen kann es nicht ſchwer ſeyn, ein Urtheil über meinen Bruder und über Randons zu fällen. Der Menſch muß allerdings das Geld ſparen, wenn er arm iſt, damit er die Zwecke, die mit ſeiner Selbſterhaltung in Verbindung

ſtehen, erreichen kann. Mir zum Beyſpiel würde man es ſehr verdenken, wenn ich Luxus in meinem Hausweſen zeigte, da ich Sorge genug habe, wenn ich mir nur das Nothwendige verſchaffen will. Sobald er hingegen ſoviel erworben hat, daß ſeine Selbſterhaltung nicht länger gefährdet iſt: ſo iſt ein vernünftiger Luxus ſogar Pflicht für ihn, nicht nur damit er Gefühl und Geſchmack bilde, und alle Kräfte der Seele zu jener Einheit erhebe, aus welcher die vollkommenſte Tugend hervorgeht, ſondern damit er auch zur Erhaltung anderer beytrage, ohne ihre thätigen Kräfte in jenen verderblichen Schlummer zu wiegen, in welchem wir ſie bey trägen Bettlern finden.

Dieſen Luxus ſollten wir bey unſerm Bruder Albert finden, und wir finden ihn nicht. Er ſelbſt ſchildert ſich ſehr treffend, wenn er ſagt: „ich könnte auch herrlich und in Freuden leben, denn an Mitteln dazu

fehlt es mir nicht.“ Das Geld iſt ein vorzügliches Mittel, ſich irdiſche Genüſſe zu verſchaffen, und behält als ſolches großen Werth. Aber man muß es nie für den Zweck ſelbſt halten. Albert begeht dieſen Irrthum, er hängt blos am Mittel und vergißt den Zweck, warum es da iſt. Er genießt wirklich auch, aber nur in der Einbildung; er will keine Freuden haben, ihm genügt der Gedanke, daß er, wenn er wollte, ſie alle haben könnte. Nun aber nennen wir denjenigen, der das Geld als Zweck aller ſeiner Beſtrebungen anzuſehen gewohnt iſt, mit Recht geizig, und Albert läßt ſich alle Arten des Geizes zu Schulden kommen. Mit Härte, ſelbſt mit Ungerechtigkeit bemächtigt er ſich des Vermögens ſeiner Nebenmenſchen, und die Habſucht iſt alſo eine treue Dienerin ſeines Geizes, die man ſonſt auch der Verſchwendung zu Hülfe kommen ſieht. Er bricht andern an dem, was

ihnen von Rechtswegen gehört, ab, und wird ein Knicker, er ſcheut, wie ihm auch Randon vorwirft, Ausgaben, welche der Anſtand fordert, und ſucht ſie, wenn nicht zu vermeiden, doch zu vermindern, und wird zum Knauſer, welchem der Verluſt eines Groſchens mehr an's Herz geht, als die übelſte Nachrede. Verſagte er ſich blos Freuden des Lebens: ſo würde ich ihn karg nennen, aber es geht noch weiter, er läßt es ſich ohne Noth an den erſten Bedürfniſſen fehlen, und ſo iſt es leider nur zu wahr, daß ich einen Filz zum Bruder habe.

Randons ſind dem Luxus ergeben, aber es iſt ein unvernünftiger, verderblicher Luxus, von welchem ſie dahingeriſſen ſind. Sie opfern ihm mehr auf, als ihre Vermögensumſtände geſtatten, und ſind alſo Verſchwender; ſie vergeſſen dabey alle wichtigere Zwecke ihres Daſeyns. Daraus kann nichts Gutes kommen. Ein großer Theil ihres

Luxus iſt ſo beſchaffen, daß Herz und Geiſt auf keine Weiſe dabey gewinnen; er beſteht in einem bloßen Jagen nach Sinnenfreuden, das keine Aufopferungen ſcheut, und iſt alſo bloße Schwelgerey. Ihr Herz muß unter ſolchen Umſtänden nicht nur tugendlos bleiben, ſondern es iſt auch ſogar — der Himmel verhüte es — möglich, daß es ſich zur Ungerechtigkeit wendet, um neue Mittel zur Fortſetzung ihrer Verſchwendung zu finden. Zerrüttung der Geſundheit, Weichlichkeit, Erſchlaffung, Ekel müſſen endlich erfolgen, und mit drückender Armuth, mit Spott und Verachtung ihr unausbleibliches Loos ſeyn.

Dennoch würde ich Randon noch immer einigermaßen entſchuldigen, wenn ich nichts weiter, als dieſen Luxus an ihm entdeckte. Ich würde ſagen, daß er zwar nicht gemäßigt war, daß er aber doch aus der mit der Natur des Menſchen auf's innigſte verweb-

ten Neigung glücklich zu ſeyn herfloß. Allein ich bemerke in ihm außer derſelben noch andere Neigungen, ſein Geld zu verſchwenden, die auf ſein Glück eben ſo wenig, als auf ſeine Tugend einigen Bezug haben, ja, die demſelben ſtracks zuwider laufen, und alſo auf keine Weiſe in der unverwahrloſeten Menſchennatur liegen. Sie ſind es, die man unter dem gemeinſchaftlichen Namen der Ueppigkeit begreift, welche der höchſte, an Raſerey gränzende Grad von Verſchwendung iſt. Ich rechne dahin die Unbeſonnenheiten, daß er ſeine Tabakspfeifen mit Aſſignaten anzündet, daß er jedes Paar ſeidne Strümpfe nur einmal trägt, daß er einen ſchlechten Platz ſchlechterdings in ein Paradies umzaubern will. Wahrhaftig das heißt mit dem Gelde gefrevelt, und mich däucht, die ſchrecklichen Folgen dieſes Lebens fiengen bereits an ſich einzuſtellen.

Wenn Randon, wie ich nach Ihren letz-

ten Briefen Grund genug habe zu fürchten, unglücklich iſt: ſo ſoll wenigſtens mein Herz mir nicht den Vorwurf machen, daß ich dazu beygetragen habe. Ich ſagte oben, meine Ehre fordre es, daß ich nicht länger ſchwiege. Sie erinnern ſich, das Randon ſo gütig war, mich eine beträchtliche Summe Geldes als Hochzeitgeſchenk in Frankfurt heben zu laſſen. Ich weiß nicht, was für eine innere Stimme mir von jeher abgerathen hat, von dieſer Freygebigkeit Gebrauch zu machen, aber das weiß ich, daß es mich nun nicht reut, dieſe Summe ſelbſt in den unangenehmeren Lagen, in welche ich gekommen bin, unberührt gelaſſen zu haben. Ich ſende Ihnen dieſelbe hiermit, mit der Bitte, ſie Randon auf eine Art und in einem Augenblicke zu übergeben, von welchen Sie hoffen dürfen, daß ſie ſein Ehrgefühl nicht empören werden.

Meine eigene Lage allhier fängt an ſehr erträglich zu werden, und ich darf hoffen,

daß die fürchterlichſten Tage meines Lebens völlig vergangen ſind. Ich bin u. ſ. w.

Neunzehnter Brief.

Die Mutter Angely an ihren Sohn Leopold.

Laval.

Biſt Du ein Prophet, mein Sohn, daß Du alles ſo richtig vorausſiehſt? — Es iſt leider nur zu gewiß, es nimmt mit Randons kein gutes Ende. Ich habe ihnen das in's Geſicht geſagt, aber meine Vorwürfe machen ſie nur unwillig auf mich, ohne daß ſie eine Aenderung in ihrer Lebensweiſe hervorbringen. Ich ſchweige alſo, und weine im Stillen.

Das ſo großmüthig zurückgeſendete Geſchenck, das Du einſt bey Deiner ehelichen Verbindung mit Kamilla erhielteſt, kam in einer Stunde, in welcher wir deſſen ſehr benöthiget waren. Ein Gläubiger ſetzte Ran=

von ſehr hart zu, und er hatte weder Geld, noch Kredit ihn zu befriedigen. Zum erſten Male habe ich ihn bey dieſer Gelegenheit in ein düſteres Nachdenken verſunken gefunden. Ich gab ihm die 5000 Franken und ſagte ihm die Wahrheit. Er wollte ſie nicht annehmen, und ſein Stolz war auf's empfindlichſte gekränkt. Indeſſen die Noth machte ihn nachgiebig und zahm, und als ich ihm zu Gemüth führte, daß er ja nur die Summe als ein Darlehn von Dir betrachten, und ſie Dir in beſſern Zeiten wieder erſtatten könne: ſo widerſetzte er ſich nicht länger, vielmehr ſchien der Stolz von dem Bedürfniß völlig zum Schweigen gebracht zu ſeyn.

Wir leben zwar noch immer im höchſten Ueberfluſſe, und gießen das Geld gleichſam in Strömen aus, aber um welchen Preis wir dies Glück — wenn es anders ſo zu nennen iſt — erkauft haben, das laß Dir jetzt ſagen. Randon — o wer wagte das je

zu glauben? — Randon hat ſich in die Arme des grauſamſten und verächtlichſten aller Menſchen, des Robespierre geworfen, er hat ſich zur Parthey deſſelben geſchlagen, und preißt jetzt ſein Lob eben ſo laut, als er noch vor wenig Wochen im Kreiſe ſeiner Vertrauten die Greuelthaten deſſelben verfluchte.

Robespierre iſt übrigens nicht undankbar geweſen. Er hat es dahin gebracht, daß Randon zum Kommiſſaire des Konvents in der Vendée*) ernannt worden iſt. Das kam uns in der That ſehr erwünſcht. Wir eilten Paris zu verlaſſen, wo wir von harten Gläubigern gedrängt wurden, und wo uns ſchon der Spott der Einwohner zu treffen be-

*) In dem Departement der Vendée (einem Theile des ehemaligen Bretagne) und einigen andern benachbarten Departements wüthete während der Revolution der Bürgerkrieg am längſten und heftigſten.

gann, und uns in die Provinz zu begeben, in welcher wir unſer zerrüttetes Vermögen wieder herzuſtellen hofften, und, wie die Umſtände jetzt ſind, wirklich wieder herſtellen werden.

O lieber Sohn, wie ſehr hatteſt Du Recht, als Du ſagteſt: „es iſt möglich, daß ſich das Herz des Verſchwenders zur Ungerechtigkeit wende, um neue Mittel zur Befriedigung ſeiner Neigung zu finden.“ Warum muß Randon ſelbſt den Beweis für die Wahrheit dieſes Ausſpruchs abgeben? — Er war, ſo lange kein Mangel ihn drückte, menſchlich und ſanft; die Noth, worin er ſich befindet, macht ihn taub gegen die Klagen des Leidenden, unempfindlich gegen den Schmerz der Verfolgten. Mit unerbittlicher Strenge ſtraft er die Bewohner der hieſigen Gegend um Vermögen, um Freyheit und Leben; mit der frevelhafteſten Willkühr erlaubt er ſich, die grauſamſten

Erpreſſungen an Menſchen, die ſchon zu lange gelitten haben, um ſeinen Beutel zu füllen. Unglücklicher Weiſe muß es in dieſem Lande des Bürgerkriegs, des Haſſes, der Zwietracht nie an einem geſchickten Vorwande fehlen, um ſeinen Unmenſchlichkeiten einen Anſtrich von Gerechtigkeit zu geben.

Du kannſt verſichert ſeyn, daß mir Randons bedrängte Lage in Paris, wiewohl ſie verſchuldet war, ſehr nahe gieng, indeſſen wollte ich ihn doch lieber unglücklich, als ungerecht und mit Böſewichtern im Einverſtändniſſe wiſſen. So groß daher auch der Ueberfluß iſt, welcher ſich wieder bey uns eingeſtellt hat; ſo haſſe und verabſcheue ich doch dies Leben von ganzer Seele, und es iſt mir, als hiengen an jedem Biſſen Brod, den ich zum Munde führe, die Thränen der Unglücklichen. Ich bin u. ſ. w.

Zwanzigſter Brief.

Meyer an Lafiteau in Lyon.

Hamburg.

Ich melde Ihnen, mein lieber Freund, daß ich Leopold Angely, meinen zeitherigen Buchhalter zum Kompagnon in meine Handlung aufgenommen habe. Ich glaubte dies nicht nur der Aſche unſeres wackern Ducange, ſondern auch der ſtillen, anſpruchloſen Tugend des jungen Mannes ſelbſt ſchuldig zu ſeyn, der durch ſeine Sparſamkeit meiner Handlung eben ſowohl, als ſich ſelbſt, die bedeutendſten Vortheile verſchafft hat. Wir zeichnen uns alſo in Zukunft Meyer und Angely. Mit der Ihnen bekannten Achtung bin ich u. ſ. w.

Ein und zwanzigſter Brief.

Leopold Angely an ſeine Mutter.

Hamburg.

Freuen Sie ſich, meine theuerſte Mutter, das Glück Ihres Leopold hat einen nicht unbedeutenden Zuwachs erhalten. Mein zeitheriger Principal hat mir einen ſehr einleuchtenden Beweis von ſeiner Zufriedenheit mit meinem Betragen und von der Achtung, welche er gegen mich hegt, gegeben, er hat mich zum Kompagnon in ſeine Handlung aufgenommen. Zwar habe ich dadurch keinen Antheil an ſeinen Kapitalien erhalten — wie könnte ich dies auch verlangen, da der würdige Mann ein zahlreiches Häufchen Kinder hat, und ſein Vermögen nicht das ſtärkſte iſt? Aber dennoch ſichert mir dieſes an ſich ſchon ſchätzbare Zeugniß ſeines Wohlwollens mehrere nicht zu verachtende Vortheile, und vorzüglich den, daß ich außer einem verſtärkten Gehalte, den ich wegen

der Führung der Geſchäfte ziehe, noch das Recht bekommen habe, mit gewiſſen Artikeln zu meinem alleinigen Vortheil, obwohl unter ſeinem Namen und mit Benutzung ſeines Kredits Handel zu treiben. Ich werde jedoch davon nicht anders als mit Beſcheidenheit Gebrauch machen, und vielleicht wird mir das um ſo leichter, da es mir gelungen iſt, in den zwey Jahren, die ich nun hier gelebt habe, ein Kapitälchen zu erübrigen, das ich nun in dieſem Handel anlegen will.

Die Vorfälle in meinem Vaterlande hören nie auf, meine Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen. Wie glücklich iſt Frankreich, daß endlich Robespierre und die übrigen Blutmenſchen geſtürzt ſind, und daß eine beſſere Ordnung der Dinge beginnt! — Vielleicht ach! erregt nun auch die Lage der unglücklichen Ausgewanderten das Erbarmen der Regierung! — Hat Randon viel durch

Robeſpierre's Fall verlohren? — Ich bitte Sie, vergeſſen Sie nicht mich davon zu benachrichtigen. Ich bin u. ſ. w.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Die Mutter Angely an ihren Sohn Leopold.

Orleans.

Ich mache mir die größten Vorwürfe, liebſter Sohn, daß ich es ſo lange anſtehen ließ, meine Glückwünſche zu der wichtigen Veränderung, welche in Deiner Lage vorgegangen iſt, abzuſtatten. Ach, es iſt Freude und Troſt für mich, zu ſehen, daß mein Leopold ſeinem Glücke immer weiter entgegenrückt. Glaube mir, ich bedarf in meiner Lage dieſen Troſt gar ſehr, und hänge darum auch mit der größten Begierde an ihm. Wenn ich mich im Geiſte eine Zeitlang nach Hamburg verſetzt, und in dem ſtillen Zimmer, das Dein kleines, aber ſchuldloſes Glück be-

gränzt, den Freuden Deiner Liebe beygewohnt habe: ſo fühlt ſich mein gepreßtes Herz wohlthätig erweitert, und aus meinem verweinten Auge bricht ein Strahl von Wonne.

Du fragſt, ob wir durch Robespierre's Sturz verlohren haben? — O wiſſe, Randons Anſehen, Randons Glück, Randons Ruhe iſt für immer dahin. Frankreich hat endlich Geſetze und eine menſchliche Regierung erhalten, und es fängt bereits an, freyer zu athmen. Aber Randon, von allen Redlichen, die endlich einmal ihre Stimme wieder erheben dürfen, gehaßt und verabſcheut, iſt nicht zum Mitgliede der neuen Regierung gewählt worden. Dieſe Nachricht war ein Donnerſchlag für ihn. Ungeheuer waren die Summen, welche er von den Einwohnern der unglücklichen Vendée erpreßte, aber eben ſo ungeheuer waren auch die Verſchwendungen, wodurch er einen

Glanz um ſich zu verbreiten ſuchte. Da iſt kein Heller zurückgelegt worden, der uns in der Zeit der Noth erquicken könnte.

Wo ſollten wir uns hinwenden, da Randon von ſeinem Poſten abberufen würde? Sollten wir in der Vendée bleiben? Es war nicht möglich unter Leuten zu leben, deren Lippen ſich nur zu Verwünſchungen Randons öffneten. Sollten wir in die Vaterſtadt Randons gehen? — Aber hier waren die Vorwürfe ſeiner Verwandte und Freunde nur zu ſehr zu fürchten. Sollten wir uns endlich nach Paris zurückziehen? — Aber hier lauerten Spott und Verachtung auf den arm gewordenen Verſchwender, wenn auch die ahnende Gerechtigkeit den geſtürzten Tyrannen verſchont hätte. Wir haben endlich uns und unſere Schande in einer der Vorſtädte von Orleans vergraben, und ſuchen hier ſo unbemerkt, als möglich zu leben. Kein Bedienter iſt uns hierher gefolgt,

eine alte Magd verrichtet die nöthigen Haus=arbeiten. Keine Gaſtereyen, keine Bälle, keine Equipage, keine acht Schüſſeln mehr bey jeder Mahlzeit! Wir leben ſo ganz bür=gerlich, und halten das Geld zu Rathe, weil wir — keins mehr haben.

„Wovon lebt Ihr denn aber?“ wirſt Du fragen. Randon glaubte eine Zeitlang, das Spiel werde ihm wenigſtens ſoviel ge=währen, daß er ohne Sorge leben könne. Denke nur, auf welchen Abweg er auf's neue gerieth! Das verhaßte, unſichere Spiel ſollte ihn glücklich machen! Er verſuchte es, verlohr beträchtlich, und wir wurden von Tage zu Tage ärmer. Glücklicher Weiſe war es bey ihm noch nicht zur Leidenſchaft geworden, und er unterließ es. Seit dieſer Zeit leben wir davon, daß wir — unſere Habſeligkeiten verkaufen. Die herrlichſten Geräthe, die theuerſten Kleider und Kleino=dien, die köſtlichſten Gemählde werden für

einen Lumpenpreis losgeſchlagen, damit wir nur Geld in die Hände bekommen. Was wir anfangen werden, wenn uns nichts mehr zu verkaufen übrig ſeyn wird, das weiß zur Zeit weder ich, noch Randon.

Dies iſt traurig, und doch iſt es vielleicht noch das geringſte Unglück. Die Liebe iſt aus unſerm Kreiſe entflohn, das iſt weit ſchrecklicher. Es vergeht kein Tag, an welchem Randon und Klara nicht in den heftigſten Zank mit einander gerathen ſollten, indem eins das andere als den Urheber ſeines Unglücks anklagt, und ihm bittere Vorwürfe macht. Ich bin beyden zur Laſt, das leſe ich in ihren Mienen. Mehr aber als meine eigene Lage jammert mich die der Kinder Klara's, die nicht wiſſen, ob ſie bey den häufigen Zänkereyen es mit dem Vater, oder mit der Mutter halten ſollen.

Hierzu kommen noch eine Menge anderer Kränkungen, die wir freylich erwarten

müſſen, weil wir ſie verſchuldet haben. Wir giengen neulich in den Gärten um Orleans *) ſpatzieren. Ein Weib aus Paris, die einen Wagen mit Küchengewächſen belud, ſah und erkannte uns. „Herr Gott! ſchrie ſie, ſtecken Sie hier, Herr Randon mit dem jungen und alten Mammachen? — In Paris weiß man nicht, wo ſie geblieben ſind. — Ei ei, die Zeiten ſind wohl jetzt, da Sie abgeſetzt ſind, ſchlecht geworden. Ehemals fuhren Sie nur in prächtigen Wagen, und ich habe Sie oft gegrüßt, ohne einen Gegengruß erhalten zu haben. Potz Tauſend, wie ſehr wird man ſich in Paris wundern, wenn ich das erzähle!“

*) Orleans, eine große, alte, nicht ſchöne Stadt, war vor der Revolution wegen der trefflichen Küchengewächſe, die in der herrlichen Gegend umher gezogen wurden, und wegen des Franzöſiſchen, das man daſelbſt am reinſten ſprach, berühmt.

Unſere Gefühle bey dieſer Gelegenheit laſſen ſich mehr denken, als beſchreiben. Wir ſchlichen davon, ohne ein Wort zu erwiedern, und keins wagte es, ſeine Empfindungen laut werden zu laſſen. Stumm und in uns gekehrt giengen wir wieder nach der Stadt zu, wo uns eine, wo möglich, noch größere Demüthigung vorbehalten war. Am Eingange ſaß eine Obſthändlerin. Unſere Kinder — Du weiſt es ja, wie es Kinder machen, wenn ſie Näſchereyen ſehen — traten ſogleich um ihre Körbe herum, und warfen lüſterne Blicke auf das darin befindliche Obſt. Das Weib warf ihnen mit einem Seitenblick auf den unglücklichen Vater einige Birnen zu, und ſagte: „hier, ihr armen Würmer, eßt Euch ſatt, was könnt Ihr für die Greuelthaten Eures Vaters? — Wer weiß, ob er nicht die achttauſend Livres, die er mir in der Vendée entriß, in ähnlichen Leckereyen durch die Gurgel gejagt

hat! — Wenn er mir nur wenigſtens den Gatten, den Vater meiner Kinder am Leben gelaſſen, und nicht noch Schmach zu unſerm Elende gehäuft hätte! Ich würde dann nicht nöthig haben, in einer fremden Stadt Obſt zu verkaufen!“

Du würdeſt eine ſchlechte Meynung von Randons reizbaren, weichem Gefühl haben, wenn Du nicht glauben wollteſt, daß dieſe Worte ſein Innerſtes verwundeten. Er entfärbte ſich, zwey große Thränen brachen aus ſeinen Augen, und mit ſchnellen Schritten ſtürzte er, ohne auf uns zu warten, fort. Dies machte einen unglaublich ſtarken Eindruck auf mich und Klara, und in dem Gefühle ſeines Unglücks vergaßen wir das unſrige. Seit dieſem Vorfalle ſucht Randon die Einſamkeit. Nur ſpät am Abend kann er ſich dazu verſtehn, friſche Luft zu ſchöpfen, ſelbſt uns, ſelbſt die Seinigen flieht er. Der ſtille Kummer, der ihn zu Boden

drückt, iſt auch der unſrige geworden; die Worte, die den Tag über bey uns geſprochen werden, ſind zu zählen, aber die Seufzer, in die ſich unſre Herzen ergießen, wenn der Blick des einen dem des andern begegnet, ſind unzählig. Auch Randon war einſt gut, nur der unſelige Hang zur Verſchwendung hat ihn zum Wütherich gegen ſeine Mitbürger gemacht.

Das ſchlimmſte iſt, daß die Furcht, die neue Regierung werde ſein Betragen in der Vendée unterſuchen, und ihm den Prozeß machen, nur allzugerecht ſcheint. Schon ſchmachtet jener mit Fluch beladene Blutmenſch, bey deſſen Namen der ganze Weſten Frankreichs zitterte, dem das Morden ein Scherz, das Rauben ein Spiel war, ſchon ſchmachtet Carrier *) in einem der Kerker

*) Carrier war unter andern der Stifter der greulichen republikaniſchen Heurathen zu Nantes. So nennte man jene grauſame,

von Paris, und erwartet den wohlverdienten Lohn ſeiner ſchauderhaften Thaten. Iſt es wohl zu hoffen, daß man gegen Randon und ſeines Gleichen glimpflicher verfahren werde? — Ich darf nicht ohne inniges Zagen an die Zukunft denken, und — ach Gott! in dem Augenblicke, da ich dieſes ſchreibe, erhält Randon vom Direktorium zu Paris den Befehl, ſich nicht aus Orleans zu entfernen. Ahndeſt Du nichts? Iſt das nicht der An-

höhnende Todesart, die den unglücklichen, der Rebellion überwieſenen, oder auch nur verdächtigen Bewohnern im Weſten Frankreichs widerfuhr, da Mann und Weib zuſammengebunden, und in ein Fahrzeug gebracht wurden, deſſen Boden man, ſobald es die Mitte der Loire erreicht hatte, öffnete, damit ſie in den Wellen des Stroms den Tod finden ſollten. Carrier, der vornehmſte Anſtifter derſelben, blutete nachher unter der Guillotine.

fang von allem dem Jammer und der unauslöſchlichen Schande, welche ich vor uns liegen ſehe?

Auch Albert hat viel Sorgen. Sein Sohn hat ſich, ſeitdem er vom Militair los iſt, in mehreren Städten Frankreichs herumgetrieben, und ſich überall durch Rohheit und Sittenloſigkeit geſchändet. Da ſein Vater die Schulden, welche er überall gemacht hat, nicht bezahlen will: ſo iſt er plötzlich unſichtbar geworden, und niemand weiß bis jetzt ſeinen Aufenthalt. Ich bin u. ſ. w.

Drey und zwanzigſter Brief.

Leopold Angely an ſeine Mutter.

Hamburg.

Ihr Elend, meine gute Mutter, geht mir ſehr zu Herzen, und ich wollte, daß ich ihm in ſeinem ganzen Umfange abhelfen könnte.

Da ich das nicht vermag, und Sie es auch gewiß nicht von mir erwarten: ſo will ich wenigſtens das thun, was ich kann, und was Sie von einem Kinde guter Art mit Recht fordern dürfen. Sie ſollen in Ihren alten Tagen keine Noth leiden. Ich werde Ihnen jeden Monat ſoviel zukommen laſſen, daß Sie mit Randons wenigſtens ohne bittre Nahrungsſorgen leben ſollen. Ich mache von jetzt an damit den Anfang.

Genießen Sie dieſen Beweis meiner Liebe ohne Kummer. Ich leide nicht darunter. Ich will aufrichtig ſeyn, und Ihnen geſtehen, daß ſich, ſeitdem unſere Glücksumſtände ſich ſo ſehr verbeſſert haben, auch bey uns eine Art von Luxus eingeſchlichen hatte. Sie wiſſen, wieviel ich von jeher vom Reuten hielt. Ich hatte mir ſeit einiger Zeit ein Pferd gekauft, auf welchem ich mir täglich ein Vergnügen machte. Meine gute Frau, eine Liebhaberin und Kennerin von Muſik,

veranſtaltete faſt jede Woche ein kleines Koncert, deſſen Koſten nicht ſehr beträchtlich waren. Wir thun beyde auf dieſes Vergnügen um ſo williger Verzicht, da ich auch ohne Pferd friſche Luft ſchöpfen, und Kamilla, auch ohne bey ſich ein Koncert zu veranſtalten, Muſik hören kann. Wo zwey Ausgaben nicht zugleich ſtatt finden können, da muß der wichtigern die minder wichtige weichen, da muß das Vergnügen der Pflicht nachſtehen. Die Erſparniſſe, die uns durch dieſes Opfer möglich werden, ſind, verbunden mit einigen andern Einkünften, die ich hierzu angewieſen habe, hinreichend, Ihnen mein gegebenes Wort auf's genaueſte zu erfüllen. Einen Zug meiner kleinen dreyjährigen Emilie darf ich dabey nicht unberührt laſſen. Auch ſie will etwas für die gute, unglückliche Großmutter thun, und hat mich gebeten, ihr des Morgens keinen Zwieback mehr zum Frühſtück holen zu laſſen, indem

ſie ſich in Zukunft mit einem Butterbrod begnügen will. „Engelherz! ſagte ich innigſt gerührt, Du ſollſt dieſe Freude haben, und noch überdies das Geld dazu, das Du allemal bey mir auf dem Comptoir holſt, ſelbſt ſparen dürfen.“

Ich wünſche von Herzen eine baldige Verbeſſerung Ihrer Lage, und bin u. ſ. w.

Vier und zwanzigſter Brief.

Klara Randon an ihren Bruder Leopold Angely.

Orleans.

Die Nachrichten, welche ich Dir, mein lieber Bruder, zu geben habe, ſind traurig, und werden Deine glückliche Ruhe auf lange Zeit vernichten, nichts deſtoweniger darf ich ſie Dir nicht vorenthalten. Wiſſe, unſere gute Mutter, die ſich im Unglück eben ſo wenig, als im Glück von uns trennte, hat geſtern dieſe Zeitlichkeit verlaſſen, und ihr

Geiſt iſt in die Gefilde des ewigen Friedens hinübergeſchwebt. Ich verliere in ihr meine Tröſterin, die einzige Freundin, die mir in dieſer Höhle des Jammers — denn das iſt die Erde für mich geworden — übrig geblieben war. Urtheile alſo über die Größe meines Schmerzes! Seit einem halben Jahre kränkelte ſie, und ihre Briefe an Dich ſchränkten ſich, theils weil es ihr an Kraft zum Schreiben gebrach, theils weil ſie Dich nicht durch eine weitläuftige Schilderung ihres Zuſtandes beunruhigen wollte, faſt auf nichts weiter, als auf Quittungen über den richtigen Empfang deſſen ein, was ihr Deine kindliche Liebe zukommen ließ. Ein Schlagfluß entriß ſie endlich unſern Armen für immer.

Ich müßte Dich wenig kennen, wenn ich nicht glauben wollte, daß dieſer Todesfall Dein Innerſtes erſchüttern wird. Und dennoch biſt Du nicht ſo elend, als ich. Ich

verlor zu gleicher Zeit eine gute, redliche Mutter, und einen Gatten, deſſen höchſtes Glück zu ſeyn ich mich einſt rühmen durfte. O denke Dir nur, lieber Bruder, mein Randon, ſeit mehreren Monaten von ſeinen Feinden in einem Kerker zu Paris eingeſchloſſen, iſt endlich verurtheilt worden, nach Cayenne deportirt zu werden *). Sieh, ſo weit geht der Haß der Parthey, die jetzt die mächtigere in Frankreich iſt, daß ſie alle diejenigen, über welche ihr der Zufall den Sieg verſchafft hat, auf's härteſte verfolgt, und die unſchuldigſten Männer wie die ruchloſeſten Verbrecher behandelt.

*) Cayenne iſt eine den Franzoſen gehörige Inſel an der Küſte von Guyana bey Südamerika. Man deportirte oder verwies während der Revolution diejenigen dahin, die in einem Ehrenamte, welches ſie bekleideten, Verbrechen begangen hatten, oder begangen haben ſollten.

Es iſt mir nicht einmal erlaubt, meinen Gatten noch einmal zu ſehen, und ihm das letzte Lebewohl zu ſagen. Ich bin mit meinen zwey unmündigen Kindern allein gelaſſen, und dem Mangel, dem Elende auf's grauſamſte Preis gegeben. Ich wünſche, daß Dich nie ein ähnliches Schickſal treffen möge, und bin u. ſ. w.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Leopold Angely an Klara.

Hamburg.

Ich würde mich, liebe, unglückliche Schweſter, vergeblich bemühen, Dir die Größe des Kummers zu ſchildern, in welchen Dein letzter Brief mich und meine Gattin geſtürtzt hat. Der Verluſt einer geliebten Mutter, die die innigſte Vertraute meines Herzens war, und deren Zärtlichkeit mir die größten Opfer dargebracht hat, iſt auch für mich ein

unerſetzlicher Verluſt, und mein ganzes Leben hindurch werde ich ihr theures Andenken in Stunden ſüßer Wehmuth mit Thränen feyern. Gewiß, das Grab, das ihre Ueberreſte deckt, und zu welchem Du, Beneidenswerthe, täglich wallfahrten kannſt, ſchließt einen ganzen Himmel voll unendlicher Güte in ſich. Ach mein Schmerz ſollte minder heftig ſeyn, wenn es mir nur noch einmal ſie zu ſehen, nur noch einmal an ihrer Mutterbruſt zu ruhen vergönnt geweſen wäre!

Dennoch vergeſſe ich mein eigenes Leiden, um mich ganz in das Deinige zu verſenken. Unglückliche Schweſter, was iſt aus Dir geworden! Dein Gatte ſtirbt eines langſamen Todes in den verpeſteten Sümpfen von Guyana, Dich hat das Schickſal beſtimmt, in Deinem Vaterlande eine Beute des Kummers zu werden. Ja nur dieſer allein iſt es im Stande, Dich aufzureiben,

dem Mangel ſoll es nicht gelingen. Vertraue Dich ohne Rückhalt meinem Bruderherzen, und empfange das fort, was die verewigte Mutter eine Zeitlang von mir erhielt. Es wird Dir wenigſtens ſtets die Nothdurft ſichern, und mir wird es jederzeit Wonne ſeyn, meiner Schweſter Beweiſe von der Zuneigung zu geben, die ich von frühester Jugend gegen ſie fühlte. Du wirſt die einzige Vorſicht dabey haben, mir den Ort Deines künftigen Aufenthalts zu melden, oder mir eine ſichre Perſon nachzuweiſen, an welche ich meine Schulden — denn nur dieſen Namen werden die Unterſtützungen, auf welche Du von meiner Seite rechnen kannſt, führen können — einſenden ſoll.

Ich weiß, daß Dir meine Liebe das nicht erſetzen kann, was Du in Randon verlohrſt, aber ich weiß auch, daß die Zeit die die Wunden heilt, welche das Schickſal ſchlägt, und daß ein unbegränztes Vertrauen

auf die Führſehung die beſte Pflegerin derſelben iſt. Du biſt zu vernünftig, als daß Du meinen Rath, Dich beyden zu überlaſſen bedürfen ſollteſt. Nur davon will ich Dich in jedem Augenblicke Deines Lebens zu überzeugen bemüht ſeyn, daß ich bin u. ſ. w.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Albert Angely an ſeinen Sohn Lorenz.

Montpellier.

Es iſt mir lieb, daß Du wenigſtens wieder einmal etwas von Dir haſt hören laſſen. Wenn Du aber glaubſt, daß Deine Klagen mich zu einem weichherzigen Knaben machen ſollen: ſo haſt Du Dich ſehr geirrt. Du biſt mein Sohn, und als ſolchen muß ich Dich wohl lieben, aber bey meinen Lebzeiten erhältſt Du nichts. Ich muß erſt ſehen wo ich bleibe, ehe ich an andere denken kann. Nach meinem Tode wird alles Dir zugehö=

ren. Ich glaube es wohl, daß es unangenehm iſt, wenn man von harten Gläubigern verfolgt wird, aber wer hat Dich heißen Schulden machen? Du hätteſt es vorausſehen ſollen, daß es ſo kommen würde. Ich habe Dir bis in's achtzehnte Jahr Brod gegeben, mehr kann man von ſeinem Wohlthäter nicht erwarten. Uebrigens hatteſt Du zwey geſunde Arme, und konnteſt arbeiten. Zwar wirſt Du ſagen, Handarbeit ſchicke ſich nicht für einen Mann, der Offizier geweſen ſey, aber wenn man ſich etwas erwerben kann: ſo fragt man nicht darnach, ob die Art, wie dies geſchieht, ſich auch mit dem Stande vertrage. Uebrigens mußteſt Du doch durch etwas Dein Fortkommen ſuchen. Es iſt ſchlecht genug, daß Du als Offizier Dir und mir ſo große Schande machteſt, und Dich vom Regimente jagen ließeſt.

Damit Du jedoch ſiehſt, daß mir Deine

Bedrängniß nicht gleichgültig ſey: ſo will ich Dir einen guten Rath geben. Wenn Dich Deine Gläubiger verklagen: ſo läugne es hartnäckig, daß Du Geld von ihnen geliehen haſt. Man wird Dich endlich zum Schwure treiben — i nun, was wollteſt Du Dich da lange beſinnen? — Ein Schwur iſt ein Wort, und es wird ja ſo manches Unnütze unter der Sonne geredet, warum wollte man denn ſo gewiſſenhaft ſeyn, wenn es unſer Glück gilt. Du verſtehſt mich. Ich brauch nur noch hinzu zu ſetzen, daß mir die Beobachtung dieſer Regel manchen ſchönen Thaler eingetragen hat. Ich bin u. ſ. w.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Leopold Angely an Albert.

Hamburg.

Dreymal habe ich Dich, lieber Bruder, bereits gebeten, mir Klara's gegenwärtigen Aufenthalt anzuzeigen, aber ich habe bisher vergebens auf Nachrichten gehofft. Ich bitte Dich auf's dringendſte, mich ungeſäumt aus meiner Ungewißheit zu reißen. Du kennſt die Urſachen dieſer Zudringlichkeit — wenn mein Verhalten dieſen Namen verdient, — zur Genüge. Da Klara ſelbſt keinen Buchſtaben an mich ſchreibt: ſo bleibt mir nichts übrig, als Deine Güte zu Hülfe zu nehmen. Ich bin u. ſ. w.

Acht und zwanzigſter Brief.

Albert Angely an Leopold.

Montpellier.

Ich weiß Klara's Aufenthalt nicht, lieber Bruder. Nur ſoviel iſt gewiß, daß ſie in Orleans nicht mehr iſt. Doch das iſt ja für Dich nichts Neues. Uebrigens begreife ich nicht, warum Du ihr Deine Wohlthaten ſchlechterdings aufdringen willſt. Wenn ihr etwas daran gelegen wäre: ſo hätte ſie Dir ja ſchreiben können. Sie verräth einen Stolz, der bey ihrer Armuth unverzeihlich iſt.

Wenn Du demungeachtet darauf beſteheſt, ihren Aufenthalt zu erfahren: ſo wird ſich dazu bald eine ſchickliche Gelegenheit finden. Seitdem das Direktorium durch Bonaparte geſtürzt, und eine neue Ordnung der Dinge durch ihn angefangen worden iſt, denkt man über viele Dinge ganz anders, als vorher, und ich könnte eben nicht ſagen, daß jetzt ſehr glückliche Zeiten für mich wären,

indem jeder Geld zu haben anfängt, keiner meine Hülfe weiter verlangt, und ich das Meinige zuſetzen muß. Ich wünſchte, dieſer Bonaparte wäre in Aegypten*) geblieben, und ich bin nicht der einzige, der dieſen Wunſch hegt. Die Noth der Verbannten auf Cayenne hat ſeinem Herzen wehe gethan, und er hat ſie ſammt und ſonders zurückberufen. Madam Randon wird alſo ihren Mann, wenn er noch am Leben iſt, bald wieder erhalten, und dann wird ſie unfehlbar wieder aus dem Dunkel zum Vorſchein kommen. Man ſagt, daß ſich Bonaparte jetzt auch ernſtlich mit der Lage der Ausgewanderten beſchäftige, und ſie zu erleichtern ſuche. Ich will wünſchen, daß daraus viel Gutes für Dich hervorgehen möge, und bin ꝛc.

*) Bekanntlich unternahm Bonaparte auf Befehl des Direktoriums einen großen Zug nach Aegypten, ehe eine neue Revolution ihn zur erſten obrigkeitlichen Perſon in Frankreich machte.

Neun und zwanzigſter Brief.

Meyer an Lafiteau.

Hamburg.

Unſere ſeit einer Reihe von Jahren glücklich geführte Kompagniehandlung, mein lieber Freund, wird leider wieder getrennt. Mein Angely verläßt mich. Sie glauben nicht, wie nahe es mir geht, daß ich ihn verlieren muß, dennoch würde es gewiſſenlos von mir gehandelt ſeyn, wenn ich ſeinem Abgang die geringſten Schwierigkeiten in den Weg legen wollte. Sie werden als Franzos, der mit den neueſten Ereigniſſen in ſeinem Vaterlande bekannt iſt, mich nicht erſt lange nach der Urſache dieſer Trennung fragen. Jeder Ausgewanderte ſucht von der Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren, die ihm Ihr großer Bonaparte, wenn er die Waffen niemals gegen ſeine Landsleute führte, ertheilt hat, auf die beſte und geſchwindeſte Weiſe Gebrauch zu machen. Ach, kann ich es wohl dem

guten Angely verdenken, wenn er in den Schooß ſeines Vaterlandes zurückzukehren ſucht, deſſen er ſchon ſo lange entbehrte?

Er gehe unter dem Schutze der alles leitenden, alles Gute belohnenden Fürſehung, von meinen heißeſten Segenswünſchen begleitet. Er wird mir das ganze Leben hindurch ein lieber Freund bleiben; ich werde, wenn ich nach Lyon komme, meinen redlichen Ducange wieder zu finden glauben. Gewiß, mein guter Lafiteau, thue ich an Ihre Freundſchaft keine Fehlbitte, wenn ich Sie erſuche, ihn bey ſeiner Ankunft in Lyon mit Rath und That an die Hand zu gehen. Sie ſind ein Freund kaufmänniſcher Tugenden, und Sparſamkeit iſt eine unſrer erſten, ſo wie ſie jedem Menſchen unentbehrlich iſt. Angely beſitzt ſie in einem ſeltenen Grade. Andere Franzöſiſche Ausgewanderte kamen mit Geld und Gut nach Deutſchland, und verarmten; arm und hülflos wurde Angely von ſeinem Vater=

lande ausgeſtoßen, und mit einem ziemlichen Vermögen, das er unter uns erwarb, und das ihn, wenn nicht zu einem reichen, doch gewiß zu einem wohlhabenden Manne macht, kehrt er wieder in daſſelbe zurück. Wenn Sie zu ſeiner Sparſamkeit noch ſeine Thätigkeit, ſeine Ordnungsliebe, ſeine Gefälligkeit hinzudenken: ſo werden Sie den Mann gewiß liebenswürdig finden. Seine Gattin iſt ein Muſter ſchöner Häuslichkeit, und verdient es, die Lebensgefährtin eines ſolchen Mannes zu ſeyn.

Es kann nicht fehlen, zwey ſolche Menſchen müſſen an allen Orten der Welt, wievielmehr in ihrem Vaterlande liebende Herzen finden. Meine Theilnahme an allem, was ſie betrift, iſt zu innig, als daß ich nicht bald Nachrichten über ihre Ankunft in Frankreich zu erhalten wünſchen ſollte, und wer könnte mir dieſe vollſtändiger und genauer geben, als Sie, mein Lieber? Ich bin ꝛc.

Dreyßigſter Brief.

Lafiteau an Meyer.

Lyon.

Ich eile, mein lieber Freund, Ihnen die Vorfälle, von welchen jetzt Alt und Jung in unſerer Stadt ſpricht, unverzüglich mitzutheilen, indem ich vorausſetzen darf, daß ſie für Ihr gefühlvolles Herz von der höchſten Wichtigkeit ſeyn werden. Denn ich muß es Ihnen nur im Voraus ſagen, daß derſelbe Angely, der Ihre Liebe mit ſich nach Frankreich genommen hat, der Held der folgenden ungeſchminkten Erzählung ſeyn wird.

Er langte vor einem Monat mit ſeiner Gattin und ſeiner kleinen Tochter im beſten Wohlſeyn bey uns an. Es war nach dem alten Kalender*) an einem Sonnabend, als

*) In Frankreich wurde während der Revolution der alte Kalender abgeſchafft, und ein neuer verbeſſerter eingeführt, den man jetzt faſt in jedem Deutſchen Almanach findet.

ſie alle drey mir ihre Aufwartung machten, und mir Ihr Empfehlungsſchreiben einhändigten. Sie haben Recht, dieſe Menſchen haben etwas in ihrem Betragen, das unwiderſtehlich an ſie feſſelt. Als er ſo vor mir trat mit dem beſcheidenen Bewußtſeyn ſeiner Tugenden, und mir die våterliche Güte pries, mit welcher man ihm in dem Meyerſchen Hauſe unter die Arme gegriffen habe, als ſie vertrauenvoll, wenn gleich in weichem, måchtig ergreifenden Tone flehte, daß ich Ihnen ein zweyter Meyer ſeyn möchte, — ach da fühlte ich mich auf's ſtårkſte an ſie gezogen, und mein Herz ſchwur im Stillen, ihnen alle die Erleichterung zu verſchaffen, die ihre Lage verlangte, und meine eigenen Umſtånde geſtatteten.

Ich bat ſie auf den folgenden Tag zur Mittagstafel. Zugleich mit ihnen war eine Frau eingeladen, auf welche ich bey aller ihrer Armuth viel hielt. Sie wohnte mit

zwey Kindern ſeit drey Jahren in meinem Gartenhauſe zur Miethe, lebte von Putzmachen, hielt ſich äußerſt eingezogen, vermied alle Geſellſchaften, und würde daher wenig Arbeit gefunden haben, wenn ich ſie nicht einigen Familien empfohlen hätte. Mir hatte ſie ſich Madam Perrier genannt, wenige außer mir kannten ſie, noch wenigere wußten ihren Namen. Man ward es in ihrem Betragen nur zu bald gewahr, daß ſie einſt in einem glücklichern Zuſtande gelebt haben mußte, auch habe ich ſie einigemale in Thränen überraſcht. Doch blieb ſie mir, ſo oft ich ſie auch zum Gegenſtande meines Nachſinnens machen mochte, ſtets ein Räthſel, und wenn ich mir Mühe gab, ſie über ihre Herkunft und ihren Stand auszuforſchen: ſo wußte ſie mir jedesmal durch eine geſchickte Wendung des Geſprächs zu entſchlüpfen.

Einige Stunden vorher, ehe ich meine

Gäſte erwartete, ließ Madam Perrier bey mir anfragen, ob es ihr erlaubt ſey, einen Mann mitzubringen, an deſſen Aufheiterung ihr ſehr viel gelegen ſey? Warum hätte ich ihr dieſen Wunſch verſagen ſollen? — Ich war in voller Erwartung, wer der Fremde ſeyn mochte, als Angely mit ſeiner Gattin eintrat, und mir mit Zeichen der lebhafteſten Freude erzählte, daß ihm der Präfekt des Departements, bey welchem er ſich gemeldet, Hoffnung gemacht habe, einen Theil von Ducange's Gütern wieder zu erhalten. Meine Glückwünſche über dieſes angenehme Ereigniß waren kaum zu Ende, als Madam Perrier am Arme des Fremden eintrat. Jetzt — o Freund, Sie hätten bey mir ſeyn ſollen, um das ganze Schauſpiel zu beobachten. Angely entfärbt ſich, und ſtarrt die räthſelhafte Frau mit großen Augen an. Er tritt ihr näher, um ſich noch deutlicher zu überzeugen, ob ihm ſeine Sinne die Wahr=

heit ſagen. In dieſem Augenblicke wird er von ihr bemerkt. Sie ſinkt mit einem heftigen Schrey des Schreckens zurück, doch ſeine Arme ſind ſchon bereit ſie aufzufaſſen. „Klara! Schweſter Klara!“ ruft er und drückt ſie im wilden Taumel des Entzückens an ſeine Bruſt. Ihr Herz ergießt ſich in Thränen — es waren, wie ich bald erfuhr, Thränen des Kummers.

„Und meine Klara weint, fragte Angely beſtürzt, wenn ein Bruder ſie in ſeinen Armen hält?“

Klara. Ach, was will er, als Zeuge meines Elends ſeyn?

Angely. Er hat einen höhern, edlern Vorſatz. Die Vorſehung ſandte ihn, um Dein Tröſter, Dein Beglücker zu werden. Er hat nach dieſem ſchönen Namen längſt gegeizt, das kann ſeiner Klara nicht unbekannt ſeyn, aber ſie hat ihm die Gelegenheit dazu entriſſen. Ich könnte ihr Vorwürfe

machen, wenn es mir die Wonne dieſer Minute geſtattete.

Klara reichte ihm die Hand. „Mein Leopold iſt gut, ſprach ſie, das ſagt mir mein Herz, und ſchämt ſich des Stolzes, welcher mich abhielt, Wohlthaten von einem Bruder anzunehmen, der, wie ich wohl wußte, und wie mich ſeine Briefe in dem Nachlaſſe der Mutter überzeugten, von meiner Schuld unterrichtet war.“

„Davon jetzt kein Wort, erwiederte Leopold. Wir leben für die Gegenwart, und die Vergangenheit iſt nichts, als ein Traum.“

Klara. So will ich denken, und mich der neuen Morgenröthe meines Glücks freuen. Freue Du Dich nun mit mir, ich habe meinen Gatten, meinen Randon wieder. Der Mann, den Frankreich ſeinen Stolz nennt, iſt auch mein Wohlthäter geworden.

Sie führte den Fremden in ihres Bru=

ders Arme, und ſprach; „hier begrüße Deinen Schwager!“ Er hingegen führte ſeine Gattin an Klara's Bruſt, und rief: „umarmt Euch als Schweſtern!“ Es war eine jener ſeltenern Scenen der Liebe, die auch das Herz des kälteſten Zuſchauers nicht ungerührt laſſen. Als Randon ſich auch meiner Freundſchaft empfohlen hatte: ſo bat mich ſeine Gattin um Vergebung, das ſie mir, von Noth gedrungen, ihren wahren Namen verhehlt hatte. Ach, das war nicht erſt nöthig!

Wir überließen uns bey Tiſche der Freude ohne Rückhalt, nur Randon blieb finſter und in ſich gekehrt, ob wir uns gleich alle bemühten, ſeine Einſtimmung in unſern Jubel zu gewinnen. Ich meinte, daß ihn Schaam ſo verſtimmt hätte — den aufrichtig geſagt, dieſer Randon hat vor einigen Jahren in der Vendée nicht zum beſten gewirthſchaftet — aber ein paar Tage darauf

erfuhr ich, daß ſein Kummer noch eine andere Quelle hatte. Angely hat noch einen Bruder zu Montpellier, der, wie ich höre, ein Geizhals ſeyn mag. Es wurden Erkundigungen nach ihm eingezogen, und Klara erzählte, daß ſein Sohn, der lange zu Lyon gelebt, und den ſie öfters geſehen habe, ohne von ihm gekannt zu werden, Schulden halber ſich in dem Stadtgefängniſſe befinde. Das war freylich eine unangenehme Nachricht, und Angely beſchloß, ihn aufzuſuchen, und zu ſehen, was ſich für ihn thun ließe.

Von dieſer Zeit an war Angely mit ſeiner Gattin oft bey mir. Ich war mit ihnen ohngefähr eine Woche nach jener Scene des Wiederſehens im vertrauten Geſpräch begriffen, als mein Gärtner, der von ſeiner Arbeit nach Hauſe kam, mir athemlos erzählte, daß der fremde Herr, der letzthin mit Madam Perrier bey mir zu Gaſte geweſen ſey, ſich, unfern von meinem Garten in die Rho-

ne geſtürzt habe, aber von einem alten Manne, der daſelbſt ein einſames Hüttchen bewohne, wieder heraus gezogen worden ſey, doch habe er, als er ihn geſehn, keine Spur von Leben von ſich gegeben.

Außer uns vor Schreck ſtürzten wir uns aus der Stadt hinaus in das Rhonethal. Als wir uns der einſamen Hütte näherten: ſo gewahrten wir am Eingange derſelben Klarens Kinder, welche bitterlich weinten. Das war eine ſchlimme Vorbedeutung. Im Zimmer ſelbſt befand ſich bereits Klara, aber der wüthende Schmerz machte ſie ſtumm, beſinnungslos. Der Bewohner der Hütte, ein Greis mit ehrwürdigem Silberhaare war mit dem noch immer todten Randon beſchäf⸗tigt, und eben im Begriff, ihn mit dem Kopf auf die Erde zu ſtellen, oder, wie er ſagte, zu ſtürzen, damit das Waſſer aus ihm herauslaufen ſollte. Der Alte meinte es damit gut, aber ich ließ es nicht zu, weil

ich wußte, daß dieſe ſonderbare Art, Ertrunke in's Leben zurückzurufen, weit eher tödtet, als lebendig macht. Ich ſchickte vielmehr Angely zu einem geſchickten Arzte in der Stadt, deſſen Wohnung ich ihm bezeichnete. In kurzer Zeit kam er mit demſelben zurück. Durch Anwendung zweckmäßigerer Mittel hatten wir bald die Freude, ihn Zeichen des Lebens von ſich geben zu ſehen.

Jetzt zerſtreuten ſich die Wolken des Kummers, welche auf unſerer Stirn hiengen, und unſere Herzen öffneten ſich neuen Eindrücken der Freude. Vorzüglich ſchöpfte Kamilla, Angely's Gattin, neue ſchöne Hoffnungen, und bemühte ſich die übrigen aufzuheitern. Schon war ihr das zum großen Theile gelungen, als ſie einen Augenblick vor dem einzigen Gemählde ſtehen blieb, welches der Alte in ſeinem Zimmer hatte, und dann plötzlich ausrief: „Gott, was

ſehe ich, das Bildniß meines Onkels. Es iſt nach dem Leben!“

Mit weit aufgeriſſenen Augen und offenen Lippen — ein wahres Bild des höchſten Erſtaunens — eilte der Alte von Randons Lagerſtätte herbey. „Unmöglich, ſprach er, es iſt das Portrait eines Mannes, der in der Schweiz ſein Grab fand, und aus dem Schooße des Ueberfluſſes in den Abgrund des Elends geſtoßen wurde. Es iſt das Portrait des Ducange.

Kamilla. Ganz Recht. Ich bin ſeine Nichte. Ich und mein Angely drückten ihm die Augen zu.

Der Greis. Unglückliche, welchen Namen nannteſt Du? — Er deutet auf einen Engel, aber Teufel führen ihn.

Kamilla. Du irrſt, es iſt der Name des Mannes, der muthig Freunde und Vaterland verließ, um den Edeln in's Elend zu folgen, und den dieſer für allein würdig

erkannte, ſeine Nichte zu beſitzen. Es iſt der Name meines Gatten.

Der Greis. Würde wohl Dein Vater den Entſchluß des Onkels gebilliget haben?

Kamilla. Er würde, oder er müßte weniger gut geweſen ſeyn, als ſein Bruder ihn ſchilderte. Kannteſt Du meinen unglücklichen Vater, der für ſein armes Kind von den erſten Augenblicken ſeines Daſeyns an lebendig tod war?

Der Greis. Ich kenne ihn ſo gut wie mich ſelbſt. Sein Leben in Paris war einſt einem ſchönen Garten ähnlich, wo aus jeder Blume die lieblichſte Freude duftet. Aber wehe ihm! eine Schlange lauerte in der Umzäunung, um ſein Glück zu vergiften. Der Graf von Jaucourt lebte damals am Hofe. Es hatte ſich eine Kabbale gegen ihn entſponnen, deren Opfer er wurde. Man will ihn in der Nacht aus der Mitte ſeiner Familie reißen, um ihn in die Baſtille zu werfen.

Er flieht und ſendet einen ſeiner Diener an den Geldwechsler Ducange, um ihn zu bitten, daß er ihn auf einem Landhauſe in der Nähe von Paris verbergen möchte. Gerührt von der Schilderung, die dieſer Falſche von dem Unglücke ſeines Herrn machte, entſchließt ſich Ducange nicht nur hierzu, ſondern er verſchafft ihm auch eine Gelegenheit, nach England zu entweichen. Der Hof, dadurch erbittert, verſpricht eine Belohnung von zehn tauſend Livres demjenigen, welcher den Franzoſen anzeigen würde, der den Verbrecher — wie man Jaucourt nannte — der Strafe entzogen hätte. Jaucourts Diener war in Paris geblieben, ein Liebesverſtändniß mit einer reichen Wittwe; die einen einzigen Sohn hatte, feſſelte ihn an Frankreich. Aber ſie weiſt alle ſeine Heurathsanträge zurück, wenn er nicht ſelbſt einiges Vermögen beſitzt. Ach, ſeine Habſucht war ſtärker, als ſeine Redlichkeit. Er geht hin,

verräth den gutmüthigen Ducange, und erhält den Preis. Ducange muß nun zwey Jahrzehende in der Baſtille vertrauern; ſeine Gattin ſtirbt, ſein Vermögen wird eingezogen, damit man ſich wegen eines großen Unterſchleifs, deſſen man Jaucourt beſchuldigte, ſchadlos halten konnte.

Kamilla. Aber die Revolution gab ihm die Freyheit wieder.

Der Greis. Noch mehr, ſie zeigte auch ſeine Unſchuld. Jaucourt drang bey den neuen, unpartheiiſchen Richtern auf eine Reviſion *) ſeines Prozeſſes, und wurde von aller Schuld freygeſprochen. Ducange hätte auf Rückgabe ſeines Vermögens dringen, und auf's neue in die Welt zurückkehren können. Aber das Gefühl ſeines Elends

*) Ein Prozeß wird revidirt, wenn er noch einmal durchgeſehen wird, um ſeine Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit kennen zu lernen.

hatte ihn zu ſehr verſtimmt, und ſein Haß gegen die Menſchen, die ſo treulos gegen ihn geweſen waren, war zu tief gewurzelt, als daß er hieran hätte denken ſollen. Blos ſeine Tochter und ſein Bruder waren es, an welchen ſein Herz noch hieng, aber er hütete ſich wohl, das Glück, in deſſen Beſitz ſie waren, zu ſtöhren. Er würde ihr Mitleid erregt haben, und dazu war er zu ſtolz, denn er hat niemals auf diejenigen etwas gehalten, die in dem Herzen ihrer Nebenmenſchen nichts weiter, als Mitleid rege zu machen wußten.

Kamilla. Das war nicht recht von ihm. Wir haben nicht alle Kräfte und Glücksgaben genug, um uns nur bewundern zu laſſen. Es muß neben den Bewunderten auch Bemitleidete geben. Glück genug für ſie, wenn ſie um ihrer Tugend willen ſo bemitleidenswerth ſind, als es mein Vater war.

Der Greis. Hat Dein Vater gefehlt: ſo hat er auch dafür gelitten. Er hat ſeinen Bruder nicht wieder geſehen, und ſeine Tochter — doch ſtill jetzt davon! — Die traurigen Ereigniſſe zu Lyon riefen ihn aus ſeiner Einſamkeit zu Verſailles, wo er von einigen Trümmern ſeines Vermögens lebte. Er wollte ſelbſt ſehen, ſelbſt hören, und ach! er ſah und hörte genug, um auf's neue in ein Meer von Schmerzen verſenkt zu werden. Die letzten zwey Lieben, an welche ſich ſein von allen Erdenfreuden losgeriſſenes Herz noch angeklammert hatte, waren hinausgeſtoßen worden in die Nacht des Elends, in welcher er ſelbſt noch immer tappte, und —

Kamilla. O wenn er noch lebt: ſo wird er ſeine Tochter glücklich ſehen.

Der Greis. Er lebt, und Du wirſt die Freude haben, ihn zu umarmen.

Kamilla. O ſo führe mich zu ihm! Zögre nicht!

Der Greis. Du verlangſt Unmöglichkeiten! Er iſt nicht daheim! Er iſt auf Kundſchaft ausgegangen.

Kamilla. Auf was für Kundſchaft.

Der Greis. Das wird er Dir ſagen, wenn Du das erſte Mal an ſeinem Herzen ruhſt.

Wir brachten Randon, den jetzt das Gefühl der Schaam ſo ſtumm machte, als vorher der Tod, auf ſein Zimmer, wo er ſich einige Tage abwarten mußte. Einſtweilen beſuchte Angely ſeinen Neffen im Gefängniſſe, und brachte es, indem er ſich bey ſeinem Gläubiger für ihn verbürgte, dahin, daß er freygelaſſen wurde. Ich war gegenwärtig, als er den jungen Wüſtling liebevoll, ob gleich nachdrückliche Vorſtellungen wegen ſeiner bisherigen Lebensweiſe machte. Der letztere wurde dadurch ſo innig gerührt, daß er Thränen vergoß. „Lieber Onkel, ſprach er endlich, indem er ſeine Hand küßte,

ſeyn Sie verſichert, daß ich nie ſo tief geſunken wäre, wenn mir die Folgen der Liederlichkeit in meiner Jugend ſo deutlich wären vor Augen gehalten worden. Mein Vater hat nichts an mich gewendet. Das Bischen Leſen und Schreiben, das ich verſtehe, verdank' ich der Fürſorge meiner Mutter. Als ſie geſtorben war, wuchs ich ohne Aufſicht auf, wie die Bäume des Waldes. Gern will ich mich beſſern, gern will ich mich ganz Ihrer Leitung anvertrauen, und jeder Ihrer Vorſchriften folgen. Aber ich bin ohne Geld, und ohne Kenntniſſe, welches zu erwerben. Ich fürchte, ich werde neue Schulden machen müſſen.

„Das wird nicht nöthig ſeyn, verſetzte Angely. Sie bleiben in meinem Hauſe. Für anſtändigen Unterhalt ſoll Ihr Vater ſorgen, dem Geſchäft Ihrer Bildung, ſoviel ſich noch in Ihren Jahren dafür thun läßt, unterziehe ich mich ſelbſt. Wenn Sie nur

ernſtlich wollen: ſo werden Sie, denk' ich, noch ein guter und brauchbarer Menſch werden."

Der Jüngling gelobte das, und in ſeinem Blicke las ich es, daß es ihm Ernſt war. „Schon wieder einen Glücklichen gemacht, ſprach Angely zu mir, laſſen Sie uns gleich noch den andern hinzufügen!" Wir giengen zu Randon. Er hatte ſeinen Schwager in einem Briefe wegen der Unruhe, die er ihm gemacht, um Verzeihung gebeten, er hatte ihm geſtanden, daß die tiefe Armuth und das vielſeitige Elend, in welche er ſich mit ſeiner Familie geſtürzt ſehe, ihn zu dem Vorſatze, ſein Leben gewaltſam abzukürzen, verleitet hätten. Er lebe nun zwar, hatte er geſagt, aber um bald den tauſendmal ſchrecklichern Tod aus Gram zu ſterben, denn er wiſſe nicht einen Sous zu erwerben, und ſein Ehrgefühl verbiete es ihm, ſich von den Händen ſeiner

Gattin ernähren zu laſſen, ſo ſehr dies Anerbiethen auch von der Güte ihres Herzens zeuge.

Als wir bey Randon eintraten: ſo fanden wir ihn in einem Winkel des Zimmers ſitzen. Sein ſorgenſchweres Haupt war auf den rechten Arm geſtützt, ſein Auge ſtarrte finſter zur Erde, und ſchien die zwey Kinder, die an ſeinem Schooße ſpielten, nicht zu bemerken. Angely reichte ihm die Hand. Er bewillkommte ihn mit einem wehmüthigen Lächeln.

Angely ſetzte ſich zwiſchen ſeinem Schwager und ſeiner Schweſter auf dem Sopha nieder, und faßte ihre Hand mit den ſeinigen. „Kinder, hört mich! hub er mit dem Tone tröſtender Güte an. Der Menſch kann mit wenigem glücklich ſeyn, wenn er den Muth hat, von erkünſtelten Bedürfniſſen abzuſtehen.

Randon. Ach, dieſe Lehre hätte vier

Jahre früher ſo tief in mein Herz geprägt ſeyn ſollen, als ſie es jetzt iſt.

Angely. Noch kömmt ſie für Euch nicht zu ſpät. Klara hat einen Bruder der ſie liebt. Er tritt Euch die 24,000 Livres ab, die er durch kluge Benutzung der Umſtände, durch Glück und Sparſamkeit gewann. Wenn Ihr entſchloſſen ſeyd ein Leben zu führen, das dem ſeinigen ähnlich iſt, und das, weit entfernt freudenlos zu ſeyn, nur das Uebermaas vermeidet, um deſto froher genießen zu können: ſo werdet Ihr nicht nur Euer Auskommen haben, ſondern Ihr werdet auch das Kapital ſelbſt von einem Jahre zum andern vermehren können.

Es herrſchte eine lange Stille. Klara unterbrach ſie endlich. „Und Du glaubſt, Bruder, ſprach ſie, daß wir Dein Anerbieten annehmen werden? Die Veränderungen, welche mit uns vorgegangen ſind, haben uns arm, aber nicht unverſchämt machen

können. Durch uns ſollſt Du nicht zum Verſchwender gemacht werden.“

Angely. Ich kann Euch Beweiſe geben, daß ich nie einer geweſen bin. Ich ſparte, ſo lange es Pflicht war, aber ich gebe nun auch, weil es Pflicht iſt. Keiner ſoll für ſich einen unnöthigen, ſeine Kräfte überſteigenden Aufwand machen, aber wehe dem, den die Fürſehung mit Glücksgütern ſegnete, und der dann ſpart, wenn es darauf ankömmt, das Glück eines Menſchen, einer Familie zu befördern!

Randon. Der Grundſatz bringt Ihrem Herzen Ehre, aber die Befolgung deſſelben, iſt für Ihr Glück verderblich.

Angely. Das ſey meine Sorge! Doch wenn Euch dies zur Annahme meines Geſchenks bewegen kann: ſo wißt, daß ich heute durch den Präfekt wieder in den Beſitz von Ducange's Gütern, ſoviel ihrer noch nicht veräußert worden ſind, geſetzt worden bin.

Mir fällt außer dem prächtigen Pallaſt und den Fabrikgebäuden in der Stadt vornehmlich das ſchönſte Landguth in den Gegenden, welche die Rhone beſpült, zu.

Jetzt waren der Bedenklichkeiten weniger, man gab nach, man nahm endlich das Geſchenk an. Angely flog nun aus einem Arme in den andern, und die Lippen der Glücklichen prieſen ihn als ihren Retter, als ihren Sorgenſtiller. Er zeigte ihnen nun noch, wie ſie dieſe Summe ſeiner Meynung nach am vortheilhafteſten anlegen könnten. „Laßt uns — ſo ſprach er — eine Kompagniehandlung errichten! Wir wohnen zuſammen, wir tragen Gewinn und Verluſt gemeinſchaftlich, wir eſſen zuſammen, wir freuen uns zuſammen des Lebens!“ Ich brauche Ihnen nicht erſt zu ſagen, daß dieſer Vorſchlag mit Freuden von Randons angenommen wurde.

Auf dem Rückwege, welchen ich mit Angely allein machte, bezeugte ich ihm nicht

nur meinen Beyfall mit ſeinem edlen Betragen, ſondern ich gab ihm auch meine Verwunderung darüber zu erkennen, daß es ihm möglich geweſen, eine ſo beträchtliche Summe zu erſparen, da er doch, wie er mir ſelbſt erzählt, ganz arm in Hamburg angekommen ſey. „Ei freylich, erwiederte er, wurde das Erſparen der erſten tauſend Livres ſchwer, ungemein ſchwer, aber man muß ſich dadurch nicht abſchrecken laſſen. Je größer das Kapital in unſern Händen geworden iſt, deſto leichter und größer ſind die nachherigen Vermehrungen deſſelben.“

Vier oder fünf Tage nachher wurde ich von Angely eingeladen, dem Feſte der Wiedervereinigung, das er in Ducange's Hauſe feyerte, beyzuwohnen. Ungeachtet es gerade Meſſe bey uns war, und ich durch Geſchäfte ſehr gebunden wurde: ſo war es mir doch unmöglich, eine Einladung dieſer Art auszuſchlagen. Ich fand Randons, Angely's

Neffen und den Greis, in deſſen Wohnung unſer Todter neulich wieder in's Leben zurück gekehrt war. Als wir ſchon abgeſpeiſt hatten: ſo öffnete ſich die Thür, und ein hagerer, ſchlecht gekleideter Mann trat in das Zimmer.

„Bruder Albert!“ rief ihm Angely entgegen, und bat ihn, Platz zu nehmen. Er weigerte ſich. „Ich komme blos, ſagte er, da ich einmal meiner Gelder wegen zur Lyoner Meſſe reiſen mußte, um Dir mündlich meine Antwort auf den Brief zu geben, den Du in Betreff meines Sohns erlaſſen haſt. Er erhält von mir nichts, und hiermit Lied am Ende. Willſt Du ſeine Schulden bezahlen: ſo habe ich nichts dagegen.“

Angely. Da er ſelbſt einen reichen Vater hat: ſo wäre das Verſchwendung. Doch hiervon laß uns unter vier Augen ſprechen.

Der Bruder. Das iſt nicht nöthig. Ich bin zu Ende.

Er ging nach der Thür.

Angely. Iſt dieſer Entſchluß unabänderlich?

Der Bruder. Unabänderlich.

Angely. Unnatürlicher, ſchlechter Vater, der ſeinem eigenen Sohne, den er verläßt, den fürchterlichen Rath geben kann, falſche Eyde zu ſchwören, und ſeine Seele in den größten Verbrechen zu erſäufen. Es giebt Obrigkeit. Dein Vermögen kommt von des Jünglings Mutter.

Der Bruder. Die es ſterbend mir vermachte. Wer will mich zwingen, ihm etwas zu geben?

Jetzt erhob ſich der Greis, der ihm bisher dem Rücken zugekehrt hatte. „Bube, rief er ihm zu, ich will Dich zwingen.“ Er trat ihm näher. „Kennſt Du mich?“ fragte er mit einem Blicke, aus welchem die höchſte Wuth funkelte. Der harte Vater entfärbte ſich, und murmelte: „Was ſeh’ ich? Treibt denn die Hölle ihr Spiel mit mir?“

„Du weißt es unſtreitig, fuhr der Greis im gemäßigtern Tone fort, daß Jaucourts Prozeß revidirt worden iſt. Dadurch iſt ſeine Unſchuld, und die Unſchuld derer, die in denſelben verflochten waren, an den Tag gekommen. Nur Deine Verrätherey, wodurch eine ſchuldloſe Familie unbeſchreiblich elend wurde, iſt noch in ein dichtes Dunkel gehüllt. Die Welt ſoll den Verräther kennen lernen, und die Obrigkeit den Verbrecher züchtigen!“

Er verlangte Schreibzeug, Feder, Papier und eine Brille, und ſetzte eine Urkunde auf, in welcher Albert Angely verſprach, die Schulden ſeines Sohnes zu bezahlen, und ihm monatlich funfzig Thaler zu ſeiner Unterhaltung zu überſenden. „Wenn Du willſt, fuhr er fort, daß Deine Schande nicht an den Tag kommen ſoll: ſo unterſchreibſt und unterſiegelſt Du ohne Weigern dieſes Papier!“

Murrend unterſchrieb und unterſiegelte

es Albert Angely mit dem Petſchaft, welches er an der Uhr trug, und entfernte ſich dann mit verbiſſener Wuth.

Was kann doch der Geiz aus dem Menſchen machen!

Wir hatten nun Zeit, uns von unſerm Erſtaunen zu erholen. „Wunderbarer Mann, hub die liebenswürdige Kamilla an, der aus felſenharten Gemüthern lichte Funken der Wohlthätigkeit zu ſchlagen verſteht, wer biſt Du?“

Der Greis. Bewunderſt Du das ſo? — Ich kann noch mehr, ich kann Wunden des Herzens, die mit dem Menſchen alt wurden, heilen, und Verlohrne an das Licht des Tages ziehen.

Kamilla. Du verſprachſt mir, meinen Vater wieder zu geben.

Der Greis. Er war auf Kundſchaft ausgegangen, um zu ſehen, ob ſeine Tochter gut an der Seite eines guten Gatten lebte.

Heil ihm und Dir, daß er fand, was ſein Herz ſo ſehnlich wünſchte. Er wird nun in Dir die Menſchen wieder lieben, und ſich, wenn Gott will: noch einige Jahre ſeines Lebens freuen.

Er ſank in ihre Arme, und ſprach: „Du haſt, den Du ſucheſt!“

Kamilla. Iſt's möglich?

Der Greis. Dein Vater, mein gutes, ſüßes Kind!

Kamilla. Großer Gott! Mein Herz hat richtig geahndet.

Eine lange, ſtumme, thränenvolle Umarmung erfolgte. Der Alte riß ſich dann los, und flog mit der Raſchheit eines Jünglings von Bruſt zu Bruſt. Keine Lippe, die nicht bebte, kein Auge das nicht weinte.

Freund, die Scene iſt zu heilig, als daß ſie mit Worten geſchildert werden könnte. Aber wiſſen ſollen Sie, daß ſie noch jetzt

mein Herz mit ſüßen Gefühlen, mein Auge mit Thränen der Wonne feyert. Und mein Meyer wird ſie mitfeyern. Ich bin u. ſ. w.

8.

Reinlichkeit. Ordnungsliebe. Pünktlichkeit.

Im ſiebenjährigen Kriege hatte der alte Soltau, der bey der Kaiſerlichen Kriegskaſſe angeſtellt geweſen war, Gelegenheit gefunden, einiges Vermögen zu erwerben. Dieſes hatte er, da er nach Beendigung deſſelben ſeines Dienſtes entlaſſen worden war, durch den Holzhandel, welchen er ins Große trieb, noch beträchtlich vermehrt, und es vergieng kein Jahr, wo er nicht aus Holland für das Schiffbauholz, welches er aus Schwa=

ben auf dem Rheine dahin geflößt hatte *), anſehnliche Geldrimeſſen **) erhielt. Da er endlich ſein Alter herannahen fühlte, und es nicht nöthig zu haben glaubte, ſeine ſinkende Kraft weitern Anſtrengungen zu unterwerfen: ſo ſetzte er ſich in einer kleinen Schwäbiſchen Landſtadt zur Ruhe, mit dem feſten Entſchluſſe, von nun an nur ſeiner betagten Gattin und ſeinen zwey Kindern zu leben.

Die letztern waren, als dieſes geſchah,

*) Aus den Gegenden Schwabens, in denen ſich der Schwarzwald befindet, beſonders aus den Kurfürſtenthümern Baden und Würtemberg, wird auf den kleinern Flüſſen eine große Menge Bauholz in den Rhein geflößt, auf welchem es bis in die Bataviſche Republik, oder das ſogenannte Holland geht. Da man hier an dieſem Artikel großen Mangel leidet: ſo werden vermittelſt dieſes Handels beträchtliche Geldſummen nach Schwaben gezogen.

**) d. i. Geldſendungen.

ſchon ziemlich herangewachſen. Sie machten ihm aber keineswegeſ die große Freude, welche er in dem vertrauteren Umgange mit ihnen zu finden glaubte, und die Urſachen davon verdienen wohl angezeigt zu werden.

Hannchen, jetzt achtzehn Sommer alt, war nicht nur ein geſundes, ſondern auch ein ſehr wohlgebildetes Mädchen. Dabey war ſie eine verſtändige Wirthſchafterin, auf welche ſich die Mutter ſo gut verlaſſen konnte, daß ſie ſich der Sorgen für das Hausweſen nur wenig annahm, und ſie hatte überdies mehr als einmal Beweiſe von einem gefühlvollen, theilnehmenden Herzen gegeben. Bey allen dieſen rühmlichen Eigenſchaften ekelte ſich der Vater doch, wenn er ſie ſah, denn ihr Aeußeres war ſo unſauber, daß ſein Blick mit Unzufriedenheit auf ihr verweilte. Den ganzen Tag hiengen ihr die Haare wild um den Kopf, und wenn ſie zuweilen eine durch die Länge der Zeit gelb gewordene Dor-

meuſe*) über denſelben trug: ſo machte dieſe den Anblick nur noch widerlicher. Des Morgens war weder an ein Waſchen des Geſichts und der Hände, noch an ein Ausſpülen des Mundes zu denken, und ihre Unreinlichkeit darin ging ſo weit, daß ſie die ekelhafteſten Dinge in den Händen haben, und nachher, ohne ſie zu waſchen, die nemlichen Speiſen damit betaſten konnte, welche ſie am Mittage ihren Aeltern vorſetzen wollte. An den Fingern ſtarrten große Nägel hervor, welche, mit Unreinigkeiten ausgefüllt, einen ſchwarzen Rand um die Spitzen derſelben bildeten. Ihr Anzug war mit Schmutz bedeckt, und obgleich in den Schränken eine Menge der ſchönſten und feinſten Wäſche aufbewahrt war: ſo ſah man ſie doch ihre Hemden, Halstücher, Strümpfe u. dgl. Monate lang tragen, ehe ſie ſich einmal entſchloß, ſie zu

*) d. i. Schlafhaube.

wechſeln. Wenn bey ſchmutziger Witterung ein kothiger Rand um ihren Rock entſtanden war: ſo gab ſie ſich ſelten die Mühe, ihn herauszuwaſchen, und da hierin ihre beſten Kleider mit den ſchlechteſten einerley Schickſal hatten: ſo gieng ſie an Sonn- und Feſttagen, und in Geſellſchaften nicht weniger ſchmutzig, als ſie in der Woche und im Hauſe gieng. Der Vater konnte es nur mit Gewalt dahin bringen, daß ſie einmal ihre Schuhe reinigte, und das geſchah gewöhnlich nicht eher, als wenn alle die vorräthigen Paare derſelben ſo übel zugerichtet waren, daß vor Unrath kein Finger breit Leder oder Atlas mehr zu ſehen war. Daß auf dieſe Weiſe die koſtbarſten Sachen in kurzer Zeit zu Grunde gerichtet wurden, und daß der Vater oft in bittere Klagen und Vorwürfe deshalb ausbrechen mußte, läßt ſich leicht denken. Sie vermehrte ſeinen Unwerth noch dadurch, daß ſie, wenn in eins ihrer Klei-

dungsſtücke ein Riß gekommen war, ſich ſehr ſelten die Zeit nahm, ihn zu vernähen, und ihn ſo durch das fortgeſetzte Tragen des Kleides ſo lange vergrößerte, bis er das letztere zum weitern Dienſte ganz untauglich machte.

Wie Hannchen in ihrer Kleidung war: ſo war ſie auch in ihrem Hausweſen, in ihrer Küche. Zwar ſah es im Wohnzimmer reinlich genug aus, und die Mobilien waren ſehr ſauber gehalten, aber das war nicht ihr Werk, das war ganz das Verdienſt der Mutter, welche, indem ſie der Tochter die Führung des Hausweſens übergab, ſich die Reinigung und Aufputzung des Zimmers, mehr um eine Bewegung zu haben, als weil ſie geglaubt hätte, der Tochter eine beträchtliche Erleichterung zu verſchaffen, vorbehalten hatte. In das Schlafgemach Hannchens mußte man gehen, wenn man ſie kennen lernen wollte. In dieſem, welches im Jahre kaum zweymal gereiniget wurde, lagen

Stroh, Kleider, ſchmutzige und weiße Wäſche, Ueberreſte verbrannter Unſchlittlichter, vom Moder halbverzehrte Schuhe, Aepfel- und Birnenſchaalen, Pflaumenkerne u. dgl. in wilder Miſchung durch einander. Die einſt weißen Fenſtervorhänge waren braun geworden, und auch dieſe neue Farbe blieb nicht, ſondern ſie ſchien ſich täglich mehr in's Schwarze zu ziehen. In der Küche, im übrigen Hausweſen ſah' es nicht beſſer. Die Fäſſer und Waſſerkannen waren mit einer Decke von Schmutz überzogen; von einem Teller mußten Vater und Mutter wohl zwanzig verſchiedene Gerichte eſſen, ehe es ihre Tochter einmal für gut fand, ihn aufzuwaſchen, und die Meſſer und Gabeln wurden zu keiner einzigen Mahlzeit geputzt.

Hannchen konnte für ein Muſter von Unreinlichkeit gelten, und ſie galt auch wirklich dafür. Es wurden ihr von andern allerley Spottnamen beygelegt, die nicht ſelten vor

ihre Ohren gebracht wurden. Sie ärgerte ſich darüber, aber änderte ſich nicht.

Ludwig, Hannchens Bruder, war ein Menſch von dreyzehn Jahren, und ſein Fleiß, ſein Talent hatten ihn bereits die rühmlichſte Zeugniſſe von Seiten ſeiner Lehrer erworben. Vorzüglich hatte er in den mathematiſchen Wiſſenſchaften und in Sprachkenntniſſen die glücklichſten Fortſchritte gemacht, ſo wie er im Zeichnen und Schönſchreiben alle ſeine Mitſchüler übertraf. Aber die Freude, welche der alte Soltau hierüber empfand, wich ſtets aus ſeiner Seele, und gab dem höchſten Unmuth Raum, wenn er einen Blick auf die Unordnung warf, welche in allem, was ſeinem Ludwig gehörte, oder von ihm kam, herrſchte. Nach dem Aeußern des Jünglings zu urtheilen, hätte man ihn freylich für den ordnungsliebendſten Menſchen in der Welt halten ſollen; er trug

ſich nicht nur reinlich, ſondern ſelbſt geſchmackvoll; ſein Haar war immer ſorgfältig gekräuſelt, und an ſeinem Körper konnte er nicht die geringſte Unſauberkeit leiden. Deſto unordentlicher ſah es auf dem kleinen Zimmer aus, welches ihm ſein Vater, um ungeſtört arbeiten zu können, eingeräumt hatte. Ob es gleich an Schränken und Bücherbretern darin nicht fehlte, ſo waren dieſe doch gröſstentheils leer, und die Bücher und Zeichnungen lagen theils auf den Tiſchen, die oft ſo voll waren, daß kaum ein Plätzchen zum Arbeiten auf denſelben ausgemittelt werden konnte, theils auf der Erde herum. Dies gieng ſo zu. Wenn er ein Buch aus dem Fache, worinn es aufgeſtellt war, um ſich daraus Raths zu erholen, herausgezogen hatte: ſo brachte er es nie wieder an ſeinen vorigen Ort, ſondern er ließ es auf dem Tiſche liegen. Durch dieſes Verfahren thürmten ſich die Bücher auf dem letztern zu Ver-

gen empor, und wenn dieſe zu hoch geworden waren, und keinen Wiederhalt fanden: ſo ſtürzten ſie mit ſchrecklichem Getös auf die Erde, von welcher der immer zu ſehr beſchäftigte Ludwig keine Zeit hatte, ſie aufzuheben. Da ſeine Fenſter ſelten zugewirbelt waren: ſo riß ſie jeder ſtärkere Luftzug auf, und trieb ganze Schichten von Zeichnungen und andern Papieren auf den Boden, wo ſie in guter Ruhe liegen blieben. In den Winkeln des Zimmers lagen die Kleider und die Wäſche, denn ob er gleich auch zu dieſen ſeine beſondern Behältniſſe hatte: ſo waren ſie doch leer, während in der Stube, wie man zu ſagen pflegt, kein Apfel zur Erde konnte. Wäre ihm nicht zuweilen die Sorge ſeiner Mutter zu Hülfe gekommen, und hätte dieſe (indem ſie freylich neue Unordnungen dabey nicht vermeiden konnte, da ſie nicht wußte, an welchen Ort jedes Stück gehörte) nicht von Zeit zu Zeit im Zimmer aufgeräumt —

er würde am Ende ſelbſt nicht mehr in dem=ſelben Platz gefunden haben.

Wie Ludwig mit ſeiner Habe umgieng, eben ſo war er auch in ſeinen Geſchäften. Seinen Fleiß mußte man allerdings rühmen, aber er fand doch ſo wenig nach vernünftigen Regeln Statt, daß er ihm bey weitem nicht den vollen Nutzen brachte, welchen er ihm unter andern Umſtänden hätte bringen müſ=ſen. Er betrieb tauſenderley durch einander, und betrieb keines recht. Ueberdies that er alles, wozu ihn ſein Fleiß hinneigte, zur unrechten Zeit, denn er fragte ſich nie, was gerade für den gegenwärtigen Augenblick das nothwendigſte Geſchäft ſey, ſondern er fragte ſich blos, zu welchem Geſchäft er gerade die meiſte Luſt hätte? Und ſo konnte es denn nicht fehlen, daß, während das Unnöthige und Nutzloſe gethan wurde, daß Nothwen=dige und Wichtige ungethan blieb. Er wußte z. B. daß er morgen ſeinem Lehrer eine

Zeichnung zu bringen hatte, aber er las gerade in einem angenehmen Buche, und die Zeichnung wurde bis zur nächſten Stunde verſchoben. War dieſe herangekommen: ſo konnte er ſich noch immer nicht von ſeinem Buche trennen, und verſchob die Ausfertigung des Nothwendigen wieder. So gieng das fort, bis der Abend herbeygekommen war, und nun ergriff ihn die Angſt, denn fertig mußte die Zeichnung doch ſeyn. Was kann aber Schönes und Regelmäßiges bey Lichte gezeichnet werden? Zuweilen beendigte er ſie zwar wirklich, aber ſie fiel nur halb ſo gut aus, als wenn er ſie am Tage und mit mehr Muſe verfertigt hätte, und erwarb ihm den gehofften Beyfall des Lehrers nicht; öfters aber ſchien er am Tiſche zu ſitzen, um nur das Papier zu verderben, denn ſo oft er ſie auch anfieng: ſo verunglückte ſie doch jedesmal, und es blieb ihm nichts übrig, als ſie bey Seite zu legen, und ſich morgen

den bittern Tadel des Lehrers auszuſetzen. Er wußte ferner gar wohl, wie wichtig jede Lehrſtunde für ihn war, aber wenn er einmal eine Beſchäftigung angefangen hatte, an welcher er Vergnügen fand: ſo machte er ſich kein Gewiſſen daraus, mehrere derſelben nach einander zu verſäumen, und ſich um den Nutzen, welche ſie für ihn gehabt haben würden, muthwillig zu bringen.

Dieſe Züge ſeiner Kinder waren es, welche den alten Soltau um ſo bekümmerter machten, da alle Vorſtellungen, die er ihnen deshalb häufig machte, ohne den gewünſchten Erfolg zu bleiben ſchienen. Indeß ereigneten ſich doch gewiſſe Umſtände, welche die Veränderung, die er zu bewirken ſuchte, wenigſtens halb hervorbrachten.

So unordentlich Ludwig war, ſo ehrbegierig war er auch, und es geſchah blos, um Lob davon zu tragen, daß er auf ſein Aeußeres, welches jedermann ſehen konnte, mehr

Sorgfalt verwendete, als auf ſeine Habe und auf ſein Thun im Inneren des väterlichen Hauſes, wo er, außer von ſeinen Eltern, von niemand beobachtet wurde. Ein Beyfalllächeln ſeiner Lehrer, ein Vorzug, den ſie ihm vor ſeinen Mitſchülern zugeſtanden, war ſein höchſtes Glück, und er opferte demſelben ſo manche andere Freude auf.

Einſt kam er mit großem Jubel nach Hauſe, und benachrichtigte ſeinen Vater, daß morgen der Wilhelmstag ſey. Dies war in der That für die Schüler ein ſehr feſtlicher Tag. Es verſammleten ſich in der Schule die vornehmſten Männer des Orts, und die Lehrer riefen, nachdem einige Reden gehalten worden waren, die fleißigſten und ſittlichſten Schüler auf, um ihnen nicht nur ihre guten Eigenſchaften ſowohl, als die Fehler, die ſie noch abzulegen hätten, öffentlich bekannt zu machen, ſondern ſie auch durch irgend eine Belohnung zur Fortſetzung ihres

Fleißes und guten Betragens zu ermuntern. Dieſe Belohnungen beſtanden in nützlichen Büchern, Landkarten und mathematiſchen Inſtrumenten. Damit aber die verſammelten Zuhörer ſehen ſollten, wieviel Grund der Lehrer habe, die Schüler in ihrer Gegenwart zu loben oder zu tadeln: ſo mußte jeder der letztern einige ſeiner gelungenſten Zeichnungen und ſchriftlichen Aufſätze mitbringen, welche in dem Verſammlungsſaale herumgezeigt wurden.

Ludwig hatte in jedem der letztern Jahre eine Belohnung erhalten, und da er ſeit dem vorigen Wilhelmstage ſoviel Fortſchritte gemacht hatte, daß er von dem Lehrer mehrere Male für den beſten ſeiner Schüler erklårt, und den andern zum Muſter aufgeſtellt war: ſo konnte ihm auch diesmal, wie er feſt überzeugt war, eine ſchöne Belohnung nicht entgehen.

Der mit Ungedult erwartete Morgen war

endlich da. Ludwig ſtand um ſieben Uhr auf. Ziemlich ſpät wird man ſagen, und ich begreife ſelbſt nicht, warum ſich Ludwig, der die Folgen des langen Schlafens und die Vortheile früher Wachſamkeit unzählige Male vom Lehrer hatte ſchildern hören, dieſer Unmäßigkeit im Schlafe zuweilen überlaſſen konnte. Indeß hatte er noch Zeit genug, ſich ordentlich und gut anzuziehen, denn heute verſammelten ſich die Schüler erſt um neun Uhr. Allein da fiel es ihm ein, noch eine kleine Landkarte, die für den heutigen Tag gar nicht beſtimmt war, zu zeichnen, und er vertiefte ſich in dieſe Beſchäftigung ſo ſehr, daß er an nichts weiter zu denken ſchien. Als die Uhr acht ſchlug: ſo rief ihm der Vater zu: „Ludwig, es wird Zeit Dich anzuziehen,“ allein er erwiederte: „heute hat es keine Noth, ich habe noch Zeit genug.“ Noch eine halbe Stunde vergieng, und da ihm der Vater noch immer am Ar-

beitstiſche erblickte: ſo wiederhohlte er ſeine Erinnerung. „Gleich, liebes Väterchen!“ verſetzte er, aber es war ſchon ein Theil der letzten Viertelſtunde verfloſſen, als er ſich endlich erhob. Jetzt faßte er den Gedanken, daß er ſich heute beſſer als gewöhnlich anziehen müſſe, und daß ihm hierzu nicht mehr viel Zeit übrig ſey, ſtärker, als vorher, zu Gemüthe, und ein Zittern bemächtigte ſich aller ſeiner Glieder. Da war kein Schuh gereinigt, da war keine weiße Wäſche bey der Hand. Zwar reichten ihm Mutter und Schweſter dies und jenes, was er zum Anzug brauchte, dar, dies hinderte jedoch nicht, daß der letztere mit dem Schlage neun Uhr noch immer unvollendet war. Jetzt trat er erſt vor dem Spiegel, um ſein Haar in Ordnung zu bringen, aber nun mußte er erſt eine lange Zeit ſuchen, ehe er den Kamm fand. Als er damit fertig war: ſo zog er in der größten Eil ſein Sonntagskleid, welches

er vorher aus dem Winkel auf den ſchmutzigen Tiſch bereit gelegt hatte, an, und begnügte ſich, nur die vordern Theile deſſelben von Federn und Staube zu reinigen. Nun war er zwar angezogen, aber es fehlte noch an den Arbeiten, welche er heute in der Schule aufzeigen wollte. Nach langem Suchen, wobey er mit Thränen in den Augen ſeine eigene Unvorſichtigkeit verwünſchte, fand er ſie endlich, einige unter dem Tiſche, andere hinter dem Ofen. Aber in welchem Zuſtande befanden ſie ſich! Die Papiere waren zerknillt, und in den ſchönſten Zeichnungen befanden ſich Fett- und andere Flecke. Hierinn war indeß nichts zu ändern; er war nur froh, daß er ſie hatte, und eilte im vollem Laufe in die Schule, wo ſchon eine der Reden, mit welchen die Feyerlichkeit eröffnet wurde, geendigt war, und wo ſeine ſpäte Ankunft ein unangenehmes Geräuſch und eine allgemeine Unzufriedenheit erregte.

Zu Hauſe war indeſſen der alte Vater frohſinniger, als gewöhnlich, theils weil es allen Eltern Freude macht, wenn ihre Kinder den Beyfall redlicher Menſchen haben — daß ſein Ludwig dieſen erhalten würde, hoffte er gewiß — theils auch weil Bärbchen bey ſeiner Tochter war. Bärbchen war die Tochter eines alten Invaliden *), der von ſeinem Gnadengehalt lebte, welcher freylich ſo ſchmal war, daß er dabey würde haben verhungern müſſen, wenn nicht ſeine Gattin und ſeine Tochter durch Handarbeiten, welche ſie andern leiſteten, noch etwas erworben hätten. Man ſah es Bärbchen an ihrem

*) Invaliden nennt man Soldaten, die wegen ihres Alters, oder wegen ihrer zerrütteten Geſundheit, oder weil ſie im Kriege Glieder verlohren haben, den militairiſchen Dienſt nicht mehr verrichten können. Sie erhalten alſo, wie billig, mit ihrem Abſchied einen Gnadengehalt.

Aeußern an, wie groß die Armuth ihrer Eltern ſeyn müſſe. An ihrem Kopfzeuge prangten keine Spitzen; an ihrem Korſet, an ihrem Halstuch, an ihrer Schürze waren ſchon längſt die Farben ausgegangen; ihre Hemden waren von der gröbſten Leinwand, und den Rock, welchen ſie trug, hatte ſie ſchon vor einem Jahre von Soltau's Hannchen erhalten, weil dieſe ſich ſchämte, ihn länger zu tragen. Nichtsdeſtoweniger waren dieſe Kleidungsſtücke ſtets reinlich, und ſobald ſie nur den geringſten Riß in einem derſelben bemerkte: ſo beſſerte ſie ihn, damit er nicht größer würde, unverzüglich aus. Ihre Hände glichen ſtets dem reinſten weißen Wachſe, und in ihrem lieblichen Geſichte ſchienen Roſen auf friſchem Schnee zu liegen.

Dieſe Sauberkeit in einem Anzuge, der an ſich betrachtet mit wenigen Groſchen ſchon zu theuer bezahlt war, war es vorzüglich, die ihr die Liebe des alten Soltau erwarb.

Sie war oft in ſeinem Hauſe, weil ſie in manchen Verrichtungen, z. B. im Waſchen, Hannchen an die Hand gehen mußte, und ſo oft ſie in demſelben erſchien: ſo offenbarte ſich auch ihre Liebe zur Reinlichkeit. Sie ſagte kein Wörtchen über die Unordnung, welche ſie in Hannchens Wirthſchaft erblickte, aber wo ſie etwas ſchmutzig fand, da fieng ſie an zu reinigen, wo etwas ihrer Meynung nach nicht am rechten Orte lag, da brachte ſie es ſogleich an einen beſſern. Soltau hatte das Mädchen ſo lieb gewonnen, daß er, wenn ſie an einem Vormittage bey ihm war, ſein Morgenbrod nur von ihren Händen zubereiten ließ. Auch jetzt war das geſchehen. Ueberdies hatte ſie ſich mit ihrer Arbeit neben ihm niederſetzen müſſen, und er hatte ſich die ganze Zeit hindurch mit ihr recht freundlich unterhalten.

Das hatte bey Hannchen, welche der Vater, wie gewöhnlich, nur wenige Worte

zuſprach, den Neid, den ſie ſchon ſeit einiger Zeit gegen Bärbchen fühlte, auf's höchſte gebracht. Als ſich daher dieſes entfernt hatte: ſo brach ſie in Thränen aus.

„Was fehlt Dir, mein Tochter?“ fragte der alte Soltau.

„Sie fragen noch? erwiederte Hannchen. — Bärbchen muß mich doch ganz aus Ihrem Vaterherzen gedrängt haben, da Sie ſich mit ihr ſoviel, mit mir aber faſt gar nichts zu ſchaffen machen.“

„Es iſt wahr, murmelte die Mutter, mit unſerem Hannchen haſt Du die ganze Zeit über faſt kein Wort geredet.“

„Sie lieben mich nicht,“ ſetzte Hannchen hinzu.

Soltau. Ich Dich nicht lieben? — Ich?“ — Der alte Mann entblößte hier den kahlen Scheitel, und betete mit gen Himmel gerichteten Blicken und gefalteten Händen: „Großer Vater, verzeihe Du dem unbilli-

gen Kinde das ſchwere Verbrechen, wie ich ihm verzeihe.“

Das rührte Hannchen. In ſanfterem Tone ſagte ſie: „Ich weiß es, daß ſie mich lieben, aber was ſollen andere urtheilen, wenn Sie in ihrem Beyſeyn ſich gar nicht ſo verhalten, als hätten Sie eine Tochter?“

Soltau. Das iſt alles Deine eigene Schuld. Ich liebe Dich als mein Kind, aber ich freue mich nicht über Dich, weil ich ſehe, daß Du den wohlgemeinten Rath, welchen ich Dir gebe, nicht zu Herzen nimmſt.

Hannchen. Ich habe mir es ſtets angelegen ſeyn laſſen, Ihnen gehorſam zu ſeyn.

Soltau. In leichtern Dingen wareſt Du es, aber wenn es Dir Mühe macht, meinen Willen zu befolgen: ſo erfüllſt Du ihn nicht. Und doch iſt mein Wille der Wille aller Guten, und Vorſchrift Deiner eigenen Vernunft. Du weißſt, wie ſehr ich Reinlichkeit liebe, und wie oft ich Dir Deine Un=

ſauberkeit in allen Stücken verwieſen habe. Aber änderſt Du Dich wohl? Muß man ſich nicht ſchämen, wenn jemand zu uns kömmt, und den Schmutz ſieht, der auf Dir und auf allen den Dingen, womit Du umgehſt, liegt? — Willſt Du mir es verdenken, daß ich dem reinlichen Bärbchen, daß nicht den geringſten Flecken an ſich leiden mag, gewogen bin?

Hannchen. Bärbchen ſollte nur den Tag lang ſo viel zu thun haben, als ich: ſo wollten wir ſehen, ob ſie wohl im Stande wäre, ſich ſo reinlich zu halten. Bey dem kleinen Hausweſen, was ſie zu beſorgen hat, iſt es kein Wunder, wenn ſie immer wie ein Drathpüppchen geht.

Soltau. Was Du da ſagteſt, iſt aus einem doppelten Grunde falſch. Erſtlich iſt es nicht wahr, daß Bärbchen wie ein Drathpüppchen geht. Ihre Kleider ſind ſehr elend, und ein anderes würde das gerade wegwer-

fen, womit dieſes arme Mädchen noch Jahre lang Staat macht. Dafür kann ſie nichts, denn der Arme kann ſich keine ſchönen Kleider erzeugen. Aber das, was ſie hat, iſt ſtets reinlich, und das gereicht zu ihrem großen Lobe, denn auch der Aermſte und der, welcher mit Geſchäften am meiſten überladen iſt, kann reinlich ſeyn. Unſer Hausweſen muß Dir immer zur Entſchuldigung dienen. Iſt denn dieſes Hausweſen etwa ſo unbeſchreiblich weitläuftig, daß gar kein Fertigwerden darin iſt?

Hannchen. Das nicht, aber eine Perſon hat doch gerade genug damit zu thun.

Soltau. Ich bin das auch gar nicht in Abrede, aber ich ſehe doch, daß andre Frauenzimmer, die bey weitem größern Wirthſchaften vorſtehen, immer in einem reinlichen Anzug einhergehen. Ich weiß freylich, daß es im Hausweſen an ſchmutzi-

gen Arbeiten nicht fehlt, und daß z. B. eine Magd, die mit dem Vieh umgehen muß, nicht ſo rein in ihrem Aeußern ſeyn kann, als ein Stubenmädchen. Allein es iſt hier die Frage nicht, wie ſehr, oder wie wenig rein im Aeußern eine Perſon iſt, denn ſie kann es nicht immer ſeyn, ſondern wie reinlich ſie gefunden wird, das heißt, wie groß ihr Beſtreben iſt, im Aeußern nett und rein ſeyn zu wollen. Nur das letzte verſtehe ich unter der Reinlichkeit, und Du ſiehſt alſo, daß ich zwiſchen ihr und der Reinheit einen großen Unterſchied mache. Wenn ich bloß die Reinheit, d. i. die Entfernung alles Schmutzes bey Dir vermißte: ſo wollte ich mich gern zufrieden geben, und ſagen: meine Tochter liebt zwar ein reines Aeußere, aber ſie hat vielleicht gerade jetzt eine Arbeit gehabt, die ſie verunreiniget hat. Aber ich bemerke in Dir nicht die mindeſte Luſt, ein reines Aeußere zu wollen, nicht die geringſte

Reinlichkeit, und das iſt's, was mich bekümmert macht.

Hannchen. Zu einer andern Zeit haben Sie ſelbſt die Leute, die nur immer an ſich herumputzen und reinigen, Zieräffchen genannt, und Sie werden ſich wohl erinnern, wie luſtig Sie ſich neulich über die Holländer machten *), welche die Reinlichkeit übertreiben?

Soltau. Eben darum, weil ſie dieſelbe übertreiben, geſchah das. Wer freylich den ganzen Tag kein wichtigeres Geſchäft kennt, als nur an ſich herumzuputzen, wer, um ein Halstuch künſtlich zu falten, ganze Stunden hinbringen kann, und auf die Ge-

*) Die Holländer ſetzen z. B. die Spucknäpfe auf die Tiſche, ſie ſcheuern die Straßen, ſie bemahlen, damit ſie reinlicher ausſehen, ſelbſt Wagen, Baumſtämme, Beſenſtiele. Vorzüglich in Nordholland herrſcht eine übertriebene Reinlichkeit.

nauigkeit einer Bandſchleife, halbe Tage verwendet, der verräth einen Hang zu Kleinigkeiten, welcher ihn für das menſchliche Leben, in welchem man, wegen der Kürze deſſelben, froh iſt, nur das Wichtigere, Größere gethan zu haben, unbrauchbar macht. Aber wenn auf der einen Seite eine zu weit getriebene Sorgfalt für ſein Aeußeres tadelnswerth iſt, wenn ferner eine Reinlichkeit, deren man ſich befleißigt, wenn man den Schmutz nicht vermeiden kann, und die alſo unzeitig iſt, in's Lächerliche fällt: ſo iſt hingegen ein entſchiedener Hang zur Unſauberkeit nicht minder anſtößig. Es giebt, wie überall, eine Mittelſtraße, und ſelig der, welcher auf ihr wandelt.

Hannchen. Ich ſollte meinen, es verlöhre niemand etwas dabey, wenn ich es auch mit meinem Aeußern nicht ſo ganz genau nehme. Ich verrichte ja meine Geſchäfte eben ſo gut, und vielleicht noch beſſer, als

wenn ich ſtets geputzt im Hauſe herum gienge.

Soltau. Unglückliche, ſo lange Du dieſen Wahn haſt, iſt freylich an keine Beſſerung zu denken. Uebrigens wiederhole ich es noch einmal, es iſt hier gar nicht vom Putz, es iſt blos von einem reinlichen Aeußern die Rede. Und die Reinlichkeit ſollte wirklich ſo wenig Vortheile bringen, daß es gleichgültig wäre, ob man ſie liebt oder nicht? — Lerne ſie beſſer ſchätzen! Reinlichkeit bewahrt Dich vor den Krankheiten, denen Du, wenn Dein Körper immer mit Koth bedeckt iſt, immer ausgeſetzt bleibſt. Im letztern Falle nehmlich werden die Schweislöcher deſſelben verſtopft, und da Du nicht gehörig ausdünſten kannſt: ſo iſt nicht nur ein häufiges Uebelbefinden, ſondern auch häßliche, ekelhafte Hautkrankheiten z. B. Ausſchlag u. dgl. ſind Dein unglückliches Loos. Wie lange glaubſt Du wohl,

daß Du gute, geſunde Zähne erhalten wirſt, da ich Dich die Unreinigkeiten, die ſich an denſelben anlegen, nicht ein einziges Mal aus dem Munde ſchaffen ſehe? Denk' an mich, wenn Du höher in die Jahre kömmſt: ſo werden ſich Deine Zähne nicht nur zeitiger, als bey andern verlieren, und ſo den Mund des jungen Weibes verunſtalten, ſondern dieſer Verluſt wird auch mit den fürchterlichſten Martern — denn daß Zahnſchmerzen unter dieſe gehören, leidet keinen Zweifel — verbunden ſeyn. Reinlichkeit erſpart Dir ferner eine Menge Mühe und Arbeit, denn es liegt am Tage, daß eine geringe Unreinigkeit, die ſich an irgend etwas anlegt, wenn man ſie ſogleich entfernt, leichter wegzuſchaffen iſt, als wenn man ihr Zeit läßt, ſich darauf zu befeſtigen, und daß eine Sache, die man vor Schmutz in Acht nahm, auch nicht vom Schmutz geſäubert zu werden braucht. Reinlichkeit erſpart Dir ferner

eine Menge Koſten, indem Deine Habe unverletzt bleibt. Siehſt Du nicht, daß Deine ſchönſten Kleider in kurzer Zeit ſo zu Grunde gerichtet ſind, daß ſie nicht länger getragen werden können, und daß unſere Meſſer, unſere Lichtſcheeren u. dgl. der Roſt verzehrt? Unbeſonnene, der Beutel Deines Vaters wird es nur allzuſehr gewahr, wie läſtig Du durch Deine Unreinlichkeit wirſt. Reinlichkeit erwirbt Dir endlich die gute Meynung der andern, welche ganz richtig urtheilen, wenn ſie ſagen, daß derjenige, der auf ſeinen eigenen Leib nichts hält, noch viel weniger etwas auf andere halten werde.

Die Mutter, welche immer, wenn es zu Vorwürfen gekommen war, Hannchen das Wort geredet hatte, konnte diesmal nicht umhin, die Vorſtellungen ihres Gatten zu billigen. In einem halb ſanften, halb ernſten Tone, und auf ihr Strickzeug niederſehend, gleichſam als fürchtete ſie ſich

ihrer Tochter etwas Unangenehmes zu ſagen, ſprach ſie: „Der Vater hat wohl Recht, Hannchen. Deine Unſauberkeit geht etwas zu weit.“

Als der alte Soltau hörte, daß ſeine Frau diesmal auf ſeiner Seite war: ſo wurde der Ton ſeiner Stimme etwas härter gegen ſeine Tochter, und indem ſich mit ſeiner Abſicht, zu belehren und zu beſſern, ein ſtärkerer Unwille vermiſchte, als vorhin: ſo fuhr er alſo fort: „Warum ſollt' ich auch nicht Recht haben? — Schon von dem Manne verlangt man Reinlichkeit, als eine der erſten Pflichten, welche er ſich ſelbſt ſchuldig iſt. Wieviel mehr noch von dem Weibe, da faſt das meiſte, was wir genießen, durch die Hände deſſelben geht? Wir kaufen unſere Butter von Frauen vom Lande, von denen wir wiſſen, daß ihre Beſchäftigungen nicht immer eine ſtrenge Reinlichkeit zulaſſen.

Gleichwohl — rümpfen wir nicht die Naſe, wenn wir nur ein Härchen darin finden, das ihrer Aufmerkſamkeit entgieng? — Und ſind wir nicht ſogleich mit dem Urtheil fertig, daß das Weib, von dem wir die Butter kauften, eben kein Muſter der Reinlichkeit ſeyn könne? — Wollt ihr denn, daß ich Speiſen, welche mir eine unſaubere Köchin überbringt, mit Appetit verzehren ſoll? — Wahrlich ein unreinliches Weib, deren bloßer Anblick ſchon Ekel erregt, hört auf den Ihrigen das zu ſeyn, was ſie ihnen ſeyn ſoll, Freudengeberin, und es giebt keinen, der ſie nicht lieber von ſich entfernt, als in ſeiner Nähe ſehen ſollte. — Ich verhehle Dir es nicht, Hannchen, ſo gut Du auch Deine Speiſen zuzubereiten verſtehſt, ſo hat mir doch noch keine derſelben geſchmeckt, und ein bloßes Butterbrod, von Bärbchens Hand gereicht, iſt mir angenehmer, als die ausgeſuchteſte Koſt, welche Du mir auftiſcheſt.

Ich eſſe nur mit, damit ich Dir und Deiner Mutter keinen Anlaß zur Aergerniß gebe, ob ich gleich befürchten muß, durch Deine Unreinlichkeit ſogar meinen Tod zu finden, denn wenn z. B. das Kupferzeug ſtets ſo voll Grünſpan iſt, wie ich es letzthin fand: ſo kannſt Du wohl noch einmal die Vergifterin der Deinigen werden.“

Die letzten Worte des Vaters griffen Hannchen an das Herz, und ſie war eben im Begriff, ihren Unmuth in einen Strom von Klagen ausbrechen zu laſſen, als Ludwig, glühend vor Wuth und Schaam in das Zimmer trat, und die ſtaunenden Blicke aller auf ſich zog. „Was iſt Dir?“ ſo fragten ſie ihn, indem ſie um ihn herumtraten. „Wo haſt Du Deine Belohnung?“ fragte ängſtlich der Vater, und ſeine forſchenden Blicke flogen auf dem Sohne umher.

„Belohnung? ſagte dieſer endlich mit einem erzwungenen Lächeln und weit aufge-

riſſenen Lippen. — Sie mögen ſie behalten ihre Belohnung. Was iſt's denn nun? Für ein paar Thaler hab' ich das Buch auch, das ſie mir geben wollten, und bin ihnen überdies noch keinen Dank ſchuldig. Aber das ſie — o es iſt ſchändlich, ſchändlich!

Soltau. Was haben ſie? Wer ſind die Sie, von denen Du redeſt?

Ludwig. Die Herrn, welche gegenwärtig waren. Beſchimpft haben ſie mich, behandelt wie den ſchlechteſten Knaben. Bey Gott! das habe ich nicht verdient. Aber ſie ſollen es inne werden, wie ſehr mich ihr Verfahren kränkt! Keinen Tritt thue ich wieder in ihre Schule.

Mutter. Daß es Gott erbarme! Mein armes Kind! Was iſt Dir denn wiederfahren?

Soltau. Sie können Dir doch nicht aus einem blinden Haß ſo übel begegnet haben. Es muß doch irgend ein Grund vor-

handen geweſen ſeyn, auf welchen ſie ſich ſtützten. So rede nur!

Der erhitzte Ludwig mußte den ganzen Vorfall wohl dreymal erzählen, ehe es möglich war, in ſeine einzelnen Theile einigen Zuſammenhang zu bringen. Ja ſelbſt noch bey der letzten Erzählung ſprach er von ſich ſelbſt ſo ſchonend, daß das Betragen der Anweſenden jedem andern als höchſt ungerecht vorkommen mußte, nur dem alten Soltau nicht, welcher gewohnt war, jede Sache von allen Seiten zu überlegen, und nach Abhörung der einen Parthey, wenn er die andere nicht hören konnte, ſich wenigſtens in ihre Lage zu verſetzen, und zu erwägen, was er unter gleichen Umſtänden gethan haben würde. Es erhellte aus dem Ganzen ſoviel, daß Ludwig für ſeinen Mangel an Ordnungsliebe auf eine empfindliche Weiſe gezüchtiget worden war. Schon ſeine ſpäte Ankunft in der Schule, die von wenig Ach-

tung gegen die Verſammlung zeugte, hatte Mißvergnügen erregt. Als ihn darauf der Lehrer, in der Abſicht, ihm die zugedachte Belohnung zu reichen, vor ſich rief, und er vor den verſammleten Herren vorbeygehen mußte, um vor ihm zu erſcheinen: ſo hatten dieſe bemerkt, daß am Hintertheile ſeines Kleides ein gewaltig großer, noch ganz friſcher Dintenfleck war — wir wiſſen, daß er daſſelbe vor dem Anziehen auf den Tiſch gelegt hatte, auf welchem kurz vorher von ihm in der Eil das Dintenfaß umgeworfen worden war. Schon hierüber war ein allgemeines Fliſtern in der Verſammlung entſtanden, das ihm nicht entgangen war, wenn er gleich die Urſache deſſelben nicht kannte. Als er nun aber ſeine an ſich ſo trefflichen Zeichnungen aufwies, und in denſelben große Fett- und andere Flecke gefunden wurden: ſo hatte ihm der Lehrer ſelbſt einen Verweis darüber gegeben. Dabey war es nicht ge-

blieben. Der Herr von Kloſterfeld, der unter den Anweſenden nicht nur ſeines Ranges, ſondern auch der mannichfaltigen Verdienſte wegen, die er um die Schule hatte, oben an ſaß, hatte, als ihm Ludwigs Arbeiten zu Geſicht gekommen waren, ſeine Unzufriedenheit über die Liederlichkeit dieſes jungen Menſchen laut geäußert, und die übrigen hatten ihm beygeſtimmt. Man hatte ihm heftige Vorwürfe darüber gemacht, und der Lehrer war einſtimmig erſucht worden, die Belohnung ihm, weil er ſie in anderer Rückſicht verdient hatte, zwar keineswegs zu entziehen, ſie aber doch ſo lange zurückzuhalten, bis man deutliche Spuren einer größern Ordnungsliebe an ihm wahrgenommen haben würde. Ludwig, vor allen Anweſenden beſchämt, von ſeinen Mitſchülern, denen er bey ſo vielen Gelegenheiten vorgezogen worden war, heimlich ausgelacht, war in eine Art von Bewußtloſigkeit gefallen,

und alle ſeine Glieder hatten vor Zorn und Schaam gezittert. Als die Feyerlichkeit vorüber war: ſo war er, um nicht länger die Blicke aller auf ſich zu ziehen, und jedes Zuſammentreffen mit ſeinen Freunden zu vermeiden, der erſte geweſen, der das Zimmer verlaſſen hatte, und er hatte geeilt, bey ſeinen Eltern den Troſt zu ſuchen, deſſen er in ſeiner Lage ſo ſehr benöthiget war.

„O mein Sohn, hub endlich der alte Soltau an, Du haſt Dir nicht allein Schande gemacht, ſie trifft Deinen alten Vater, deſſen Vorſtellungen Du kein Gehör gegeben haſt. Sie iſt hart, dieſe Züchtigung, aber wir wollen es uns nicht verhehlen, ſie iſt verdient.“

Ludwig. Verdient? — Ich erwartete einen beſſern Troſt von Ihrer Liebe.

Soltau. Kann ich etwas anderes ſagen, als was die Wahrheit von mir fordert? — Willſt Du, daß Dein Vater, der

es ſich ſtets zum Grundſatz machte, aufrichtig zu ſeyn, noch in den letzten Jahren ſeines Lebens anfange zu ſchmeicheln?

Ludwig. Das nicht. Aber Sie könnten doch wohl die Kränkung, die mir wiederfahren iſt, beſſer fühlen.

Soltau. Ich fühle ſie, und mein Herz blutet. Aber ich ſehe auch zugleich Deine Fehler mit unpartheiiſcherm Auge an, als Du ſie anzuſehen gewohnt biſt.

So unangenehm auch der ganze Vorfall dem alten Soltau war: ſo kam er ihm doch nicht ganz unerwartet. Er hatte längſt von der Unordnung in den Geſchäften ſeines Sohnes üble Folgen befürchtet; er hatte ihm ſogar, da er auf ſeine Ermahnungen nicht hörte, eine ſolche Zurechtweiſung von andern gewünſcht, und ob ihm gleich die Art, auf welche ſie nun erfolgt war, nicht gefallen konnte: ſo beſchloß er doch, ſie zu benutzen, und ſeinen Ludwig zu einer Pflicht zurückzu-

führen, von welcher er ſich ſo weit entfernt hatte. Jetzt war dazu freylich keine Zeit, weil das Herz des Jünglings von Bitterkeit zu voll war, als daß es mit Leichtigkeit zur Wahrheit hätte hingeleitet werden können.

Indeſſen fand ſich dazu ſchon nach wenig Tagen eine Gelegenheit. Ludwig war ruhiger geworden; die Erinnerung an den Wilhelmstag erregte zwar ſeinen Unwillen, aber nicht mehr ſeine Wuth, und er fieng bereits an, ſeine Fehler einzugeſtehen, wenn gleich ihnen nicht das Gewicht beyzulegen, welches ihnen jene Verſammlung beygelegt hatte. Da hub der Alte an:

„Was gedenkſt Du nun zu thun?“

Ludwig. Ich muß freylich wohl nach wie vor in die Schule gehen, denn wenn ich aus derſelben zurückbliebe: ſo würde das nur mein eigener Nachtheil ſeyn.

Soltau. Das mein' ich auch, und?

Ludwig. Ich weiß ſchon, was ich

thue. Schämen ſollen ſie ſich am Ende, daß ſie ſo mit mir umgegangen ſind. Ich will von nun an in allen meinen Sachen eine ſo genaue Ordnung halten, daß mir auch nicht das geringſte nachgeredet werden kann. Und wenn ich dann tadellos und vorwurfsfrey vor ihnen ſtehe, und ſie mir die zurückbehaltene Belohnung ertheilen wollen: ſo will ich ſie zurückgeben und ſagen: ich bedarf ihrer nicht.

Soltau. Recht ſo, mein guter Sohn! So wirſt Du die Ordnung um ihrer ſelbſt willen lieben, und mir doppelte Freude machen. — Komm in meine Arme! — Dein Vater, der Dich nie ſo liebte, wie jetzt, wird Dir in der Ausführung Deines lobenswürdigen Vorhabens mit ſeinem beſten Rath an die Hand gehen.

Ludwig. Sie ſollen ſehen, mein Vater, daß es mir damit ein Ernſt iſt. Beſuchen Sie mich morgen auf meinem Zimmer,

und Sie ſollen es in einem ganz andern Zuſtande finden, als heute.

Soltau. Wenn Du Deine Bücher und andre Habſeligkeiten, die jetzt wild unter einander liegen, aufräumſt: ſo wirſt Du einen Theil der Pflicht erfüllt haben, welcher Du Dich von nun an widmeſt. Vergiß es aber nicht, auch den andern, eben ſo wichtigen Theil derſelben in Erfüllung zu bringen.

Ludwig. Was könnte mir dann noch zu thun übrig ſeyn?

Soltau. Das ſollſt Du von mir hören. Sieh, es hat mit uns Menſchen die ganz eigne Bewandniß, daß wir alles, was wir thun, in einem Raume und in einer gewiſſen Zeit thun. Du kannſt mir, ſo lange Du auch rathen magſt, ſchlechterdings keine Handlung nennen, die nicht in einem Raume und in der Zeit vorgehen mußte. Da wir nun als handelnde Weſen unnachläſſig feſt an Raum und Zeit gebunden ſind: ſo muß

es uns aus vielen Gründen ſehr daran gelegen ſeyn, unſere Handlungen am rechten Orte und in der rechten Zeit vorzunehmen. Findet das letztere Statt: ſo kann man von uns rühmen, daß wir Ordnung in ſie zu legen bemüht waren. Du erkennſt alſo hieraus, daß die Ordnungsliebe, die ich Dir immer ſo dringend anempfohlen habe, in dem Beſtreben beſteht, ſeine Handlungen nicht nur am rechten Orte, ſondern auch in der rechten Zeit vorzunehmen.

Ludwig. Sollten Sie denn in beyden Rückſichten über mich zu klagen gehabt haben?

Soltau. Ich glaube. Nicht genug, daß Du bisher Deine Bücher und Papiere auf Tiſchen, Stühlen, auf dem Boden u. dgl., und alſo an ganz unrechten Orten, wo ſie Schaden leiden mußten, aufhobſt, Du thatſt auch häufig das, was Du Dir zu vollbringen vorgenommen hatteſt, zur größten

Unzeit. Du laſeſt am Tage, und zeichneteſt des Abends; Du arbeiteteſt zu Hauſe, wenn es Deine Pflicht mit ſich brachte, die Lehrſtunden zu beſuchen. Ja, rührt nicht Dein Unglück zum großen Theil von einer Unordnung der letztern Art her? Du arbeiteteſt am Morgen des Wilhelmstages an Deinem Schreibtiſche, da Du Dich doch hätteſt bey Zeiten anziehen, und bey dem Anzuge ſelbſt, bey welchem Dich dann keine Eil getrieben hätte, mit mehr Vorſicht zu Werke gehen ſollen. Wäre dies letztere geſchehen, Du würdeſt bey guter Zeit in die Schule gekommen ſeyn, und Deinen Rock entweder gar nicht in die Dinte gelegt, oder den Schandfleck bald wahrgenommen haben.

Ludwig. Sie haben Recht, liebſter Vater. Ich werde alſo auch dadurch meine Ordnungsliebe in Zukunft zu erkennen geben, daß ich meine Geſchäfte zu ſchicklichern Zeiten verrichte.

Soltau. Das wäre mir ſehr erwünſcht, und die Früchte, die ich Dir von dieſer glücklichen Veränderung verſprechen darf, werden gar nicht lange außen bleiben. Bedenke nur, mußteſt Du nicht oft zeither ganze Stunden ſuchen, um ein Buch oder ein Papier, von welchem Du nicht wußteſt, wohin Du es gelegt hatteſt, und deſſen Du doch gleichwohl benöthiget wareſt, zu finden? Verſtrich dadurch nicht jene edle Zeit, mit welcher wir ſo kargen müſſen, wenn wir uns ſelbſt vervollkommnen wollen, indem ſie auf eine höchſt nichtswürdige Weiſe angewendet wurde? War dieſe Zeit wohl Dein, oder gehörte ſie nicht vielmehr ganz dem Dinge, deſſen Aufſuchung ſie gewidmet wurde? Bemerke hier den erſten Vortheil, den Dir eine größere Ordnungsliebe bringen wird; ſie wird Dir Zeit erſparen, und ſie wird das um ſo mehr, da Du in ihrem Beſitz nicht mehr, wie bisher ſehr oft, genöthigt ſeyn

wirſt, eine ſchon vollendete Arbeit, weil ſie beſchädigt wurde, noch einmal zu unternehmen. Wie beſchwerlich war ferner nicht oft dieſes Suchen nach einer verlegten Sache für Dich! Standen Dir nicht häufig große Schweißtropfen auf der Stirn? Mußteſt Du Dich nicht unter alle Stühle und Tiſche, um ſie da zu ſuchen, hinabkrümmen, und in allen Winkeln des Zimmers herumkriechen? Wareſt Du nicht oft an Kräften ſo erſchöpft, daß Du erſt lange ausruhen mußteſt, ehe Du wieder an Deinen Beruf gehen konnteſt? — Ordnungsliebe wird Dir auch viele Mühe erſparen. Wie manches Buch, wie manches Kleid iſt durch Deine bisherige Unordnung zu Grunde gerichtet, das nachher mit beträchtlichen Koſten neu gekauft werden mußte? Iſt nicht jetzt wieder Dein beſtes Kleid im höchſten Grade verdorben, und werde ich nicht auf's neue mich Deiner annehmen, und Dir ein anderes kaufen müſ-

ſen? Iſt dieſes nicht aber ein ganz unnöthiger Aufwand? — Wenn Du Dich der Ordnungsliebe befleißigſt: ſo erſpart dieſe auch, wie Du ſiehſt, Dir und mir viel Koſten. — Wie unangenehm war es Dir nicht endlich, wenn Du ungeachtet des fleißigſten Suchens eine Sache nicht finden konnteſt? Wie ärgerlich wareſt Du über Dich ſelbſt? Wie oft brachſt Du in Thränen aus, wenn Du ſie endlich zwar entdeckteſt, aber ſie zugleich ſo verdorben fandeſt, daß ſie ganz unbrauchbar war? Wie ſehr beklagteſt Du Dich öfters, daß dieſes lange Suchen Dich zu ſehr von Deinen Berufsarbeiten abhielte? — Sieh, lieber Ludwig, mehr Ordnungsliebe, und auch dieſer Verdruß iſt Dir alle erſpart.

Ludwig. In Wahrheit, ich bin auf mich ſelbſt böſe, daß ich eine Tugend, deren heilſame Folgen in die Augen ſpringen, ſo lange entbehren konnte.

Soltau. Sie ſind es noch nicht alle. Du mußt auch bedenken, daß Du durch Ordnungsliebe, vorzüglich in dem, was Du für andre thuſt, Dir die Achtung Deiner Nebenmenſchen eben ſo leicht erwirbſt, als Du Dir durch Dein bisheriges Betragen die Unzufriedenheit Deiner Aeltern und anderer Perſonen zugezogen haſt. Du mußt bedenken, daß die Beobachtung der Zeit, die zur Betreibung Deiner Geſchäfte die ſchicklichſte iſt, Dir zugleich die Fortſchritte in nützlichen Kenntniſſen gar ſehr erleichtert, indem Deinem weniger zerſtreuten Verſtande das in einer Wiſſenſchaft bereits Erlernte mehr gegenwärtig bleibt, und er ungehindert das noch zu Erlernende daran anknüpfen kann.

Ludwig. Nun, Sie ſollen mir das alles nicht umſonſt geſagt haben. Ich werde mein Wort redlich halten.

Soltau. Dann aber, mein lieber Ludwig, bemühe Dich zugleich, auch Dir noch

eine andere Tugend eigen zu machen, welche ich an Dir vermiſſe, und welche gleichwohl von unglaublich groſsem Werthe iſt. Ich meine diejenige Tugend, welche die Zeit, die irgend einem Geſchäft einmal gewidmet iſt, genau einhält, und ſie ihrer vollen Dauer nach zu der Handlung, welche ſie ausfüllen ſoll, anwendet, oder die Pünktlichkeit. Die Ordnungsliebe wählt blos den Zeitpunkt, der zu irgend einer Sache der ſchicklichſte iſt; die Pünktlichkeit aber läßt von dieſer keinen Theil für ihre Beſtimmung verlohren gehen, noch viel weniger füllt ſie dieſelbe mit andern, fremden Dingen aus. Pünktlichkeit erhält mit der Ordnung das Weltganze; die Erde ſteht in dieſem Jahre zu der nehmlichen Stunde an dem Punkte ihres Kreiſes um die Sonne, in welcher ſie im vorigen an demſelben ſtand; und die Jahreszeiten werden im künftigen Jahre genau an demſelben Tage mit einander wechſeln, an welchem wir ſie

im heurigen wechſeln ſehen; warum ſollte man ſich nicht auch von ihrem Einfluß auf das Menſchenleben viel Heilſames verſprechen dürfen? Ohne Pünktlichkeit geſchieht das, was geſchehen ſoll, entweder gar nicht, oder nur halb, und wenn dadurch unſerer oder anderer Wohl befördert werden ſollte: ſo erhält dieſe den ihm beſtimmten Zuwachs nicht, oder doch nur zur Hälfte. Wenn Du immer zu ſpät in die Lehrſtunden kömmſt: ſo geht der Theil des Unterrichts, welcher vor Deiner Erſcheinung vorgetragen wurde, für Dich verlohren; übrigens verurſachſt Du eine Störung, welche Deinem Lehrer und Deinen Mitſchülern ſehr unangenehm ſeyn muß, weil ſie dieſelben im Denken unterbricht.

Ludwig. Das habe ich bisher wohl bemerkt.

Soltau. Man muß ſich im menſchlichen Leben gewöhnen, Mann nach der Uhr zu ſeyn, d. i. in allem, was man ſich vor-

nimmt, die Stunde, die Minute, welche von uns oder von andern zur Verrichtung deſſelben beſtimmt war, auf das genaueſte einzuhalten. Manche Vortheile die uns wichtig ſind, hängen ſo ſehr von Augenblicken ab, daß, wenn dieſe verſäumt werden, jene für uns verlohren ſind, und Armuth und Kummer verbittern alsdann unſere Tage. Uebrigens wird die Erfüllung dieſer Pflicht um ſo leichter, je mehr man ſich an Ordnungsliebe gewöhnt, denn wenn man ſeinen Sachen einen beſtimmten Ort angewieſen hat, wo ſie leicht gefunden werden können: ſo kann man auch ſeine Geſchäfte leichter zu der Zeit beendigen, zu welcher ſie beendiget ſeyn ſollen, und wenn Du z. B. am Morgen des Wilhelmstages Deine Kleider und Deine Zeichnungen ſogleich bey der Hand gehabt hätteſt: ſo würdeſt Du wenigſtens nicht zu ſpät in die Schule gekommen ſeyn, und eine Urſache des Misfallens vermieden haben.

Man wurde es ſehr bald inne, daß der Entſchluß Ludwigs nicht unter die vorübergehenden gehörte. Schon am folgenden Tage hatte er durch einige Stunden Arbeit auf ſeinem Zimmer die ſchönſte Ordnung hergeſtellt, welche er von nun an erhielt. Jedes Buch, das er benutzt, jedes Papier, das er aus den übrigen hervorgenommen, jedes Kleidungsſtück, das er angezogen hatte, wurde nach dem Gebrauch ſogleich wieder an den Ort gebracht, welchen er ihm ein = für allemal beſtimmt hatte, und dieſer Ort war immer der beſte, den er ihm auf ſeinem Zimmer geben konnte, und mit kluger Sorgfalt gewählt. Die gute Ordnung gieng ſo weit, daß er, mit dem unveränderten Raume, worin jedes aufgeſtellt war, völlig bekannt, ſeine Bücher ſelbſt in der größten Dunkelheit zu finden wußte. Die ſchönen Bände erhielten ſich jetzt beſſer, als zuvor, Flecke in den Papieren waren nicht mehr zu bemerken,

und da nichts mehr auf der Erde herum lag: ſo hörte man auch nicht mehr, daß Mäuſe oder Ratten etwas beſchädiget hätten. Vorzüglich angenehm war es ihm, daß er in den kalten Morgen des Winters, wo ſein Zimmer noch nicht geheitzt war, nicht erſt lange nach den Büchern ſuchen durfte, deren er in der Schule benöthiget war. Ehrliebe hatte den Jüngling zuerſt auf gute Ordnung aufmerkſam gemacht, aber da er die mannigfaltigen Vortheile derſelben durch die Erfahrung kennen lernte: ſo fieng er an, ſie um ihrer ſelbſt willen zu lieben, und ſich nie wieder von ihr zu trennen. Dieſe glückliche Veränderung blieb ſelbſt von ſeinen Lehrern nicht unbemerkt, und am nächſten Wilhelmstage erhielt er nicht nur mit der neuen auch die beſtimmte ältere Belohnung, ſondern der Saal ertönte auch von ſeinem Lobe, und das letztere erfreute ihn ſo ſehr, daß er die erſtern ſeinem frühen Vorſatze gemäß auszuſchlagen vergaß.

So groß nun die Freude des alten Soltau über die Beſſerung ſeines Sohnes war; ſo groß war auch ſein Schmerz über die fortwährende Unreinlichkeit ſeiner Tochter, auf deren fühlloſes Herz weder ſanfte noch ernſte Vorſtellungen einigen Eindruck machen konnten. Was rede ich von bloßen Vorſtellungen? Die größten Nachtheile, welche ſie trafen, die kränkendſten Demüthigungen, welche ſie erfuhr, konnten ſie nicht beſſern. Sie hatte ein ſeidenes Kleid, ganz nach der Mode, in einem Winkel ihrer feuchten Kleiderkammer, wo es ausgezogen und — liegen geblieben war, vermodern laſſen, und doch fand die Mutter kurze Zeit darauf ein weißes, baumwollenes in dem nehmlichen Winkel liegen, das nur mit genauer Noth gerettet wurde. Kleinere Unfälle dieſer Art ereigneten ſich alle Tage.

Der alte Soltau hatte einen Bruder, welcher von ſeiner Jugend auf bey dem Mi-

litär eines kleinen Schwäbiſchen Reichsfür-
ſten gedient, und ſich durch ſeine Kenntniſſe,
und durch den Muth und die Tapferkeit, die
er bey mehreren Gelegenheiten im ſiebenjäh-
rigen Kriege an den Tag gelegt, zum Ober-
ſten und Kommandanten deſſelben emporge-
ſchwungen hatte. Bey dem nemlichen Mi-
litär hatte er auch verſprochen, den jungen
Ludwig unterzubringen, und dieſer hatte,
theils weil er von jeher große Neigung zum
Soldatenſtande gehabt hatte, theils weil er
überzeugt war, daß das Anſehen des On-
kels ſein Glück bereiten würde, ſich frühzei-
tig die Kenntniſſe zu erwerben geſucht, wel-
che ſeine künftige Beſtimmung vorausſetzte.
Er hatte jetzt ſein ſechszehntes Jahr zurück-
gelegt, und alſo das Alter erreicht, in wel-
chem er mit Vortheil bey dem Militär ange-
ſtellt werden konnte.

Der Onkel kam ſelbſt ihn abzuholen.
Ihm ſowohl, als dem ſcheidenden Ludwig

zu Ehren veranſtaltete der alte Soltau ein Gaſtmahl, zu welchem er ſeine Freunde im Städtchen einlud. Nichts wurde geſpart, um die Gäſte ſowohl durch die Menge, als durch die Güte der Speiſen und Getränke zu erfreuen. Hannchen mußte ſie zubereiten, und gewiß hätte keine geſchicktere Köchin gewählt werden können. Aber ſie begnügte ſich nicht mit dieſem Amte; ſie wollte ſie auch auf den Tiſch bringen, und der Vater ließ ſich das auch gefallen, doch nur unter der Bedingung, daß ſie ſich reinlich anziehen, und nicht etwa durch ihren gewöhnlichen Schmutz die Eßluſt der Gäſte in Ekel verwandeln ſollte.

Sie erſchien endlich mit der Suppenterine. Wirklich war ſie beſſer gekleidet, als gewöhnlich, aber, weil ſie nicht gewohnt war, ſich in Acht zu nehmen: ſo waren Geſicht und Hände voll Ruß, unter dem verſchobenen Kopfzeuge ſtarrten die Haare wild

hervor, und an die weiße Schürze hatte ſie die Fettigkeiten von den Fingern gewiſcht. Der Vater bemerkte gar bald, daß die Gäſte die Naſe hierüber rümpften, und um weitern Unannehmlichkeiten zuvorzukommen, verordnete er, daß Hannchen in der Küche bleiben, die Mutter aber die Speiſen auftragen, und daß ihr das reinliche Bärbchen darin an die Hand gehen ſollte. Hannchen ſchmollte, doch mußte ſie es ſich gefallen laſſen.

Die Gäſte hatten ſich bereits um den Tiſch geſetzt, und Vater Soltau vertheilte die Suppe. Da wird der Vorlegelöffel bey'm Schöpfen plötzlich ſo ſchwer, daß er ſich darüber verwundert. Als er ihn herausbringt — wie wird ihm! — da findet er — einen von Hannchens Lederhandſchuhen in demſelben, der, der Himmel weiß durch welchen Zufall in die Suppe gekommen, und mit ihr gekocht worden war. Sein Zorn war ſo groß, daß er hinauseilte, und Hann=

chen in das Geſicht ſchlug. Ein Glück war es, daß man noch einen Vorrath von Suppe hatte, welcher eilig, anſtatt der vorigen in die Terine gefüllt wurde. Aber was half es, da die Gäſte durch das unſelige Ereigniß ein ſolcher Ekel angewandelt hatte, daß ſie nur wenig davon verzehrten. Die folgenden Speiſen waren eben ſo wenig geeignet, ihre Eßluſt wieder rege zu machen. In der aufgetragenen Vorkoſt befand ſich ſoviel Sand, daß die Gäſte in Gefahr waren, ihre Zähne zu verlieren; die Fiſche waren nicht ausgenommen; auf dem Kapaun ſtarrten noch die kleinen Stoppeln empor, welche Hannchen ſich nicht die Mühe gegeben hatte abzubrühen; an dem Obſte fand ſich ſtäubiges Spinnengewebe, und die Teller, worauf das Gebäck ſervirt wurde, ſchienen mit ihrem Schmutz eine jede Annäherung und Gemeinſchaft verbieten zu wollen.

Die Portionen blieben faſt unberührt auf

den Tellern liegen; Mißmuth war auf allen Geſichtern gezeichnet, und unterhielt ein fortdauerndes Schweigen. Der Umſtand, daß man nicht wußte, wovon man ſich unterhalten ſollte, war der Grund, warum man ſich bald nach aufgehobener Mahlzeit trennte. Einer von den Gäſten, der als ſehr vorlaut bekannt war, hatte ſogar ſo wenig Schonung, daß er ihr auf dem Saale zurufte: „leben Sie wohl, Jüngferchen! Der Hunger treibt uns nach Hauſe.“

Der Kummer, welchen Hannchen über alle dieſe Demüthigungen empfand, war unbeſchreiblich groß, und er wurde noch durch die heftigen Vorwürfe vermehrt, welche ihr der alte Vater in Gegenwart des Onkels machte, und zu machen Urſache hatte. Und doch dienten ſie nur dazu, ſie blos für einige Tage auf ihre Pflicht aufmerkſamer zu machen. Als das Andenken an dieſe Begebenheit ſchwächer wurde, fieng auch ihr Pflicht-

gefühl an nachzulaſſen, und der alte Fehler war wieder in aller ſeiner Abſcheulichkeit vorhanden.

Ludwig reiſte unterdeſſen, begleitet von den Segenswünſchen der Seinigen, mit dem Onkel an den Ort ſeiner Beſtimmung ab. Seine Kenntniſſe, ſeine gute Aufführung machten ihn allgemein beliebt, und das Anſehen ſeines Onkels, welcher die Gunſt des Fürſten in einem hohen Grade beſaß, bahnte vor ihm her den Weg zur Ehre. Schon war er Offizier geworden, als ihm der Tod dieſen geliebten Onkel von der Seite riß, und ihn ohne Führer in der Welt zurückließ. Der neue Kommandant des fürſtlichen Militärs hatte zwar ſeine eignen Günſtlinge, und Ludwig Soltau hatte nie das Glück, unter dieſelben zu gehören, aber da auch ſeine Feinde ſeiner Geſchicklichkeit nicht weniger, als ſeinen Sitten, beſonders ſeiner Ordnungsliebe Gerechtigkeit wiederfahren laſſen mußten: ſo

hatte das keinen nachtheiligen Einfluß auf ſeine Beförderung, und er ſtieg von einer Ehrenſtufe zur andern.

Während das bejahrte Elternpaar von ſeinem Glück und von ſeiner Geſundheit fortwährend die erwünſchteſten Nachrichten erhielt, fand auch Hannchen eine vortheilhafte Verſorgung. Ein junger Mann aus dem Würtembergiſchen ſuchte ihre Liebe und erhielt ſie, und da ihr Vater hörte, daß er Beſitzer des berühmteſten Gaſthofes in Stuttgard *) ſey, freylich aber noch einen großen Theil der Kaufſumme zu erlegen habe: ſo gab er ſeine Einwilligung zu ihrer ehelichen Verbindung, indem er hoffte, daß er einen Theil ſeiner Schuld von Hannchens Ausſteuer

*) Stuttgard, die Haupt- und Reſidenzſtadt des Kurfürſten von Würtemberg hat 20,000 Einwohner, eine Univerſität, und viele andere Bildungsanſtalten. In der Nähe ſind Bäder.

ſogleich bezahlen, den andern aber durch Fleiß und gute Haushaltung nach und nach erſparen würde. Das junge Weib trennte ſich einige Tage nach der Hochzeit, bey welcher auch Bruder Ludwig ſich eingefunden hatte, von Vater und Mutter, und eilte dem fernen Stuttgard, das ſie in der Zukunft in ſeinen Mauern haben ſollte, zu. Süße, zärtliche Liebe machte, daß ſie mit ihrem Gatten Jahrelang eines Glückes genoß, welches nichts zu wünſchen übrig ließ, und es würde ſie mit geringen Abwechſelungen vielleicht ihr ganzes Leben hindurch beſeliget haben, wenn es nicht durch ihre eigne Schuld unterbrochen worden wäre.

Die Hoffnung des alten Soltau, daß Krauſe — ſo hieß ſein Schwiegerſohn — einen Theil der auf ſeinem Gaſthofe haftenden Schuld von Hannchens anſehnlicher Mitgift beſtreiten würde, war dadurch vereitelt worden, daß er genöthigt war, die zahlreichen,

vom vorigen Beſitzer ausgeleerten Zimmer des weitläuftigen Gebäudes mit Mobilien zu verſehen, wodurch ein großes Kapital verſchlungen wurde. Inzwiſchen konnte er ſich doch mit Recht Hoffnung machen, daß es ſich verzinſen würde. Der Gaſthof war ſeit langen Zeiten im beſten Rufe, und von der Menge vornehmer und reicher Fremden, welche die Anweſenheit eines der berühmteſten Deutſchen Fürſtenhöfe unabläſſig nach Stuttgard lockt, pflegte der größte Theil in demſelben abzutreten.

Die Höflichkeit, womit Krauſe dieſelben bediente, die Bequemlichkeiten, welche er ihnen in aller Rückſicht zu verſchaffen ſuchte, vermehrte ſie noch, und öfters waren alle Zimmer ſo mit Fremden angefüllt, daß eine große Anzahl anderer, welche herbeyſtrömte, abgewieſen werden mußte. Alle Briefe, die Krauſe an ſeine Schwiegerältern ſchrieb, waren voll von Lobpreiſungen ſeines Schick=

ſals. „Gott Lob, ich hinterlaſſe Kinder, denen es wohl geht!“ ſprach der alte, lebensſatte Soltau, und eine Thråne der Freude perlte in ſeinem Auge, als er es zwey Jahr nach Hannchens Verheurathung ſchloß, um es nimmer wieder zu öffnen. „Gott Lob, ich hinterlaſſe Kinder, denen es wohl geht!“ das waren die letzten Worte, zu denen Soltau's Wittwe ihren Mund öffnete, als ſie wenige Monde ſpåter ihm in das Land der Freude nachfolgte. Ach, wie glůcklich waren beyde, daß ſie den Jammer nicht erlebten, der ihrer Tochter vorbehalten war.

Hannchens Unreinlichkeit war es, welche ihr und ihres Gatten Glůck untergrub. Hört es junge Leſer, und zittert! Die vornehmen Fremden, welche in Krauſe's Gaſthofe abſtiegen, fanden alles, was nur ihr Herz begehren konnte, nur Reinlichkeit fiengen ſie an immer mehr zu vermiſſen. In

den nicht ausgefegten Zimmer lag auf dem Boden und auf dem Geräth der Staub mehrere Linien hoch, und die Betten waren ſo ſchmutzig, daß viele ſich ekelten, ſich in dieſelben zu legen, ſondern lieber auf den zuſammengerückten Stühlen, oder auf dem Boden ſchliefen. Eben ſo verhielt es ſich mit dem Tiſchzeug, welches häufig ſo unrein war, daß man ſeine urſprünglich weiße Farbe nicht mehr erkennen konnte. Auf dem Hofe war alles in bunter Unordnung durch einander, und ein unangenehmer Geruch, den man nie zu entfernen bemüht geweſen war, hatte ſich in alle Theile des Gebäudes verbreitet. Das Geſchirr, worin die Speiſen aufgetragen wurden, war gewöhnlich noch voll von den angetrockneten Ueberreſten eines vorigen Eſſens, indeſſen war man doch noch mit den Speiſen ſelbſt und ihrer Zubereitung ziemlich zufrieden. Als aber auch dieſe von Zeit zu Zeit ſchlechter wurden, als man Dinge darin

zu finden anfieng, welche den größten Ekel erregen mußten: ſo verminderte ſich die Zahl der einkehrenden Fremden immer mehr.

Die Sache gieng ſo zu. In der erſten Zeit nach ihrer Verheurathung hatte ſich Hannchen allerdings einer größern Reinlichkeit befliſſen, aber mehr um ihrem Gatten zu gefallen, als weil ſie ſelbſt von dem Werthe dieſer Tugend hinlänglich überzeugt geweſen wäre. Es konnte daher nicht fehlen, daß dieſes Beſtreben immer ſchwächer werden mußte, je mehr ſich ihre Geſchäfte häuften, und dieſe häuften ſich in der That, nicht nur wegen der vermehrten Einkehrung, ſondern auch weil ſie ihrem Gatten mehrere Kinder geboren hatte, mit den Jahren beträchtlich. Jetzt niſtete ſich in ihrem Herzen der Gedanke ein, der mehrere verheurathete Frauen, die als Mädchen ſehr reinlich waren, zu den entgegengeſetzten Fehlern verleitet, und nicht ſelten eine von den Urſachen

einer höchſt unglücklichen Ehe wird, der Gedanke, daß ſie ſich ihrem Manne nicht mehr in die Augen zu putzen nöthig habe, weil ſie ihm, als ſeine angetraute, und alſo durch göttliche und menſchliche Geſetze bis an den Tod mit ihm verbundene Gattin wohl gefallen müſſe. Nun iſt es zwar wahr, daß die Männer nicht gerade geputzte Gattinnen gern ſehen (denn dieſe würden unbillig ſeyn, wenn ſie von dem in der Haushaltung ſattſam beſchäftigten Weibe dieſen Tand verlangten, und unglücklich, wenn die Sorge des Weibes für äußern Flitter größer wäre, als die Sorge für das Hausweſen), aber darin ſind alle Männer einander gleich, daß ſie Reinlichkeit in der Kleidung ſowohl, als in allen häuslichen Geſchäften von ihren Gattinnen fordern. Wenn die Männer vernünftig und friedliebend ſind: ſo wird zwar die Unreinlichkeit ihrer Frauen nicht die Urſache werden können, warum ſie den Bund der Ehe wie-

der aufzulöſen wünſchen ſollten, aber wohl wird ſie die zarten Fäden, an welchen die Liebe zur Gattin hängt (denn ein ſchmutziges Weib bleibt einmal für immer etwas Zurück-ſtoßendes) allgemach zerreißen, und was iſt eine unauflösliche Ehe ohne Liebe anders, als eine langſame Marter, die mit den hef-tigſten Schmerzen der Seele dem Tode ent-gegenführt?

Hannchens Anzug wurde jetzt ſo unrein-lich, als er nimmer zuvor im älterlichen Hauſe geweſen war, und der bloße Anblick ihrer unſaubern Wirthin war ſchon hinrei-chend, den Gäſten ihren Aufenthalt in die-ſem Gaſthofe zu verleiden. Da nun in einer Haushaltung die Frau dem Geſinde zum ge-wöhnlichen Muſter ſeines Betragens dient: ſo darf man ſich nicht wundern, wenn die Knechte und Mägde Hannchens, da ſie bey wei-tem nicht unter der nöthigen Aufſicht ſtanden, um nichts reinlicher waren, als die Gebie-

terin ſelbſt. Auch die Kinder des unglückli⸗chen Weibes liefen von ekelhaftem Schmutz bedeckt im Hauſe umher, allen, welche ſie ſahen, ein Gegenſtand des Abſcheu's, und der arme Krauſe, der häufig nicht einmal weiße Wäſche vorräthig fand, und zuweilen ein Hemde mehrere Wochen auf dem Leibe tragen mußte, war genöthigt, die Lieblinge ſeines Herzens, wenn ein vornehmer Frem⸗der bey ihm wohnte, zu verbergen, nur da⸗mit ſie ſeine gute Meynung von dem Gaſt⸗hofe nicht ſchwächen ſollten.

Das half indeſſen zu nichts. Die Zahl vornehmer Fremden, welche in Krauſe's Gaſt⸗hofe einzukehren pflegten, verminderte ſich von Tage zu Tage. Ein anderer Gaſtwirth in der Stadt, bey welchem ſie zwar weniger Bequemlichkeit, weniger gefällige Bedie⸗nung, aber deſto mehr Reinlichkeit fanden, zog ſie an ſich. Nur ſolche, welche in an⸗dern Gaſthöfen, weil dieſe entweder zu voll

waren, oder weil man ſie ſelbſt als ſchlechte Bezahler kannte, kein Unterkommen finden konnten, wendeten ſich zu ihm.

Jetzt fiengen dem Gatten Hannchens, der nicht einmal ſo viel erwarb, als der tägliche Unterhalt erforderte, die Augen an ſchrecklich aufzugehen. Er forſchte nach der Urſache von dem Außenbleiben ſeiner Gäſte, und es konnte nicht ſchwer halten, ſie in Hannchens Unreinlichkeit, die er bisher aus allzugroßer Liebe kaum bemerkt hatte, zu finden. Er machte ihr darüber liebreiche Vorſtellungen; ſie fanden kein Gehör; er machte ihr Vorwürfe wegen dieſes Mangels an Folgſamkeit, ſie ſetzte Trotz, Härte, Spott entgegen, und ließ es bey'm Alten. Darüber kam es zu wirklichem Zank, bald vergieng kein Tag ohne denſelben, und der Friede ihrer Ehe und das Glück ihrer Tage waren für immer entflohen.

Krauſe ſträubte ſich gegen ſein Unglück.

Er wollte die vornehmen Fremden in ſeinen Gaſthof zurückziehen, und pries ihn daher nicht nur in den Zeitungen als den beſten an, ſondern er ſpendete auch den Poſtmeiſtern in den benachbarten Städten manches Geſchenk, damit ſie ihn durchreiſenden Herrſchaften anempfehlen möchten. Der Vortheil, den dieſes brachte, fuhr jedoch fort, ſehr gering zu bleiben. Er ſah ſich endlich zu einem Schritte genöthiget, welcher ihm viel Ueberwindung koſtete. Er erklärte nehmlich öffentlich, daß in Zukunft auch Fuhrleute und gemeine Reiſende, welche bisher ſämmtlich abgewieſen werden mußten, bey ihm ihr Unterkommen, nebſt der benöthigten Stallung für ihre Pferde finden würden.

Dieſes Mittel wirkte. Zwar ſank ſein Gaſthof von nun an immer mehr in die Zahl gemeiner Herbergen herab, aber er brachte ihm doch, da die Fuhrleute, welche hier alle mögliche Bequemlichkeit fanden, in Menge

herbeyſtrömten, Geld genug ein. Krauſe's Umſtände fiengen in der That wieder an blühend zu werden, als ihn ein Unglück traf, welches härter war, als alles bisher erfahrene. Das jüngſte von ſeinen Kindern, ein Mädchen von drey Jahren, das ihm große Freude machte, ſpielt eines Tages in der Küche. Hier hatte ſeine Mutter vor drey Tagen einige Weinflaſchen zerbrochen, deren Scherben noch an dem nemlichen Orte lagen, an welchem der Unfall geſchehen war. Das Kind nähert ſich ihnen, es ſtolpert, es fällt in dieſelben, und ſchlägt ſich eine von ihnen tief in den einen ſeiner Schläfe. Halbtod wird das Kind fortgetragen, ein ſtarker Blutverluſt erfolgt, und alle Bemühungen des herbeygerufenen Arztes, ſein Leben zu retten, ſind vergebens. Mit ſtarren Blicken tritt der Vater am Leichnam, neben ihm die tief in Schmerz verſunkene Mutter. Beyde ſeufzen, ſtier und zornig begegnet der Blick

des Gatten den Blicken Hannchens, und mit den Worten: „Mörderin, das iſt Dein Werk!“ kehrt er ihr den Rücken, und entfernt ſich, um in einem Nebengemach durch Thränen ſeinem Herzen Luft zu machen.

Tief in der Seele Hannchens hallte dieſer ſchreckliche Vorwurf wieder. Ach, es war grauſam, daß er ihr ihn machte, die Unglückliche hatte ſich ihn ſchon ſelbſt gemacht. Von nun an war aus beyder Herzen der letzte Reſt von Ruhe, der noch darin gewohnt hatte, verſchwunden. Der Gram über dieſen ſchrecklichen Verluſt eines geliebten Kindes verließ den Vater nimmer, und miſchte ſich in alle ſeine Freuden, und Hannchen ſtand mit einem tadelnden Gewiſſen auf, und legte ſich mit ihm nieder.

Nach und nach blieben auch die Fuhrleute aus, welche bisher ſo manchen harten Thaler eingebracht hatten. Hannchen, durch keine Vorwürfe gebeſſert, durch kein Unglück

gewitziget, fuhr in ihrer Unreinlichkeit fort; und die Speiſen ſowohl, als alle übrigen Arten ihrer Bedienung waren jetzt um ſo ſchmutziger, weil ſie den Fuhrleuten noch weniger Aufmerkſamkeit ſchuldig zu ſeyn glaubte, als vorher den Standesperſonen. Zuletzt kehrten nur noch die liederlichſten Fuhrleute in Krauſe's Gaſthofe ein. Dieſe brachten nicht nur keinen Gewinn, ſondern, da mehrere von ihnen mit bösartigen, anſteckenden Krankheiten behafftet, andere wieder voll häßlichen Ungeziefers waren: ſo theilten ſie beyde Arten von Elend bald ſeiner Familie mit, und da Hannchen weder ſich, noch ihre Kinder ſo ſorgfältig, als es unter dieſen Umſtänden nöthig war, reinigte: ſo erreichten beyde zuletzt eine furchtbare Größe.

Jetzt ſcheuten ſich ſogar Knechte und Mägde, in Krauſe's Dienſte zu treten, geſchweige, daß ein Fremder bey ihm über=

nachtet hätte. Sein Gaſthof war völlig leer, außer, daß er mit ſeinem Elende ihn bewohnte. An eine Bezahlung der Zinſen für das darauf hafftende Kapital war nicht zu denken, und noch weniger an eine allmählige Tilgung des letztern ſelbſt. Vielmehr war Krauſe genöthigt, von Zeit zu Zeit neue Schulden zu machen, und da das Zutrauen der Menſchen zu ihm immer mehr ſank: ſo lieh man ihm nur für ſehr hohe Zinſen, und auf kurze Friſten das verlangte Geld. Dadurch gerieth ſeine ganze Wirthſchaft bald in eine gänzliche Verwirrung, welche ſich nur mit dem völligen Untergange derſelben endigte. Als nemlich ſeine Gläubiger merkten, wie übel ſeine Lage war: ſo bewirkte die Furcht, durch längere Nachſicht Verluſt zu leiden, daß ſie ſich die Hülfe der Obrigkeit ausbaten, um wieder zu dem Ihrigen zu gelangen. So weh es dieſer auch thut, einem Bürger das Seinige zu nehmen, ſo

würde es doch eine große Ungerechtigkeit ſeyn, wenn ſie aus einer unzeitigen Schonung gegen ihn alle diejenigen, welche ihm Geld geliehen haben, keiner Rückſicht würdigen wollte. Sie forderte Krauſen auf zu bezahlen, und als er die Termine, welche er ſich vor Gericht ſetzte, nicht einhalten konnte: ſo ergriff ſie das einzige Mittel, welches übrig blieb, ihn vor den Verfolgungen der Gläubiger zu retten. Sie verkaufte ſeinen Gaſthof mit dem darin befindlichen Geräth, zahlte mit dem dafür erhaltenen Gelde die Gläubiger aus, und gab ihm das, was alsdann von der Summe übrig blieb, in die Hände.

Dies letztere war für den armen Krauſe eine unbedeutende Hülfe, und er würde noch in großen Jammer verſunken ſeyn, wenn er nicht von den Tod davon befrey't worden wäre. Der Gram über ſeine verzweifelte

Lage war es, der, nachdem er lange genug in ſeiner Seele gewüthet hatte, endlich über ſeine feſte Geſundheit ſiegte, und ihn in das Grab ſtürzte. Hannchen war von nun an zwar von einem Gatten befreyt, welcher in den letzten Jahren ſeines Lebens in ſtetem Unfrieden mit ihr gelebt hatte, zugleich aber auch war ſie ihres Verſorgers, und ihre zwey unerzogenen Kinder waren ihres Vaters beraubt. Sie ſelbſt ſah ſich den folterndſten Gewiſſensbiſſen und einer traurigen Zukunft Preis gegeben. Zum Glück für die Kinder lebte noch Krauſe's Vater, ein alter, aber noch munterer Landmann in der Gegend von Urach*). „Nein, ſprach dieſer, dem

*) Urach, eine Stadt im Würtembergiſchen, an dem Gebirge, welches die rauhe Alp heißt. Sie iſt merkwürdig wegen ihrer Holzrutſche, d. i. eines breiten Weges von Eiſen mit mancherley Maſchinen, der von dem Gipfel eines Bergs herabgeht, und worauf

Weibe, das durch ſeine Unreinlichkeit meinen Sohn in's Verderben gebracht hat, laſſe ich dieſe unſchuldigen Kleinen nicht. Sie würden in Gefahr ſeyn, von der Mutter daſſelbe Laſter anzunehmen, und damit viel Uebels in der Welt ſtiften.“ So ſchwer es dem Greiſe auch wurde, ſo reiſte er doch ſelbſt nach Stuttgard, holte ſie ab, und erzog ſie.

Ungern trennte ſich zwar Hannchen von ihren Kindern, unter welchen ſie, von der übrigen Welt verlaſſen, allein Troſt gefunden hatte. Da ſie indeß bedachte, daß die Ernährung derſelben für ſie eine große Laſt, und daß ihr neuer Erzieher ein Mann ſey, der wegen ſeines Biederſinns eben ſo ſehr ehrwürdig war, als er durch Bande der Liebe an ſeine Enkel gefeſſelt wurde: ſo

das gefällte Holz mit Leichtigkeit ins Thal gebracht wird.

ſchwankte ſie nicht länger in der Wahl deſſen, was zu thun war. Sie überließ die Kinder der Leitung des freundlichen Greiſes, und zog ſich dann von Stuttgard, wo ſie, wie ihr ſehr wohl bekannt war, als die Urheberin von dem Unglück ihres Gatten angeſehen und gehaßt wurde, an den Ort zurück, wo ihre Aeltern zuletzt gelebt hatten, um hier ihre Tage in der Stille zu beſchließen.

Dieſes geſchah um die Zeit, in welcher ſich die größten Mächte Europa's vereinigt hatten, um in Frankreich, das ſeit dem Beginn der Revolution von Partheyen zerriſſen wurde, und allen Schreckniſſen der Anarchie *) Preis gegeben war, Ordnung und Ruhe wiederherzuſtellen. Hanchens Bruder

*) Ein Staat befindet ſich in dem Zuſtande der Anarchie, wenn die Geſetze, die in demſelben zeither befolgt wurden, nicht mehr geachtet werden, und noch keine neuen an ihre Stelle getreten ſind.

hatte ſich indeſſen in dem Militair, bey welchem er diente, bis zum Hauptmann emporgeſchwungen, und er hatte eine ſchöne Gelegenheit gefunden, die Gunſt ſeines Fürſten zu gewinnen.

Die Kompagnie nehmlich, deren Inhaber er jetzt war, war in verſchiedene Gränzplätze vertheilt, um zu verhüten, daß nichts in das Land kam, nichts aus demſelben gieng, ohne den Zoll erlegt zu haben, welchen die Landesgeſetze beſtimmt hatten. Nun hielt es freylich ſchwer, eine beträchtliche Anzahl Menſchen, welche ſo ſehr von einander getrennt waren, und im Jahre nur wenige Male zuſammenkamen, zu überſehen und in den Schranken der Ordnung zu erhalten. Ludwigs alter und ſchwacher Vorgänger, der vorige Hauptmann, war dieſem Geſchäft keineswegs gewachſen geweſen. Er hatte die Leute, welche unter ſeinen Befehlen ſtanden, nicht einmal alle gekannt, er hatte ſehr

wenig genaue Liſten über ihre Sitten und ihre Brauchbarkeit gehalten, hatte ſie, wie es ſeine Grille mit ſich brachte, in dem einen Jahre viele Male, und in dem andern gar nicht zuſammen berufen. Die Löhnung war ihnen zuweilen auf mehrere Monate voraus-gegeben worden, öfters waren aber auch Vierteljahre verfloſſen, ohne daß ſie einen Heller erhalten hätten. Dieſe Unordnung des Befehlshabers wirkte auf die Soldaten ſelbſt auf eine höchſt nachtheilige Weiſe. Sie waren in den Waffen wenig oder nicht geübt, und es war ein Jammer, dieſen Leuten, wenn ſie einmal verſammlet waren, in ihren kriegeriſchen Uebungen zuzuſehen. Knaben wiſſen im Soldatenſpiele ihre hölzernen Flinten beſſer zu gebrauchen, als dieſe Soldaten ihre Waffen zu handhaben verſtanden. Bey der Parade vermißte man an vielen nothwendige Theile ihres Anzugs, welche ſie entweder vergeſſen, oder wohl gar verkauft

oder verpfändet hatten, ohne daß ſie deshalb zur Strafe gezogen worden wären. Während die Offiziers kommandirten, plauderten und ſcherzten ſie, und wenn ſie darüber Verweiſe erhielten: ſo däuchte ihnen das lächerlich. Wenn ſie vor dem Quartier des Hauptmanns erſcheinen ſollten: ſo kamen ſie ganze Stunden ſpäter, als ihnen befohlen war. Auf der Wache ſchliefen ſie des Nachts, und derjenige welcher Schildwache ſtand, fand es oft für gut, ſein Gewehr hinzulegen, und den Poſten zu verlaſſen, um gemächlich ſeine Mahlzeit zu verzehren. Da ſie bald viel Löhnung, bald gar keine erhielten: ſo trieb ſie beydes an, ihr Glück im Spiele zu verſuchen, und dieſes hatte unter ihnen eine furchtbare Höhe erreicht. Dabey fielen Zank und Schlägereyen, in denen ſie einander die geſunden Glieder verſtümmelten, faſt jede Woche vor. Hatten ſie ihre Baarſchaft verlohren: ſo berauſchten ſie ſich aus Unmuth,

daher waren unter ihnen Trunkenbolde ſehr zahlreich. Die armen Bürger und Bauern, gegen welche ſie ſich die unerhörteſten Gewaltthätigkeiten erlaubten, mußten es ſich dann gefallen laſſen, ſie, wenn ſie des Ihrigen beraubt waren, zu ernähren. Es läßt ſich faſt kein Laſter denken, welches nicht unter dieſen Elenden im Schwange geweſen wäre. Es gab unter ihnen Diebe und Mörder, Betrüger und Ehebrecher, Aufrührer und Gotteslääſterer, und alle militairiſche Zucht war aus ihrer Mitte verſchwunden.

Die Gränzkompagnie galt allgemein für die ſchlechteſte, und man würde den alten Hauptmann längſt wegen dieſer Unordnungen verantwortlich gemacht haben, wenn man nicht nachſichtig gegen ihn hätte ſeyn müſſen, da ſeine Familie dem fürſtlichen Hauſe beträchtliche Summen vorgeſtreckt hatte, die noch nicht zurückgezahlt worden waren. Ludwig Soltau betrachtete ſeine

Verſetzung zu derſelben ſo wenig als ein Glück, daß er lange mit ſich ſelbſt uneins war, ob er nicht lieber ſeinen Abſchied nehmen ſollte. Doch nahm er endlich die fürſtliche Gnade — wenn es eine zu nennen war — an, wiewohl mit dem feſten Entſchluſſe, die gute Ordnung in der Kompagnie — es koſte, was es wolle — herzuſtellen.

Seine erſten Verordnungen wurden von den verwilderten Soldaten mit Spott und Hohngelächter aufgenommen, allein durch eine ſtrenge Beſtrafung der Ungehorſamen zeigte er ihnen bald, was für einen Mann ſie in ihm finden würden. Einige der größten Böſewichter jagte er mit Schande fort, damit ſie durch ihr Beyſpiel den letzten Ueberreſt von Tugend, der noch in den Gemüthern zu finden war, nicht erſticken möchten. Das Spiel unterſagte er ſtreng, und weit entfernt, es bey dem bloßen Verbote bewenden zu laſſen, ritt er ſelbſt auf den Dörfern,

wo ſie im Quartier lagen, herum, und wenn er welche im Spiele begriffen fand: ſo erhielten ſie nach Befinden der Umſtånde bald eine ſtårkere, bald eine ſchwåchere Strafe. Er erlaubte jedem, der von einem ſeiner Untergebenen beleidigt worden war, ſich deßhalb bey ihm zu beklagen, und verſchaffte ihm augenblicklich Genugthuung. Dabey war er keineswegs ein Wůtherich gegen die Soldaten. Er ließ es an freundlichen Ermahnungen durchaus nicht fehlen, und diejenigen, welche ihnen nachkamen, wurden von ihm bey allen Gelegenheiten vorgezogen. Er belohnte das Verdienſt auf jede Weiſe, und wendete einen betråchtlichen Theil ſeines Gehalts auf die Unterſtůtzung des armen beweibten Soldaten in ſeiner Haushaltung, auf die vergnůgten Tage, wie er ſie zu nennen pflegte, deren er ſeiner ganzen Kompagnie jåhrlich mehrere machte. Dadurch verſchaffte er ſich eben ſowohl Liebe als

Gehorſam, und mit der Zeit hatte er es dahin gebracht, daß man ihm auf ſein bloßes Wort folgte. Damit die Soldaten größere Fortſchritte in dem ſo vernachläſſigten Gebrauch der Waffen machten: ſo blieb ein Theil der Kompagnie, der von Zeit zu Zeit von einem andern abgelößt wurde, für immer verſammlet, und dieſen übte er jeden Tag in der Handhabung des Gewehrs. Dabey mußten die Soldaten ſtets in ſauberer Kleidung und pünktlich zur angeſetzten Stunde erſcheinen, und es mußte in den Gliedern die vollkommenſte Ruhe herrſchen.

Durch Ludwigs Bemühungen wurde eine Räuberbande — denn ſo mußte man die ganze Schaar vorher nennen — in die geübteſten und geſittetſten Soldaten, welche dieſer kleine Staat aufzuweiſen hatte, verwandelt. Der Fürſt war gegen ſein Verdienſt nicht blind, und ließ ihn von dem Kaiſer in den Adelſtand erheben. Ja, als Deutſchland an dem Fran-

zöſiſchen Revolutionskriege Theil nehmen, und jeder Staat ſein Kontingent *) zur Reichsarmee ſtellen mußte: ſo glaubte der Fürſt, ſich mit keinem Theile ſeiner Truppen ſoviel Ehre erwerben zu können, als mit Soltau's Kompagnie, und dieſer erhielt alſo Befehl, zum Sammelplatze der Reichsarmee aufzubrechen.

Sein Marſch zu derſelben führte ihn durch Stuttgard, wo er ſeine Schweſter zu umarmen hoffte. Wie groß war ſein Schrekken, da er nicht nur ſeine Hoffnung getäuſcht fand, ſondern auch die völlige Zerrüttung

*) Die Fürſten Deutſchlands bringen, wenn auf dem Reichstage zu Regensburg ein Reichskrieg beſchloſſen worden iſt, eine Armee auf die Beine, welche, weil ſie von allen Staaten des Deutſchen Reichs aufgeſtellt wird, die Reichsarmee heißt. Die Anzahl von Soldaten, welche jeder Fürſt dazu ſtellen muß, heißt ſein Kontingent.

ihres Glückes erfuhr! Sein Beruf hinderte ihn indeſſen jetzt das zu thun, was ſein brüderliches Herz zu thun wünſchte. Er konnte nichts, als ſie in einem Briefe, welchen er an ſie erließ, und dem einige Goldſtücke beygelegt waren, auf beſſere Zeiten vertröſten.

Als er am Orte ſeiner Beſtimmung angelangt war: ſo fand er bald zu thun genug. Das Waffenglück der Franzoſen machte große Gegenanſtalten nöthig, bey welchen man ihn mit ſeiner Handvoll Leute nicht müßig ließ. Soltau wurde bey mehrern ſehr wichtigen Vorfällen gebraucht, und jedesmal behauptete er ſeinen Poſten mit einer Tapferkeit und einer Unerſchrockenheit, welche den Namen Soltau bald im kaiſerlichen Hauptquartier bekannt machte, und ihm die Hochachtung des oberſten Heerführers erwarb. Den höchſten Gipfel ſeines Ruhms erſtieg er indeſſen erſt am Schluſſe des Kriegs.

Es war in der großen Schlacht bey Ho-

henlinden *), wo die Franzoſen einen Angriff auf einige kaiſerliche Verſchanzungen machten, von wo aus das ſehr gut gerichtete, ſchwere Geſchütz bereits eine ſehr große Menge ihrer Leute zu Boden geſtreckt hatte. Es kam dabey zu einem ſehr hitzigen Gefechte, und die Kaiſerlichen waren genöthigt zu weichen, und die Kanonen dem Feinde zu überlaſſen. Dem kaiſerlichen General, der auf dieſem Punkte kommandirte, war dieſer Rückzug ſo unangenehm, daß er ſogleich Anſtalten machte, die Franzoſen wieder zu vertreiben. Aber hierzu war Verſtärkung nöthig, und er ſchickte daher Befehl an einige weiter hinten liegende Bataillons von der Reichsarmee, unter denen auch Soltau's kleine Heldenſchaar war, ohne Verzug zu

*) Ein Ort in Bayern, wo 1800 die Franzoſen in einer der blutigſten Schlachten über die Oeſtreicher und die Reichsarmee ſiegten. Auf ſie erfolgte dann der Friede.

ihm zu ſtoßen. Das machte jedoch ſo wenig Eindruck auf die feigen Anführer derſelben, daß ſie noch lange ruhig in ihrem Lager blieben. Nur Soltau, voll ſtärkeren Pflichtgefühles, als die übrigen, gehorchte pünktlich, und das Beyſpiel ſeiner muthigen Leute riß eine Kompagnie braver Würzburgiſcher Jäger mit fort. Durch Hülfe eines beſchleunigten Marſches langte er mit den Seinigen gerade zur rechten Zeit an, und der Kayſerliche Feldherr ſagte: „wenn alle andere dieſelbe Pünktlichkeit gezeigt hätten, die Sie an den Tag legen: ſo wäre mir um die Wiedereroberung der Verſchanzungen nicht bange. Jetzt iſt dieſe freylich ſchwieriger, doch wollen wir einen Verſuch machen. Merken Sie genau auf das Zeichen, daß ich Ihnen geben werde, und ſchreiten Sie weder eher noch ſpäter zum Angriffe.“

Kaum geſagt: ſo begann das Gemetzel auf's neue. Die Feinde wehrten ſich wie

Löwen, und der Sieg ſchien ſich von neuem auf ihre Seite zu neigen. Soltau wartete mit Verlangen auf das ihm verſprochene Zeichen. Es ward endlich gegeben, und nun brach er los. Der Umſtand, daß er mit friſchen Truppen angriff, daß hingegen die Feinde durch den heißen Kampf bereits ermüdet waren, gab ihm und den Seinigen ein entſchiedenes Uebergewicht über die letztern. Hierzu kam noch eine große Beſonnenheit, womit er den Angriff leitete, und ſein gewönlicher Muth. Dies zuſammengenommen machte den heutigen Tag, an welchem alle ſeine übrigen Kampfgenoſſen dem Feinde das Schlachtfeld überlaſſen mußten, zum ruhmvollſten ſeines Lebens. Die Feinde, durch ſeine Tapferkeit ziemlich geſchmolzen, wichen endlich, und überließen ihm die Schanzen mit dem Geſchütz wieder; auch bezeugten ſie keine Luſt, auf dieſer Seite den Angriff zu erneuern.

Freylich hielt dieſes muthige Betragen eines einzelnen Offiziers den auf allen Seiten herandringenden Feind nicht auf, und er wurde zuletzt von der allgemeinen Flucht fortgeriſſen, welcher das kaiſerliche Heer ſich überließ. Aber es blieb doch rühmlich, und vermehrte die Achtung, mit welcher er ſtets behandelt worden war, um vieles. Der kaiſerliche Obergeneral, von ſeinem Dienſteifer gerührt, ließ ihn zu ſich kommen, und ſagte zu ihm: „Wenn Ihr Muth und Ihre Tapferkeit alles mögliche Lob verdienen: ſo verdient es die Pünktlichkeit, mit welcher ſie den Ihnen ertheilten Auftrag vollzogen, nicht weniger. Sie haben uns dadurch einen wichtigen Vortheil verſchafft. Daß wir ihn nicht benutzen konnten, iſt nicht Ihre Schuld. Aber ein Mann, wie Sie, ſollte billig dem Militär erhalten werden, und einen Wirkungskreis bekommen, in welchem er nach allen ſeinen Kräften nützen könnte.

Bey den wenigen hundert Mann, die Ihr Fürſt zum Schutze ſeines Landes hält, ſind Sie am unrechten Orte. Sind Sie nicht geneigt, in kaiſerliche Dienſte zu treten, wenn ich verſpreche, Ihnen von meinem Monarchen den Grad eines Oberſten auszu= wirken?“

So ehrgeizig Soltau auch war: ſo glaubte er doch einen ſo ſchmeichelhaften An= trag nicht eher annehmen zu dürfen, als bis er mit ſeinem Fürſten darüber Rückſprache genommen hätte. Er unterrichtete ihn da= von ſchriftlich. Dieſer ließ ihm eine mit Brillianten beſetzte, und mit ſeinem Bild= niſſe geſchmückte Tabatiere zur Belohnung ſeiner ſo rühmlich geleiſteten Dienſte überrei= chen, und ſchrieb ihm dabey: „ſo gern ich auch einen Mann, wie Sie, meinem klei= nen Staate zu erhalten wünſchte: ſo ſehe ich doch gar wohl ein, daß Sie eines höheren Wirkungskreiſes würdig ſind. Es iſt mein

Wille nicht im geringſten, Sie an Ihrem Glücke zu hindern, und ich rathe ihnen als Freund, die ſchöne Gelegenheit, welche ſich Ihnen zur Vermehrung deſſelben darbietet, nicht ungenutzt zu laſſen.“

Ludwig machte die Geſinnungen ſeines Fürſten dem kaiſerlichen Obergeneral bekannt, und gab ihm zu erkennen, daß er jetzt durch nichts mehr gehindert werde, ſeinem Wunſche Genüge zu leiſten. Da unterdeſſen der Friede zu Stande gekommen war: ſo führte er ſeine Helden in ihr Vaterland zurück, und empfahl ſich zugleich ſeinem Fürſten perſönlich, von welchem er die beſte Aufnahme erhielt. Als er hier alle ſeine Geſchäfte in Ordnung gebracht hatte: ſo ließ er ſich durch nichts abhalten, ſeine unglückliche Schweſter, der er während des Krieges von Zeit zu Zeit Unterſtützung geſendet hatte, zu ſehen und ihr Beglücker zu werden.

Als er in der Stadt, welcher er ſeine

erſten Bildung zu verdanken hatte, angelangt war: ſo eilte er in das kleine Häuschen am Ende derſelben, worin ſie, wie er erfuhr, jetzt wohnte. Sie hatte übrigens ihre Wohnung gar häufig verändern müſſen, denn niemand litt ſie gern in ſeinem Hauſe, weil ihre Unſauberkeit die ſchönſten Zimmer in kurzer Zeit Ställen ähnlich machte. O Himmel, welch einen Anblick hatte er, als er in ihr Zimmer trat! Unter einem Klumpen von Schmutz, unter Unreinigkeiten jeder Art, die umher verbreitet waren, regte ſich ein menſchliches Weſen, in welchem er nur mit großer Mühe ſeine Schweſter wiederfand. Das Ungeziefer kroch an ihr auf und nieder, und Ekel und Entſetzen umgaben ſie auf allen Seiten. Erlaßt mir, junge Leſer, die nähere Schilderung ihres ganzen Zuſtandes; ſie würde Euch widerlich ſeyn. Wenn Ihr Euch an die Unreinlichkeit Hannchens erinnert, da ſie noch unter der Auf-

ſicht ihres Vaters, ihres Gatten ſtånd: ſo könnt Ihr Euch leicht einen Begriff machen, wie weit dieſelbe gehen mußte, da ſie ſich ſelbſt überlaſſen war.

Mit Gefühlen warmer Liebe war Ludwig auf das Zimmer ſeiner Schweſter geeilt, aber jetzt war es ihm, als wenn ſein Herz unter einer tödtlichen Kålte plötzlich erſtarrte, und unfåhig, ihr die zugedachten Beweiſe unvergånglicher Zårtlichkeit zu geben, zog er vielmehr die ſchon nach ihr ausgebreiteten Arme wieder zurück, und blieb betroffen an der Thür ſtehen. Sie hingegen hatte kaum den geliebten Bruder erkannt, als ſie auf ihn zueilte, und er mußte es ſich nun, ſo ſehr ſich auch ſein Inneres dagegen ſtråubte, gefallen laſſen, von ihr umarmt und geküßt zu werden. Sie brach ſodann in bittere Klagen über ihre Lage aus, die Ludwig ſchweigend anhörte, denn was håtte er ihr darauf ſagen können, das nicht ein Vorwurf

geweſen wäre? „Einer ſolchen Schweſter, dachte er, darf ſich ein Bruder ſchämen,“ und er brauchte einen Vorwand, um fortzueilen, und zu überlegen, was weiter zu thun ſey.

Kaum hatte man es in der Stadt erfahren, daß der Hauptmann Soltau angelangt ſey: ſo beeiferten ſich auch alle, welche ihn von ſeiner Jugend her kannten, ihm Ehre zu erweiſen, und es vergieng während ſeines Aufenthalts in dieſer Stadt kein Tag, an welchem nicht irgendwo ihm zu Ehren ein Gaſtmahl angeſtellt worden wäre. Er erkundigte ſich indeſſen nach Bärbchen, die einſt ſein Vater ſo geliebt hatte, und er erfuhr, daß ſie an einen Bäcker verheurathet ſey, deſſen Waaren ſehr ſtark geſucht würden, weil man wiſſe, daß es bey ihm ungemein reinlich zugehe. „Der Mann, hieß es, lebt in großem Wohlſtande, und daran hatte ſeine Gattin nicht wenig Theil.“ Soltau

überzeugte ſich durch einen Beſuch, den er bey Bärbchen abſtattete, ſelbſt von der Wahrheit dieſer Ausſage, und mit ihrer Hülfe gelangte er endlich auch in Anſehung ſeiner Schweſter zu einem Entſchluſſe.

Es lebte eine bejahrte Wittwe mit ihren zwey Töchtern in einem Hauſe, welches ihr Eigenthum war, und ſie galt mit ihnen für ein Muſter von Ordnung und Reinlichkeit. Bey ihr miethete Soltau auf Bärbchens Rath ein Zimmer für ſeine Schweſter, welches auf ſeine Koſten mit neuen und geſchmackvollen Mobilien verſehen wurde. Seine Schweſter mußte — denn er hatte ihr nunmehro ſeine Meynung rund heraus geſagt, und ihr wiſſen laſſen, daß ſie ſich nur unter der Bedingung ſeiner künftigen Unterſtützung zu erfreuen haben ſollte, wenn ſie ſich den Einrichtungen, die er zu treffen für nöthig fände, folgſam unterwürfe — alle ihre Lumpen ablegen, ſie in den Fluß, an wel=

chem die Stadt lag, werfen, und ihren ganzen Körper auf das ſorgfältigſte reinigen. Hierauf gab er ihr mehrere ganz neue Kleider, und führte ſie ſelbſt in ihre neue Wohnung. Da aber dieſe bald der vorigen ähnlich geweſen ſeyn würde, wenn die Sorge, ſie in einem guten Zuſtande zu erhalten, Hannchen überlaſſen worden wäre: ſo erhielt die Wirthin den Auftrag, für Hannchen zu kochen, und ihre Wäſche, Kleider und Wohnung zu reinigen, und er ſtand für alle Koſten. Hannchen wurde dabey freylich als ein unmündiges Kind, dem man nicht das geringſte anvertrauen kann, behandelt, aber wurde man nicht durch ihre Aufführung in allen Lagen ihres Lebens zu einem ſolchen Verfahren berechtiget?

Nachdem der edelmüthige Bruder auf dieſe Weiſe ſeine Schweſter ſelbſt ihrem Elend entriſſen, und für ihren künftigen Unterhalt geſorgt hatte: ſo ließ er auch ihre beyden

Kinder, denen der alte Großvater eine, wenn auch nicht feine, doch anſtändige Erziehung gegeben hatte, aus dem Würtembergiſchen zu ſich kommen. Das älteſte, eine Tochter von nunmehr achtzehn Jahren, verheurathete er an den Verwalter des Herrn von Kloſterfeld. Das jüngſte, einen Sohn, nahm er mit ſich, ſorgte für ſeine weitere Ausbildung, und machte im Oeſtreichiſchen Militär ſein Glück.

Mit dem Herrn von Kloſterfeld, mit welchem er als Jüngling ſo unzufrieden geweſen war, weil er ihn am Wilhelmstage in der Schule ſo ſehr beſchimpft hatte, lebte er jetzt in größter Vertraulichkeit. Beyde erinnerten ſich jetzt nicht ohne ein inniges Vergnügen zu empfinden, an jene Scene, und Soltau geſtand es dem Herrn von Kloſterfeld freymüthig, daß er ohne dieſe, für ihn einſt ſo ſchmerzliche Zurechtweiſung vielleicht nie ein brauchbarer Mann, für die

Welt geworden ſeyn würde. So plauderten ſie zuſammen bey einem Glaſe Tokayer *), als ſich die Thür öffnete, und ein kaiſerlicher Kourier hereintrat. Dieſer überreichte dem Hauptmann Soltau nicht nur ſeine Beſtallung als Oberſter in Oeſtreichiſchen Dienſten ſondern auch einen Orden, welchen ihm ſein neuer Gebieter zur Belohnung ſeines Verhaltens bey Hohenlinden zu tragen befahl. Dem überraſchten Soltau traten die Thränen in die Augen, und er ſchwur im Stillen ſeinem gnädigen Kaiſer unverbrüchliche Treue. Als er ſich von ſeinem ſüßen Staunen erholt hatte da griff er mit Kloſterfeld nach dem vollen Glaſe; hoch ſtießen ſie an, daß es lieblich erklirrte, und mit begeiſterter Lippe riefen ſie: „es lebe der Wilhelmstag!“

*) Tokay, eine Stadt in Ungarn, bey welcher der beſte Tokayerwein wächſt.

9.

Bedachtſamkeit. Leichtſinn. Muthwille. Nachläſſigkeit.

Julius Palm, mein Neffe, beſuchte mich einſt von der Univerſität aus, auf welcher er ſtudirte. Ich liebte den Jüngling von jeher, nicht blos wegen ſeiner — warum ſollt' ich's nicht ſagen? — ſchönen äußern Bildung, ſondern auch weil ich bey einem unverdorbenen, dem Guten ergebenen Herzen und bey feinen Sitten ſeltene Verſtandeskräfte in ihm wahr nahm, von welchen ich, wenn ſein Fleiß in der Ausbildung derſelben anhielt, mir ſchmeicheln durfte, daß einſt für die Welt viel Gewinn daraus hervorgehen würde. Es war mir daher eine Freude, als ich ihn nach einer Entbehrung von vielen Jahren endlich einmal unter meinem Dache ſah, und ihn an mein Herz drükken konnte. Er kam diesmal nicht allein,

ſondern er brachte den Freund und Geſpielen ſeiner Jugend, mit welchem er auf der Akademie ein und daſſelbe Zimmer bewohnte, den freundlichen Horſt mit ſich.

Ich war längſt begierig geweſen, dieſen Menſchen, von deſſen Lobe alle Briefe, die ich von Julius erhielt, voll waren, kennen zu lernen. Ich überzeugte mich bald, daß er nicht zu partheiiſch von ihm geurtheilt hatte. Er war ein froher, aufgeweckter Menſch, aus dem eine Menge der ſchönſten Kenntniſſe hervorglänzte, und der mit der innigſten Liebe an meinen Neffen hieng. Die wenigen Wochen, welche mir im Umgange dieſer beyden Jünglinge verfloſſen, werden ſtets unter die ſchönſten gehören, welche ich verlebte.

So groß aber auch meine Liebe zu meinem Neffen war: ſo glaube man doch nicht, daß ſie mich gegen ſeine Fehler blind machte. Züge von Bosheit hatte ich — das geſtehe

ich aufrichtig — nie an ihm bemerkt, aber in ſeinen Knabenjahren hatte er doch Fehler gezeigt, die mich für ſeine Tugend und für ſein Glück in der Zukunft beſorgt gemacht haben würden, wenn ſie nicht glücklicher Weiſe von der Art geweſen wären, welche in dem zunehmenden Alter des Menſchen ſelbſt ihren größten Gegner finden. Als Knabe war er mir ungewöhnlich leichtſinnig und muthwillig erſchienen, und man wird aus folgenden Belegen ſehen, daß dieſes Urtheil über ihn nicht zu hart war.

Wenn Julius bey einem ſeiner jungen Freunde ein neues Spielzeug ſah: ſo bat er ſeine Eltern ſo lange, bis ſie es ihm auch kauften. Darüber hatte er nun zwar jedesmal den erſten Tag nach dem Empfange deſſelben eine große Freude, aber ſobald als es den Reiz der Neuheit verlohren hatte: ſo wurde es von ihm in allen Winkeln des Zimmers herumgeworfen, bis es völlig zu Grunde

gerichtet war, und weggeworfen werden mußte. Wenn ihn ſeine Eltern wegſchickten, um etwas aus dem Kaufmannsladen zu holen: ſo brachte er, weil er nicht genug auf das hörte, was ihm geſagt wurde, bald etwas ganz anderes, bald eine größere oder geringere Quantität, als er hatte bringen ſollen, und ſo ſehr es ihn auch jedesmal ſchmerzte, wenn er zum Kaufmann zurückwandern, und das wirklich Verlangte bringen ſollte, ſo war er doch das nächſte Mal nicht bedachtſamer. Man mochte ihm ferner im Winter, wo man die wohlthätige Wärme im Zimmer ſo eifrig zu erhalten bemüht iſt, noch ſo dringend anbefehlen, daß er die Thür zumachen ſollte — er ließ ſie gewiß jedesmal, wenn er aus der Stube gieng, oder in dieſelbe trat, offen ſtehen, und die Seinigen mußten gleichſam ſeine Bedienten machen, und ſie hinter ihm verſchließen. Wo er etwas gebraucht hatte, da ließ er es, ob er gleich

häufige Verweiſe deswegen erhielt, liegen, und wenn ſeine Mutter wollte, daß es aus dem Wege kommen ſollte: ſo mußte ſie ſich dazu bequemen, es ſelbſt bey Seite zu ſchaffen. Es war ihm anempfohlen worden, ſich am Mittage, an welchem ſein ſchwacher, kraftloſer Großvater ein Schläfchen zu machen pflegte, ruhig zu verhalten; demungeachtet machte er ein ſolches Getöſe, daß wohl, wie man zu ſagen pflegt, ein Todter hätte aufwachen müſſen, und ſelbſt Strafen brachten ihn nur auf Augenblicke zur Ruhe. Wenn er zu irgend jemand kommen ſollte: ſo vergaß er immer die Stunde, zu welcher man ihn beſtellt hatte, und wenn er einmal bey einem ſeiner jungen Freunde war: ſo dachte er wiederum nicht an die Rückkehr nach Hauſe, und es mußten ihm öfters Boten geſendet werden, wenn man wollte, daß er ſeine Stunden nicht verſäumen ſollte. Von zehn Arbeiten, welche ihm aufgegeben wur-

den, machte er kaum mehr als eine, und ob ihm gleich der Nutzen derſelben hätte einleuchten ſollen, und ſelbſt wenn er mit dem ernſthafteſten Geſchäft zu thun hatte: ſo konnte ein Wagen, der vor dem Fenſter vorbeyrollte, das Geräuſch einer Maus, einer Fliege, die ſich vor ihm auf das Buch ſetzte, ihn Stunden lang zerſtreuen, und anſtatt zu leſen oder zu ſchreiben, ſah man ihn dann müßig ſitzen, oder ſpielen.

So wie alles dieſes von einem nicht geringen Leichtſinn zeugte, ſo ließ er es auch nicht an Beweiſen ſeines Muthwillens fehlen. Wenn er nach einem Regentage an einen Ort kam, an welchem ſich das Waſſer geſammelt hatte, ohne ablaufen zu können: ſo nahm er nicht etwa, um im Trocknen zu bleiben, einen Umweg, ſondern er wadete gerade zu durch die Pfütze durch, und richtete die weißen Strümpfe, die ihm ſeine Mutter erſt am Morgen gegeben hatte, auf einmal zu

Grunde. Sah er auf der Straße einen gro= ßen Hund: ſo gieng er, ob ihn gleich ſchon mehrere gebiſſen hatten, nicht eher von ihm hinweg, als bis er auf ſeinem Rücken geſeſ= ſen hatte, und von ihm eine Strecke weit getragen worden war. Ich ſah ihn einſt über einen ſehr ſchmalen hölzernen Steg, der über den Fluß vor der Stadt führte, in vol= lem Gallopp hinüberrennen, während ſeine Spielkammeraden ſelbſt verwundert am Ufer ſtanden, und dieſes Schauſpiel nicht nach= zuahmen wagten. Oefters kam er mit Klei= dern, die im höchſten Grade mit Schmutz bedeckt waren, und wenn man ſich dann er= kundigte, wo er geweſen war: ſo erfuhr man am Ende, daß er draußen auf dem Berge geweſen ſey, und ſich damit, daß er ſich denſelben hinabgewälzt, die Zeit vertrieben habe. Solcher Dinge hatte ich noch mehrere von ihm geſehen, und wenn ihnen gleich nichts weiter, als Unbeſonnenheit zum

Grunde lag: ſo waren ſie mir doch eine nichts weniger, als angenehme Erſcheinung, und ich erſuchte ſeine Eltern, ſich aus allen Kräften zu bemühen, ihn davon zu entwöhnen.

Julius hatte, ſeit ich ihn nicht geſehen hatte, an Jahren zugenommen, ſollte nicht auch ſeine Bedachtſamkeit größer geworden ſeyn? — So fragte ich mich ſelbſt, und beſchloß, ihn genau zu beobachten. Ich bin ihm das Geſtändniß ſchuldig, daß ich manche ſchöne Züge an ihm entdeckte, die mir vorher unbekannt geblieben waren, und die ich nimmer an ihm zu finden geglaubt hätte, aber, was ich ahndete, das fand ich auch nur zu ſehr beſtättiget, ſein Leichtſinn, ſein jugendlicher Muthwille hatten ihn noch nicht ganz verlaſſen.

Er hatte einen ſchönen Pudel, ein gutes, treues Thier, aber ich hatte oft Urſache, das Schickſal deſſelben zu bedauern. Julius

dachte — wie uns ſelbſt ſein Freund geſtand — ſelten daran, ihm ſein Futter zu geben, und der arme Hund håtte verhungern můſſen, wenn ſich nicht Horſt ſeiner angenommen håtte. Unter allen Zůgen ſeines Leichtſinns war mir dieſer der unangenehmſte, denn nach meinen Begriffen iſt es eine wahre Grauſamkeit, ſich Thiere zu halten, und ſich Dienſte von ihnen leiſten zu laſſen, ohne ihnen das verdiente Futter zu reichen. Julius hatte ferner eine ſchöne Uhr, um die ich ihn faſt beneidet håtte, aber ſie hieng ganze Monate an der Wand, ohne von ihm ein einziges Mal aufgezogen zu werden, und das konnte doch in der That kein Gewinn fůr ſie ſeyn. Wenn der Friſeur kam, um ihn zu kråuſeln: ſo verdroß ihn die Můhe, den Pudermantel anzuziehen, und auf mehreren ſeiner beſſern Kleidungsſtůcke lag der Puder in dicken Haufen. Wenn der Tiſch, an welchen er ſich ſetzte, beſtåubt war: ſo wiſchte

er ihm mit den erſten, beſten Dinge, das ihm in die Hand fiel, und wenn es ſein eigener Rockzipfel geweſen wäre, ab. Er hatte in der Stadt, in welcher ich lebte, viele Bekannte, und es war alſo ſeine Schuldigkeit ihnen ſeine Aufwartung zu machen. Er wollte das auch, aber er verſchob es von einem Tage zum andern, bis es zu ſpät war und ganz unterbleiben mußte.

Er neckte andere, wo er nur konnte. Bald verſteckte er Horſten den Huth, bald meiner Frau einen Topf oder das Nadelkiſſen, und hatte dann ſeine Freude, wenn ſie darnach ſuchten. Sobald er aber merkte, daß ihnen das Suchen beſchwerlich wurde: ſo gab er ihnen das Verſteckte freywillig wieder, und das deutete mir zur Genüge an, daß er keine böſen Abſichten dabey gehabt hatte. Er hatte, wie Horſt erzählte, wenn eine Anzahl Studierender auf ſeinem Zimmer verſammelt geweſen war, oft heimlich einen

angezündeten Schwärmer unter ihre Füße gelegt, und herzlich gelacht, wenn ſie, ſobald er losgieng, plötzlich aus einander gefahren waren. In müßigen Stunden neckte er den ſtilleren Horſt ſo lange, bis dieſer ſich dazu verſtehen mußte, ſich mit ihm zu balgen. Wenn wir auf einem Spaziergange an einen Graben kamen: ſo gieng er niemals wie wir, über die kleine Brücke, die darüber führte, ſondern er ſprang über ihn hinweg, und fiel dabey nicht ſelten in das darin befindliche Waſſer, ſo daß es hoch über ihm zuſammenſpritzte.

Das nächſte Mal, da wir allein waren, nahm ich daher Gelegenheit, ihm dieſen Leichtſinn und Muthwillen zu verweiſen. Er wollte, wie es bey jungen Leuten oft der Fall iſt, nichts auf ſich kommen laſſen, und ſagte daher:

„Lieber Onkel, Sie machen mir meinen Leichtſinn zum Vorwurf. Gleichwohl weiß

ich, daß er oft für eine rühmliche Eigenſchaft angeſehen wird.“

Ich. Du irrſt. Leichter Sinn, d. i. ſolche Geſinnungen, welche ſich über Unfälle des Lebens bald erheben, und die mannichfaltigen Freuden, die dabey noch immer Statt finden können, nicht vergeſſen, muß man allerdings jedem, der ihm beſitzt, als etwas Rühmliches anrechnen, aber Leichtſinn iſt und bleibt ein Fehler. Der Leichſinnige nehmlich widmet den Dingen, mit welchen er umgeht, entweder gar kein Nachdenken, oder er überlegt ſie nicht von allen Seiten, weil er ſie für minder wichtig anſieht, als ſie ſind. Er handelt alſo in den Tag hinein, ſein ganzes Wirken bleibt dem Zufalle überlaſſen, und an eine feſte Regel in ſeinen Handlungen iſt nicht zu denken. Die Fakkel der Vernunft kann, wie das bey Dir gefunden wird, licht und herrlich in ihm

brennen, aber ſie leuchtet ihm nicht auf ſei=nen Wegen.

Er. Aber es giebt keinen Menſchen, der ſeine Vernunft vollkommen ſo brauchte, wie er ſie brauchen ſollte. Auf dieſe Weiſe ſind ſie alle leichtſinnig.

Ich. In einzelnen Fällen des Lebens mag ein jeder ſich haben Leichtſinn zu Schul=den kommen laſſen, aber nur muß ſich der=ſelbe nicht auf alles, was er vornimmt, er=ſtrecken. Ueberdies gebrauchen viele Men=ſchen bey ihren Handlungen wirklich die Ver=nunft, und fallen in Irrthum, aber der Leichtſinnige will ſeine Vernunft nicht ge=brauchen, weil ihm das Nachdenken Mühe verurſacht. In der Regel ſind es nur Kin=der, an welchen man Leichtſinn bemerkt, weil dieſe entweder noch nicht denken können, oder weil dieſe noch zu wenig Leichtigkeit im Den=ken haben, und daher die Beſchwerden, wel=che es ihnen verurſacht, ſcheuen. Aber

wozu wäre denn die Erziehung, wenn nicht dazu, daß Kinder allmählig zum Gebrauche der Vernunft geführt werden ſollen? Der Erwachſene ſoll ſich vom Kinde dadurch unterſcheiden, daß er keine kindiſchen Eigenſchaften an ſich zeigt. Ich fürchte, mein guter Julius, daß Urtheil, daß Du in Deinem Betragen noch ein wahres Kind ſey'ſt, möge gar häufig über Dich gefällt werden, und wehe Dir, wenn Deines Gleichen Dich auch behandeln, wie ein Kind! Du würdeſt dann Grund genug haben, Deinen Leichtſinn abzulegen, der es allein iſt, welcher Dich dem Kinde ähnlich macht, und Dich der männlichen Bedachtſamkeit, die, ehe ſie etwas thut, erſt überlegt, was, wie und wozu ſie es thun will, zu befleißigen.

Er. Ich glaube nicht, daß man ſo übel von mir urtheilen wird. Wenn es aber auch ſeyn ſollte: ſo wird man mich

doch wenigſtens für keinen böſen Menſchen halten können.

Ich. Behüte mich und alle andere der Himmel, in meinen Julius nur die geringſte Anlage zur Bosheit zu ahnden! Nein, Dein Herz ſchlägt für das Gute, und erwirbt ſich die Achtung jedes Unbefangenen. Aber bergen kann ich Dir es auch nicht, daß Dich Dein Leichtſinn in mancherley Rückſicht dem größten Böſewicht gleichſtellt.

Er. Sie ſagen mir etwas, das mich zittern macht, ob ich es gleich nicht begreife.

Ich. Ich will Dir den Schlüſſel dazu geben. Erſtlich ſind die Wirkungen des Leichtſinns denen der Bosheit häufig vollkommen gleich. Derjenige, welcher mit dem Feuer leichtſinnig umgeht, kann ſo gut Häuſer und ganze Städte im Brand ſtecken, als der Mordbrenner, welcher ſie mit Vorſatz anzündet. Durch Deinen Leichtſinn fügſt Du Dir ſowohl, als andern den nehm=

lichen Schaden zu, als wenn Du wirklich böſe, ſträfliche Abſichten dabey gehabt hätteſt. Zweytens denke dabey an das Urtheil der Menge. In den Augen derſelben giltſt Du nach einer auffallend ſchädlichen Handlung wirklich für einen Böſewicht, denn ſie iſt es gewohnt, von dem äußeren Schein zu urtheilen, und dabey das Herz deſſen, von welchem ſie kam, keines Rückblickes zu würdigen. Du kannſt überzeugt ſeyn, daß ein großer Theil von denen, die uns die Geſchichte als Böſewichte nennt, und die das Gerücht noch heutiges Tages mit dieſem entſetzlichen Namen ſtempelt, nichts weiter, als Leichtſinnige waren, welche aber durch ihre eigne Aufführung dies Urtheil veranlaßten, und daher nicht weniger ſich ſelbſt, als die Härte ihrer Nebenmenſchen anzuklagen haben.

Er. Das iſt eine ſehr wahre Bemerkung, die meiner Aufmerkſamkeit zeither

entgangen iſt. Sie ſollen aus meinem künftigen Betragen erſehen, daß ſie dieſelbe nicht vergeblich machten.

Ich. Deine Aenderung in dieſem Stücke wird mir große Freude machen. Dein eigener Vortheil nöthigt Dich zu derſelben. Durch Deinen Leichtſinn ſetzeſt Du unabläſſig Dein Leben, Deine Geſundheit, Dein Glück, Deine Ehre den größten Gefahren aus, die Du doch ſo gut, wie andere, vermeiden kannſt. Auf Deine Geſchäfte, die nie von ſo großer Wichtigkeit ſeyn konnten, als jetzt, wo Du im Begriff biſt, ein Menſch im vollſten Sinne des Worts, und alſo ein gebildeter Menſch, ein edler Menſch, ein brauchbarer Menſch zu werden, muß er den nachtheiligſten Einfluß äußern. Er muß Dich nehmlich vorzüglich zur Nachläſſigkeit verleiten, welche darin beſteht, daß Du ſie nicht nur mit einem geringern Aufwand von Geiſtes- und Körperkraft betreibſt, als ſie

erfordern, ſondern auch gegen den Ort und die Zeit, wo und wenn ſie verrichtet werden, die größte Gleichgültigkeit äußerſt. Ein nachläſſig abgethanes Geſchäft aber iſt nur ein halbverrichtetes, und erfordert, wenn es von Werth und Nutzen ſeyn ſoll, entweder eine unausgeſetzte Nachhülfe, oder muß noch einmal gethan werden. Für andere wirſt Du, ſo lange Du leichtſinnig biſt, eher ſchädlich als wohlthätig ſeyn, und wenn Du ja zuweilen einen Beytrag zum Wohlergehen anderer lieferſt: ſo hüte Dich ja, Dir ihn hoch anzurechnen. Der Zufall hat ihn geliefert, nicht Du, der die Lage des Bruders nicht einmal zu Herzen nahm, geſchweige auf Mittel dachte, die eine Beſſerung derſelben bewerkſtelligen konnten.

Er. Was die mir vorgerückte Nachläſſigkeit betrift, ſo darf ich ſie freylich nicht läugnen. Sie möchten es mir ſonſt vorhalten, daß ich Ihnen die wichtigſten und er=

ſehnteſten Antworten auf ihre Briefe ſchuldig geblieben bin, und Ihre Ungedult auf harte Proben ſtellte.

Ich. Ich ſchweige gern davon, weil Du das Unrecht, das darin liegt, ſelbſt fühlſt.

Er. Es iſt wahr, meine Nachläſſigkeit hierin war unglaublich groß, aber — wenn Sie etwa glauben ſollten, daß ein wirklicher Mangel an Liebe gegen Sie dabey zum Grunde gelegen hätte —

Ich. Das glaube ich nicht. Aber Schade nur, daß Dein Leichtſinn dieſe Liebe ganz unwirkſam machte. Sie war ſo gut, wie gar nicht vorhanden, und wenn ich Dich nicht beſſer kennte, und mich in meinem Urtheil an die Menge anſchließen wollte: ſo könnte ich Dich Deinem Betragen zufolge für einen höchſt liebloſen Menſchen halten. Wenn ich nun hinzuſetze, daß Deine Nachläſſigkeit, die mich von einem Poſttage zum

andern vergebens auf einen Brief hoffen ließ, mich nicht nur in große Verlegenheit, ſondern in wirklichen Schaden brachte: ſo ſiehſt Du, wohin ſie führt. Die Ablegung Deines Leichtſinns wird auch die Verbannung dieſes Fehlers zur Folge haben. Mit ihm wird auch zugleich noch ein anderer wegfallen, der nicht weniger kindiſch, und nur eine beſondere Art des Leichtſinns iſt.

Er. Welchen meinen Sie?

Ich. Deinen Muthwillen. Der Menſch ſoll das wollen, was ſeine Vernunft billigt; wenn man aber nur ſolche Dinge vornimmt, welche froher, heiterer Sinn ohne Zuziehung der Vernunft anräth — denn darin beſteht der Muthwille — ſo macht man ſich, wie Du leicht ſiehſt, von ſeiner blinden Sinnlichkeit abhängig und wird auf's neue ein Spiel des Zufalles, dem man, wenn man ihn nicht immer beherrſchen kann, doch den möglichſt geringſten Einfluß auf ſich geſtat=

ten ſollte. Dieſem Zufalle giebſt Du aber mit Deinem Muthwillen Dich und alle diejenigen, an denen Du ihn auslåſſeſt, unaufhörlich Preis, und ſtellſt alſo Dich und ſie jeden Augenblick einer Menge der gefährlichſten Folgen blos, denen Du, wenn ſie eintreffen, eben weil Deine Ueberlegung auf keine Weiſe dabey wirkt, nicht entgehen kannſt. Jedesmal, wenn Du über einen Graben ſpringſt, iſt ein Beinbruch ein Uebel, welches über Dir ſchwebt; jedesmal, wenn Du einen Schwärmer in eine Verſammlung wirfſt, ſind Schrecken, Verſengung, Feuersgefahr in ſeinem Gefolge. Die Noth treibt uns wohl ohnedies öfters zu Handlungen, mit denen Gefahr verbunden iſt, warum wollten wir dieſelben ohne Noth vermehren?

Jetzt zeigte ſich mir meines Neffen weiches Herz. Er flog mit feuchtem Auge an meine Bruſt, und ſchwur mir, daß ich in

Zukunft gewiß mit ſeinem Betragen zufrieden ſeyn ſollte. Dies gefiel mir, aber ich blieb mißtrauiſch, denn ich wußte, daß der Leichtſinnige mit allem, und alſo auch mit ſeinen feyerlichſten Verſprechungen ſpielt, weil er nicht gewohnt iſt, ihnen den hohen Grad von Wichtigkeit beyzulegen, welchen ſie in den Augen des Bedachtſamern haben müſſen. Vielleicht tadelt man dieſes Mißtrauen, aber ich halte es immer für beſſer, zu wenig, als zu viel von einem Menſchen zu erwarten; denn in dem letztern Falle ſetzt man ihn in offenbare Verlegenheit, und erfüllt ſich ſelbſt nach getäuſchten Hoffnungen mit einem Unwillen gegen ihn, welchen er nicht verdient hat; im erſtern Falle hingegen knüpft jede angenehme Ueberraſchung, womit er uns erfreut, die Bande der Liebe zwiſchen uns und ihm feſter, unauflöslicher.

Es war gut, daß ich auf ſein Verſprechen nicht zuviel Gewicht gelegt hatte. Wie-

viel Urſache zu den bitterſten Klagen, würde ich ſonſt gehabt haben! Schon einige Tage nach obiger Unterhaltung zeigte ſich ſein Leichtſinn auf's neue. Es war bey der Abreiſe. Ob ich ihn gleich bey'm Packen ſeines Reiſekoffers erſuchte, alles, was er mitgebracht, zu überdenken, ob ich ihn gleich an mehrere ſeiner Habſeligkeiten namentlich erinnerte: ſo fand ich doch, als er ſich mit Horſt aus meinen Armen entfernt hatte, daß mehrere ſeiner Effekten von der größten Wichtigkeit, und vorzüglich auch gewiſſe Papiere, die auf der Reiſe ſelbſt faſt unentbehrlich ſeyn mußten, zurückgeblieben waren. Auch die Briefe, welche ihm Freunde zur Beſorgung anvertraut hatten, lagen noch alle bey mir. Ich ſah mich genöthiget, ihm das alles, von einem ſehr mißbilligenden Schreiben begleitet, auf der Poſt nachzuſenden.

Könnt' ich nun einen Zeitraum von einem Jahre aus dem Leben meines Neffen ganz

ausſtreichen! Ach, es würde beſſer ſeyn, wenn er ihn nicht gelebt hätte! Julius fand nach ſeiner Rückkehr auf die Akademie neue Freunde, welchen er ſich, nie gewohnt zu prüfen und ſeine Schritte zu überlegen, ohne Rückhalt hingab. Er war in ſchlechte Hände gefallen. Es waren träge, aus- ſchweifende, liederliche Jünglinge, es wa- ren die Hefen aller Studirenden, zu wel- chen er ſich geſellt hatte. Keiner Akademie fehlt es an ſolchen Wüſtlingen, die ihre Schande, das Verderben der Eltern, und der Schimpf aller ihrer Angehörigen ſind, aber nicht eine einzige hat noch ein allgemei- nes Mittel ausfindig gemacht, junge, uner- fahrene und ſchuldloſe Herzen vor dem Gifte ihrer Verführung zu ſichern. Möchte ich daher allen denen meiner jungen Leſer, die einſt Akademien zu beſuchen entſchloſſen ſind, die Regel mit ehernen Buchſtaben in's Herz niederlegen können: prüfe als Studirender

jeden, der ſich dir zum Freunde anbietet, genau, ehe Du ihm Dein Vertrauen ſchenkſt, und in dem Augenblicke, da Du findeſt, daß er Dich zu dem, was Schande bringt, verleiten will, erinnere Dich an Deinen alten Vater, wie er mit Thränen im Auge, und mit ausgeſtreckten Armen Dir noch bey'm Abſchiede nachrief: „Sohn, Du biſt mir ſauer geworden! Werde dafür die Freude und die Ehre meines Alters!“ Wenn ihn dieſes Bild in ſeiner Seele nicht auf dem rechten Pfade erhält: ſo verdiente er es nicht, daß eine Mutter ihn unter'm Herzen trug, und muß ohne Erbarmen ſeinem Schickſal überlaſſen werden.

Horſt hatte dem leichtſinnigen Julius die neuen Freunde, mit denen er umgieng, der Wahrheit gemäß geſchildert, aber ſeine Vorſtellungen hatten weiter keinen Erfolg, als daß er, weil er glaubte, er wolle ſeine Freundſchaft und Zuneigung allein

beſitzen, verſchloſſener und zurückhaltender gegen ihn wurde. Julius verlohr nun den Zweck ſeines akademiſchen Lebens ganz aus dem Auge und haſchte nur nach ſinnlichem Vergnügen. Da hierzu das Geld, welches er von Hauſe erhielt, nicht ausreichte: ſo ließ er ſich zum Spiel verleiten, und da er in demſelben verlohr: ſo verkaufte oder verpfändete er nach und nach ſeine Kleider, ſeine Bücher, ſein Bette, bis ihm nichts mehr übrig war, als der alte, abgetragene Rock, den er auf dem Leibe trug. Jetzt erſt im Abgrunde ſeines Elends giengen ihm die Augen auf. Unter allen Uebeln, welche in Menge auf ihn ſtürmten, war ihm keines ſchmerzlicher, als der ſchlechte Ruf, in welchem er ſtand, indem es ihm nur allzuwohl bekannt war, daß ſeine Lehrer ſowohl, als jeder rechtliche Mann ihn unter die Zahl der Liederlichen und Taugenichtſe zu zählen pflegten.

Auf mein Zureden erbarmten ſich endlich ſeine Eltern, die lange gegen ſeine Klagen und Verheißungen taub geweſen waren, ſeines Elendes. Sein Vater kam zu ihm; er bezahlte ſeine Schulden, kaufte ihm neue Kleider und neue Bücher, und ſetzte ihn überhaupt wieder in eine äußere Verfaſſung, welche ſeine innere Ruhe ſicherte. Auch die Freundſchaft mit Horſt, die er ſelbſt abgebrochen hatte, wurde wieder hergeſtellt, und Julius hieng jetzt feſter und inniger an dem liebenswürdigen Manne, der großmüthig Beleidigungen überſah, und überall ſo geachtet war, daß der Umgang mit ihm nach und nach die Gemüther auch mit dem jungen Palm ausſöhnte. Mit verdoppeltem Eifer lag er nun den Wiſſenſchaften ob, und ich würde ſagen, daß er dadurch das Verſäumte glücklich nachholte, wenn es ſich in der Selbſtbildung nachholen ließe.

Ob er aber von ſeinen Fehlern vollkom-

men geheilt war, darüber wird man am be=
ſten urtheilen, wenn man mich weiter hört.
Es war im tiefen Winter, als er eine Reiſe
nach Dresden unternahm, um die zahlrei=
chen Schätze alter und neuer Wiſſenſchaft
und Kunſt, die in dieſer Reſidenz eines der
trefflichſten Fürſten aufbewahrt werden, in
Augenſchein zu nehmen. Nun muß ich vor=
her erinnern, daß Horſt in Dresden eine
Schweſter hatte, die er innig liebte, und
mit der auch Julius, da ſie mehrere Male
ihren Bruder auf der Akademie beſucht hatte,
ziemlich bekannt geworden war.

Am Abend vor ſeiner Abreiſe kömmt Horſt
zu ihm, und fragt: „Brüderchen, biſt Du
bey Gelde?“

„Ich habe mehr, als ich brauchen wer=
de,“ war die Antwort.

Horſt. Nun wohl, höre mich! Ich
habe in Dresden einen harten Gläubiger,
dem ich ſeit einigen Jahren zwanzig Thaler

ſchuldig bin. Du weißt, ich bin arm, und ich habe eine ſolche Summe noch nicht erübrigen können. Darauf nimmt aber der Mann keine Rückſicht. Er hat mir jetzt, nachdem er mich mit unfrankirten Briefen beſtürmt und gequält hat, den letzten Termin geſetzt, und halte ich dieſen nicht ein: ſo macht er unſer Verhältniß in den öffentlichen Blättern bekannt, und ſchändet mich vor aller Welt. O Gott! wenn das geſchehen ſollte — alles Glück, alle Lebensfreuden wären für mich dahin. Und es geſchieht gewiß, wenn Du Dich anders nicht in's Mittel ſchlägſt. Denn ich habe das Geld jetzt ſo wenig, als vorher, und die unerbittliche Strenge meines Gläubigers kenne ich am beſten.

Julius. Keinen Kummer, mein Lieber! Ich bezahle für Dich.

Horſt. Du wälzeſt eine Laſt von meinem Herzen! Aber meine Bitte iſt noch nicht ganz zu Ende. Die Zahlung ſoll un=

ſerer Uebereinkunft gemäß ſchon in drey Tagen erfolgen.

Julius. Sey ruhig! Es ſoll, wenn ich in Dresden angelangt bin, mein erſtes Geſchäft ſeyn, Dich aus dieſer Verlegenheit zu befreyen.

Horſt. Kann ich mich darauf verlaſſen?

Julius gab ihm die Hand mit den Worten: „ein ehrlicher Mann hält ſein Wort.“ Die beyden Freunde ſchieden nun mit Beweiſen der innigſten Zärtlichkeit von einander.

Julius reiſt ab; er kömmt in Dresden an, ſchließt bald Bekanntſchaften, und wird von einem Vergnügen zum andern fortgezogen. Schon hat er ſich acht Tage daſelbſt herumgetrieben, und — ſein Horſt iſt vergeſſen. Endlich denkt er ſeiner und erſchrickt. Eben will er zu dem Gläubiger, deſſen Wohnung ihm Horſt aufgeſchrieben hatte, hineilen, als einer ſeiner Bekannten eintritt, und ihn einladet, mit ihm auf dem

Teiche im großen Garten *), der mit Eis bedeckt war, auf Schlittſchuhen zu laufen. Er verſchiebt das Geſchäft noch, und geht mit ihm. Mein Neffe war ein ziemlich geſchickter Schlittſchuhlaufer. Das wußte er, und das allzugroße Vertrauen machte ihn leichtſinnig gegen die Gefahr. Es war in der Mitte der unabſehbaren Eisbahn ein Ort, an welchem die Eisrinde ſo dünn war, daß er von allen, die ſich an dieſem Tage beluſtigten, vermieden wurde, weil ſie fürchteten, an demſelben einzubrechen. Warum mußte nur Palm die Vorſicht mangeln, welche alle andre anwendeten? War der Platz, wo er ſich ohne Gefahr vergnügen konnte, nicht groß genug? — Dem ſey wie ihm wolle, der Muthwillige wagt es über den unglücklichen Ort wegzulaufen, weil er

*) Der große, kurfürſtliche Garten in Dresden iſt ein ſehr beliebter Vergnügungsort.

glaubt, ſeine Geſchwindigkeit werde ihn vor alle dem, was für ihn zu beſorgen war, ſchützen. Denen, die dem Wagehals zuſahen, ſtanden die Haare zu Berge. Ach, die Strafe ſeines Muthwillens folgte ihm diesmal auf dem Fuße. Das Eis brach unter ſeinen Füßen, er ſank in die Tiefe hinab, und im heftigen Aufſchlagen ſeines ober Kinnbackens auf eine feſtere Eisſcholle, welche ihm zur Rechten war, verlohr er drey Zähne. Er ſelbſt würde unfehlbar ſeinen Tod in den Fluthen gefunden haben, wenn nicht einige kraftvolle und beherzte Männer herbeygeeilt wären, und ihn gerettet hätten.

Triefend von Waſſer, das in der heftigen Kälte bald an ſeinen Kleidern gefror, mit blutigem Geſicht trug man den Halbtodten Körper nach Hauſe. Zwar wurde er bald durch die Hülfe des herbeygeeilten Arztes wieder zu ſich ſelbſt gebracht, aber der heftige Schrecken, der ihm durch den unſeli-

gen Vorfall verurſacht worden war, zog ihm ein Fieber zu, an welchem er vierzehn Tage hart darnieder lag. Ueberdies verunſtaltete ihn der Verluſt dreyer Vorderzähne, die nicht wenig zur Schönheit unſeres Geſichts beytragen, für die ganze Lebenszeit, und niemals mehr, als wenn der junge Mann ſprach, und man ihm dabey auf den Mund ſah.

Als er das erſte Mal wieder ausgieng: ſo begegnete ihm Horſts Schweſter auf der Straße. „Je, fragt ſie nach den erſten Begrüßungen, was macht denn mein Bruder?“ — „Ihr Bruder? antwortet Palm, der iſt Schauſpieler geworden, und durchſtreicht nun das Land mit einer liederlichen Truppe.“ Er wollte nemlich einen Spaß machen, aber er bedachte nicht, daß er mit einer ſehr leichtgläubigen, und dabey nervenſchwachen Perſon zu thun hatte, ob ihm dieſes gleich aus ältern Vorfällen ähnlicher Art

hätte bekannt ſeyn ſollen. Das arme Mädchen wird von der Schreckenspoſt ſo ſehr ergriffen, daß ſie in Ohnmacht ſinkt. Sie mußte in ein Haus getragen werden, um die nöthige Hülfe zu erhalten. Palm bereut jetzt ſelbſt ſeinen Vorwitz, verläßt ſie einige Stunden lang nicht, und ſucht ihr begreiflich zu machen, daß er ſeinen Scherz mit ihr getrieben habe. Sie ſcheint beruhigt, als er ſie verläßt, aber — ſie ſcheint es nur.

Dieſes Ereigniß hatte übrigens auch ſein Gutes. Es diente nehmlich dazu, ihn an das Verſprechen zu erinnern, welches er ſeinem Freunde bey'm Abſchiede gegeben hatte, und das ganz aus ſeinem Gedächtniß verſchwunden zu ſeyn ſchien. Er gieng endlich hin zu Horſts Gläubiger, und berichtigte die Forderung deſſelben. Der letztere nahm das Geld, ohne ein Wort zu ſagen.

Mein Neffe verließ hierauf Dresden, um die Merkwürdigkeiten der Bergfeſte König=

ſtein*), und den Baſaltfelſen zu Stolpen**) in Augenſchein zu nehmen, und von da einen Verwandten im Erzgebirge zu beſuchen,

*) Königſtein eine Bergfeſte an der Elbe unweit der Stadt Pirna mit einem 900 Ellen tiefen Brunnen, dem berüchtigten großen Weinfaſſe, dem größten nach dem Heidelberger, und verſchiedenen andern Merkwürdigkeiten. Wegen der Höhe und Unzugänglichkeit des Felſen — nur ein einziger durch ihn gehauener Weg führt auf dieſelbe — kann ſie weder erklettert noch beſchoſſen werden. Da auch Feld und Waldung auf dem Felſen ſind: ſo hält es ſelbſt ſchwer ſie auszuhungern.

**) Baſalt ein Geſtein, das meiſtens von ſchwarzer Farbe iſt, und bald in liegenden bald in ſtehenden Säulen, bald in Kugeln u. dgl. erſcheint. Einige glauben, daß es ſeinen Urſprung und ſeine Geſtalt durch das Feuer in Vulkanen, andere, daß es ſie durch das Waſſer erhalten habe. Das Innere der berühmten Fingalshöhle beſteht ans Baſaltſäulen.

der ihn ſchon oft zu ſich eingeladen hatte. Von hieraus ſchrieb er mir, daß er auch mich auf einige Zeit ſehen würde.

Ich freute mich herzlich auf ihn. Er hatte mich von ſeinem Unfalle auf dem Eis unterrichtet, und ich hatte nicht unterlaſſen können, ihm auf's neue Vorſtellungen wegen des Fehlers, von welchem er noch immer nicht geheilt war, zu machen. Ich war eben voller Erwarten, und alles war ſchon auf dem Empfang des lieben Fremden eingerichtet, als mir ein Blatt der Zeitungen, die ich gewöhnlich las, in die Hände fiel, in welchem ich folgende, mich in das größte Schrecken verſetzende Stelle las:

„Oeffentliche Warnung.

„Herr Benjamin Horſt, gebürtig aus Dresden, Student der Rechte zu Leipzig, iſt mir ſeit Jahren eine Summe ſchuldig, die für mich nicht unbeträchtlich iſt. Da nun

alle Bitten und Drohungen bey ihm vergeblich geweſen ſind, und da alle Ausſichten zu dem Meinigen zu gelangen, verſchwinden: ſo glaube ich, beſagten Benjamin Horſt dem Publikum als einen ſchlechten Bezahler anzeigen, und daſſelbe vor ihm warnen zu müſſen.“

Der Gläubiger hatte unter dieſe Anzeige ſeinen Namen, ſeinen Stand und ſeinen Wohnort geſetzt. Mir fiel ſie um ſo mehr auf, da ich Horſts Redlichkeit und Ordnungsliebe zu kennen glaubte. Gewiß mußte hier ein Mißverſtändniß eingetreten ſeyn. Genug, ich konnte mich nicht überreden, daß die Anſchuldigungen des harten Gläubigers ſo ganz gegründet ſeyn ſollten, und nahm den unglücklichen Horſt, deſſen geringe Vermögensumſtände mir übrigens nicht unbekannt waren, ſogleich in Schutz. Ich wünſchte nichts ſehnlicher, als ſeine Entſchuldigung

aus ſeinem eigenen Munde zu hören, und dieſer Wunſch ward mir zwey Tage darauf gewährt, obgleich auf eine Art, die mich nicht erfreuen konnte. Man urtheile von meiner Beſtürzung, als ich von ihm folgenden Brief erhielt:

Ronneburg im Altenburgiſchen.

„Sie werden ſich wundern, mein väterlicher „Freund, daß Sie von mir einen Brief „aus dem Auslande erhalten. Aber ſo „will es mein Unglück. Sollte Ihnen „die öffentliche Warnung vor mir in den „öffentlichen Blättern, die mich im Ange= „ſicht von ganz Deutſchland meiner Ehre „beraubt, und mich an den Pranger ſtellt, „noch nicht zu Geſicht gekommen ſeyn? — „Ach, ich bitte Sie, öffnen Sie die Lip= „pen nicht zu einem Verdammungsurtheil, „bevor Sie mich gehört haben. Die Welt „mag mich verkennen, aber an der Ach=

„tung der Beſſeren lag mir von jeher zu „viel, als daß ich nicht den heftigſten „Widerſtand leiſten ſollte, da, wo man „mir ſie zu entreißen droht. Es iſt wahr, „daß ich meinem Glåubiger ſeit Jahren „die Summe, um welcher willen er mir „den Abgrund des Elends gegraben hat, „ſchuldig bin, wahr, daß er ſie weder „durch Bitten noch durch Drohungen von „mir erpreſſen konnte. Aber die Urſache „davon war nicht ein unredliches Gemůth, „ſondern meine Armuth. Zwanzig Tha„ler ſind fůr mich ein Schatz, den ich „bey aller meiner Thåtigkeit noch nicht „habe erſparen kőnnen. Meine Noth war „auf's hőchſte geſtiegen. Mein Glåubi„ger hatte mir bereits gedroht, mich in „den őffentlichen Blåttern anzuzeigen, „wenn er nicht an einem beſtimmten Tage „ſein Geld erhielte, und um dieſem „Schimpf zu entgehen, blieb mir nichts

„übrig, als einige meiner beſten Bücher
„und Kleidungsſtücke zu verkaufen.

„Ich würde das letztere gethan haben,
„wenn mir nicht Ihr Neffe, Palm, am
„Abend vor ſeiner Reiſe nach Dres=
„den verſprochen hätte, meinen Gläubi=
„ger zu befriedigen. Der Leichtſinnige!
„er hat nicht Wort gehalten. Er iſt's
„der mich in's Unglück geſtürzt hat. Meine
„Ehre, mein guter Name iſt dahin, was
„iſt das Leben nun weiter für mich, als
„eine Marter? — In Sachſen durfte
„ich unter dieſen Umſtänden nicht bleiben;
„jeder Knabe würde auf den Gebrand=
„markten mit Fingern gezeigt, und ge=
„ſagt haben: das iſt der ſchlechte Bezah=
„ler! Ich mußte meinen Verwandten,
„die durch mich beſchimpft ſind, aus dem
„Auge gehen, und ich habe mich daher
„in dieſen kleinen Ort begeben, wo ich
„unter einem fremden Namen lebe. Mein

„Zuſtand iſt ſchrecklich. Ein Herz voll
„Schaam und Harm, Nahrungsſorgen,
„mein Aufenthalt unter Leuten, die mir
„ſo fremd ſind, als ich ihnen, alles ver-
„bittert meine Lage.

„Palm hat mir noch auf eine andere
„Weiſe nicht wenig geſchadet. Er hat
„meine Schweſter berichtet, ich ſey ein
„liederlicher Menſch geworden, und ziehe
„mit einer Truppe Schauſpieler umher.
„Die Leichtgläubige hatte längſt einen
„ſolchen Schritt befürchtet, weil ſie die
„Bedrängniſſe kannte, durch welche ich
„mich hindurchzuarbeiten hatte, und weil
„übelgeſinnte Perſonen voll Verwunde-
„rung, daß mein Vater bey ſeiner großen
„Armuth ſeinen Sohn ſtudieren ließ,
„längſt ſchon ein ſolches Ende meiner
„Mühſeligkeiten vorausgeſagt hatten.
„Zwar hat er ihr nachher dieſes wieder
„auszureden geſucht, aber ſie hat ihm kei-

„nen Glauben beygemeſſen, weil ſie ge-
„meint hat, daß er ihr nur die Wahr-
„heit verhehlen wolle, um ihr Kummer
„zu erſparen, und unglücklicher Weiſe
„muß meine Flucht ſie in ihrem Wahn
„beſtärken. Sie, die mit der innigſten
„Liebe an ihrem Bruder hängt, in wel-
„chem ſie ihren Verſorger zu erblicken ge-
„wohnt war, iſt ſeit dieſer Zeit in eine
„tiefe Schwermuth gefallen, aus welcher
„ſie nichts retten kann, als der Anblick
„ihres Bruders ſelbſt, und die Ueberzeu-
„gung, daß er noch nie aufhörte, den
„Ermahnungen ſeines ſterbenden Vaters
„getreu zu ſeyn. Ach und doch wird ihr
„der eine, wie die andre vom Schickſal
„verſagt!

„Ich hoffe nach dieſer wahrhaften Er-
„zählung meiner Leiden Ihre Verachtung,
„wenn ſie mich ſchon getroffen haben
„ſollte, in Bedauern verwandelt zu ha-

„ben, und bin mit der vollkommenſten „Werthſchätzung u. ſ. w.

Das Schrecken, welches mich bey'm Leſen dieſes Briefs ergriff, war nicht gering. Indeß faßte ich mich doch bald wieder, und begriff, daß von allem meinem Unwillen auf Palm, ſo heftig und ſo gerecht er auch war, der arme Horſt nicht den geringſten Vortheil haben konnte. Ich beſchloß alſo, dieſen ſelbſt ſeinem Elende zu entreißen, wenn dies anders möglich wäre. Zu dem Ende ſchrieb ich einen langen Brief an Horſts Gläubiger, worin ich ihm ſeine Härte und die verderblichen Folgen derſelben für das Glück und die Ehre eines ſo gutgearteten Jünglings zu Gemüthe führte, ihm das Geld, das er von Horſt zu fordern hatte, aus meinen Mitteln beyſchloß, und ihn erſuchte, nach Hintanſetzung ſeines alten Grolls mit mir zur Wiederherſtellung von Horſts

guten Namen mitzuwirken. Ich erließ einen zweyten Brief an Horſts Schweſter, worin ich erklärte, daß ich mit dem Muthwillen meines Neffen durchaus unzufrieden wäre, und ihn deshalb zur Rede ſtellen würde, ihr aber ſelbſt die Verſicherung gab, daß ihr Bruder nie aufgehört habe, ſeiner Pflichten und ſeines ſterbenden Vaters eingedenk zu ſeyn, und daß ich ihn in kurzem als einen glücklichen Mann in ihre Schweſterarme zu führen hoffte. Ich ſchickte einen dritten Brief an Horſt ſelbſt, worin ich ihn mit Beyfügung des nöthigen Reiſegeldes beſchwor, unverzüglich zu mir zu kommen, und ihm Hoffnung machte, daß ſein Schickſal bald eine günſtige Wendung nehmen werde.

Schon mit umgehender Poſt erhielt ich von dem Gläubiger Antwort. Er ſchrieb mir, daß er die bewußte Anzeige nicht in die Zeitung würde haben rücken laſſen, wenn

er es hätte ahnden können, daß das Geld, welches er zu fordern gehabt, ſchon in Dresden für ihn bereit geweſen, und daß die Auszahlung deſſelben nur durch ein Verſehen verzögert worden wäre. Da er es nicht zweymal verlangen könne: ſo ſchicke er mir das Meine zurück. Uebrigens ſey er gern erbötig, zur Ehrenrettung Horſts das Seinige beyzutragen, nur ſetze er dabey voraus, daß ſeine eigne Ehre dabey nicht Schiffbruch leide. Dieſe Bereitwilligkeit des Mannes, das Glück eines Jünglings, von deſſen Kenntniſſen die Welt ſich großen Nutzen verſprechen durfte, von den Gefahren, welche ihm drohten, zu befreyen, war mir ſehr erwünſcht. Ich ſchlug ihm vor, daß er eine neue mit ſeinem Namen unterſchriebene Anzeige in die Zeitungen ſetzen laſſen möchte, die alſo lauten ſollte: „Da Herr Horſt, gebürtig aus Dresden, Student der Rechte, das Geld, welches ich von ihm zu fordern

hatte, zur beſtimmten Zeit eingeſendet hat, die Auszahlung deſſelben aber nur durch ein Mißverſtändniß, woran er keinen Theil hat, verzögert worden iſt: ſo mache ich dieſes, nicht Willens, den guten Namen eines hoffnungsvollen Jünglings zu untergraben, zu ſeiner Rechtfertigung der Wahrheit gemäß bekannt.“ Unmittelbar unter dieſe Ehrenerklärung des Gläubigers ließ ich eine andere Anzeige ſetzen, die nicht blos von meinem, ſondern auch von den Namen mehrerer ſeiner bedeutendern Freunde unterzeichnet war, und worin wir erklärten, daß Horſt nie aufgehört habe, durch ſeinen edlen Charakter ſowohl, als ſeine Kenntniſſe unſer Zutrauen und unſere Achtung zu beſitzen, und daß es gerade nur ein Betragen wie das zeitherige ſey, wodurch er ſich den Beyfall aller Redlichen für die Zukunft ſichern könne.

Unterdeſſen langte mein Neffe bey mir an. Sein Anblick und die Freude, welche

ich über ſeine Ankunft hatte, machten, daß ich zwey Tage vergehen ließ, ehe ich ihm etwas von dem ſagte, was ich gegen ihn hatte. Erſt am dritten gab ich ihm ſchweigend Horſts rührenden Brief, und entfernte mich in ein Nebenzimmer, wo ich durch ein Fenſter, welches in der Thür war, ihn beobachten konnte. Er ſchlug ſich mit der Hand vor die Stirn, und rief: „o Gott! was hab' ich gethan!“ Ob ich gleich die Qualen ſah, welchen ſeine Seele in dieſem Augenblick Preis gegeben war: ſo hielt ich es wider meine Gewohnheit für das beſte, ſie noch zu vermehren, denn die Seele meines Neffen bedurfte durchaus einer ſtarken Erſchütterung, wenn ſie einem Fehler entriſſen werden ſollte, der eine ſo mächtige Herrſchaft über ſie gewonnen hatte. Ich trat alſo bald wieder vor ihn. „Haſt Du geleſen?“ fragte ich. Ein weinerliches Ja war die Antwort, und er wagte es nicht, ſeinen Blick auf mich

fallen zu laſſen. „Das ſind, fuhr ich fort, die Folgen Deines Leichtſinns! Nicht genug, Dich ſelbſt in die größten Gefahren geſtürzt zu haben, biſt Du auch dadurch zum Mörder an dem Glück anderer geworden. Deinen Freund haſt Du um Ehre und guten Namen gebracht, und ihn in ein Meer von Elend verſenkt, ſeine Schweſter klagt in Dir den Zerſtörer ihrer Ruhe, ach vielleicht ihrer Geſundheit, und zuletzt ihres Lebens an. Die Freundſchaft ſtößt Dich aus ihren Armen zurück, Dich, der mit ſeinen theuerſten Verheißungen ſpielt, und jeder Redliche hat bereits über Dich gerichtet.“

Ich entfernte mich. Von nun an war alle Heiterkeit von meinem Neffen gewichen. Er ſuchte die Einſamkeit, hieng einer tiefen Schwermuth nach, und in ſeiner Seele ſchienen Entſchlüſſe zu erwachen, die für die Folgezeit zu wohlthätig waren, als daß ich ihnen eine Störung hätte verurſachen ſollen.

Meinen Anblick vermied er ſehr angelegentlich, und wenn er mir unter das Auge trat: ſo geſchah es mit einer Aengſtlichkeit, die ihn hinderte, irgend ein vertrautes Geſpräch anzuknüpfen. Ich ſelbſt redete zwar freundlich und liebreich mit ihm, aber ich hütete mich wohl, ihm durch Mienen oder Worte eine Aufforderung zur Luſtigkeit zu geben, ſo groß auch die Ueberwindung war, die dieſes meinem Herzen koſtete.

Endlich ſahen wir ihn Anſtalten zur Abreiſe machen. „Was ſoll das werden?“ fragte ich. „Nach Ronneburg will ich gehen,“ antwortete er, und heiße Thränen ſtürzten aus ſeinem Auge. Für dieſe Thränen dankte ich Gott, denn ſie waren das ſichre Kennzeichen der erſten aufrichtigen Reue, die ich noch bis jetzt an ihm verſpürt hatte. „Das kann jetzt noch nicht ſeyn, erwiederte ich, Du mußt wenigſtens noch acht Tage bey mir bleiben, damit wir überlegen

können, was zu thun iſt.“ Er ſah mich mit großen Augen an, ſchwieg und gehorchte. Der Grund, warum ich ihn zurückhielt, war, wie ſich leicht denken läßt, kein anderer, als weil ich in dieſen Tagen Horſt, der mir ſchon zu lange ausgeblieben war, mir aber auch gleichwohl nicht geantwortet hatte, ganz gewiß bey mir erwartete.

Ich hatte mich hierinn nicht geirrt. Vorher aber hatte ich noch die Freude, die obigen Anzeigen, welche ſeine Ehrenrettung ſeyn ſollten, in den Zeitungen abgedruckt zu finden. Ich ſagte davon meinen Neffen kein Wort. Als Horſt bey mir eintraf, waren weder ich noch Palm zu Hauſe. Ich hatte mich zum Amtmann, meinem vieljährigen Freunde begeben, um ebenfalls in Horſts Angelegenheiten zu wirken; der letztere war auf einem Spaziergange. Ich kam zuerſt zurück, und umarmte den willkommenen Gaſt, in deſſen Blicken Gram und bange

Schüchternheit ruhte, und deſſen bleiches, hageres Geſicht Zeugniß genug von dem Zuſtande ſeiner Seele ablegte.

Wir unterhielten uns von gleichgültigeren Dingen, als mein Neffe eintrat, und bey Horſts Anblick zurücktaumelte. Der Arme! ich konnte das, was er jetzt fühlte, leicht nachempfinden, und ich verzieh es ihm daher, daß er ſich entfernen wollte, um ſo mehr, da auch Horſt, theils aus nicht geringerer Verwirrung, theils aus Unwillen ihm kein Wort des Troſtes zuſprach. Ich vertrat ihm indeſſen den Weg, und fragte: „ſeit wann iſt es dann Sitte, daß Freunde vor einander fliehen?“ — Keiner antwortete während der Pauſe, die ich auf dieſe Worte erfolgen ließ. Ich zog meinen Neffen zu einem Stuhle, und ſprach: „laßt mich reden! Die Perſon, die jetzt am ſchnellſten Hülfe erfordert, iſt vielleicht Ihre Schweſter, liebſter Horſt. Aber freylich

haben Sie ganz Recht, wenn Sie ſagen, daß niemand ihr dieſe leiſten kann, als Sie ſelbſt.

Horſt. Ich hab' ihr ſie geleiſtet. Ich reiſte über Dresden, denn die Arme lag mir zu ſehr am Herzen. Zwey Tage und zwey Nächte hielt ich mich bey ihr auf, und es gelang mir, ſie beruhigt zu verlaſſen. Freylich durfte ich ihr nicht merken laſſen, wie ſehr ich das Auge aller, die mich kannten, und von denen ich vermuthen durfte, daß ſie um meinen Unfall wußten, vermied.

Ich. Nun wohl! Sehet, Jünglinge, der, welcher unſere Schickſale lenkt, weiß alles ſo zu fügen, daß das Glück nicht immer von Euch geſchwunden ſeyn wird. Sie, mein lieber Horſt, ſind öffentlich entehrt, ein öffentliches Geſtändniß, daß man Ihnen Unrecht gethan habe, muß Ihren guten Na-

men retten. — Ich gab ihm das Stück Zeitungen, worin die Anzeigen, die ſo ehrenvoll für ihn waren, ſich befanden. Er hatte blos die erſte geleſen, und doch war er ſchon außer ſich vor Freude.

„Das iſt noch nicht alles! fuhr ich fort. Leſen Sie auch die folgende Anzeige!“

Mit Freudenthränen im Auge rief er endlich: „o Gott, das iſt mehr, als ich je wagen durfte zu wünſchen. Ich bin wieder glücklich!“ — Er gieng einigemale, das Herz voll ſchöner Gefühle, im Zimmer auf und ab, und mit halberſtickter Stimme rief er einmal über das andere: „ich bin wieder glücklich!“ Endlich ſank er an meine Bruſt, und ſagte: „mein Herz täuſcht mich nicht, und Ihr Name als erſte Unterſchrift dient mir zum ſicherſten Beweiſe, daß ich Ihnen dieſe köſtlichen Augenblicke, und mit ihnen die Erneurung aller meiner Lebensfreuden zu verdanken habe.“

Ich. Davon ein andermal. Aber Sie redeten von Lebensfreuden. Dieſe werden noch ſehr häufig von Nahrungsſorgen unterbrochen werden, wenn Sie noch länger ohne Verſorgung ſind.

Horſt. Schon längſt iſt dieſe mein höchſter Wunſch. Indeſſen kann ich doch mein Vaterland nicht tadeln, daß es noch Mißtrauen in die Kräfte eines jungen Mannes ſetzt. Vielleicht wird ſie mir mit der Zeit auch werden. Die Freude über meine gerettete Ehre verdrängt in mir jedes Andenken an die Dornen meiner gegenwärtigen Lage.

Ich. Liebſter Freund, das wird nicht immer ſo ſeyn. Nichts iſt vergänglicher, als Freude, und wenn ſie vorüber iſt: ſo ſtechen die Dornen, auf welchem man liegt, nur deſto mehr.

Horſt. Wohl wahr, aber was ſoll ich thun?

Ich. Mich hören. Der Aktuar *) in unſerm Amte iſt vor einigen Wochen weiter verſetzt worden. Die Stelle, welche er bisher bekleidete, iſt nicht ſehr einträglich, indeſſen nährt ſie ihren Mann. Hätten Sie Luſt, ſie anzunehmen?

Horſt. Luſt? Lieber Himmel, wie könnte es mir daran fehlen? — Aber ein Fremdling darf keine ſo ſtolzen Hoffnungen hegen.

Ich. Gehen Sie denn, und empfehlen Sie ſich dem Amtmann, der Sie bey dem erſten Beſuche, welchen Sie bey mir abſtatteten, kennen gelernt hat. Er weiß Ihr Unglück, und um ſo geneigter macht ihn das, Sie bey der Wiederbeſetzung dieſes Amtes mehr, als andere zu berückſichtigen.

Jetzt fiel mir der glückliche Jüngling um

*) Aktuar heißt in den Sächſiſchen Aemtern der, welcher dem Amtmann in der Verwaltung der Gerechtigkeitspflege an die Hand geht.

den Hals, und inniger, herzlicher dankte mir keiner, dem ich je Gelegenheit gehabt hatte, einen Dienſt zu thun, als er mir dankte. „O ſagen Sie — ſo beſchloß er — was kann ich thun, um mich der Güte, welche Sie mir beweiſen, nur einigermaßen werth zu zeigen?“

Ich. Allerdings ſteht es in Ihren Kräften, mein Lieber, etwas dafür zu thun, und ich verlange es, wenn Sie mich auch für ein wenig eigennützig halten ſollten. Mein Neffe hat Sie beleidiget, nicht aus Bosheit, aber doch aus einer Schwäche, die in ihren Wirkungen der Bosheit gleich kömmt, aus Leichtſinn. Er hat dafür gebüßt, vierzehn ſchreckliche Tage, durch innere Vorwürfe zu eben ſoviel Jahren gemacht, hat er gelitten, und ſein edles Herz hat ſich unter der Laſt, welche es beugte, ermannt. Jetzt iſt es an Ihnen, ihm zu vergeben.

Horſt. Und ich thue das von ganzem Herzen.

Die beyden Jünglinge flogen einander an die Herzen, und feyerten die heilige Scene der Wiederverſöhnung. „Nichts antwortete Horſt, als daß Du mich liebſt.“ — „Kannſt Du mich, erwiederte jener, nach allem dem, was zwiſchen uns vorgefallen iſt, je wieder lieben?“ — „Die Freundſchaft, verſetzte dieſer, ſieht minder den Beleidiger im Geliebten, als den Geliebten im Beleidiger. Alles ſey in das Meer der Vergeſſenheit begraben!“

Aus Horſt Armen ſank Palm in die meinigen, um an meinen Herzen Thränen des Dankes und der Reue zu weinen. „Während Sie mir, ſprach er, durch die Art, auf welche Sie meine Fehler insgeheim ausgeglichen haben, ehrwürdiger geworden ſind, als je, muß ich Unglücklicher Ihren Unwillen, Ihren Abſcheu auf mich geladen haben.

O wenn noch ein Funken der vorigen Liebe in Ihrem Herzen übrig iſt: So ſtoßen Sie mich nicht von demſelben zurück! Der Reuige darf auf Nachſicht hoffen.

Ich. Ich Dich zurückſtoßen? Dich Blut von meinem Blute? — Nein, möge dies Herz Dir immer eine ſanfte Lagerſtätte bleiben, wenn Du von dem Thun und Leiden in der Welt müde biſt! Möge es Dir eine ſichere Zuflucht gewähren, wenn Dich, wie bisher, Dein eigenes Herz verläßt! Doch dies wird nie wieder der Fall ſeyn! Mein Julius wird über ſeinen verderblichen Fehler mehr, als je nachgedacht haben, und nun mit männlicher Feſtigkeit ihn abzulegen befliſſen ſeyn.

Er. Zweifeln Sie daran? — Mein Entſchluß iſt gefaßt. — Jetzt machen Sie mir mit Ihrer Liebe ein Geſchenk, das Sie

einem blinden Zufalle übergeben, aber bald ſollen Sie geſtehen müſſen, daß der Gebrauch deſſelben mich ſeiner werth macht.

Und er hat nicht weniger geleiſtet, als er verſprach. Horſt erhielt das Amt, worauf ich ihm Ausſichten machte; mein Julius erhielt bald darauf eins in der Nähe, und er erfüllt die Pflichten, die es ihm auflegt, mit der größten Gewiſſenhaftigkeit. Beyde lieben ſich, und wenn es ihnen von Zeit zu Zeit ihre Geſchäfte geſtatten, einander zu ſehen: ſo geſchieht es bey niemand anderm, als bey mir.

10.
Vorſicht. Unvorſichtigkeit. Klugheit.

Wilhelm und Friederike waren die zwey Kinder eines reichen Gutsbeſitzers, welcher ſie, da er weder Kenntniſſe genug vom Erziehungswesen, noch auch Zeit, ſich dieſelben zu verſchaffen, beſaß, in eine Erziehungsanſtalt nach Kaſſel gebracht hatte. Hier hatte ſich ihr Geiſt ſowohl, als ihr Körper auf das herrlichſte entfaltet, und ſo beträchtlich auch die Koſten waren, welche ſie ihrem Vater verurſachten: ſo trug er ſie doch gern, denn er ſah ſie nicht ein einziges Mal, ohne die innigſte Freude zu empfinden.

Beyde hatten endlich ein ſolches Alter erlangt, ſich ſo viele Fertigkeiten verſchafft, und ſo mannichfaltige und gründliche Kenntniſſe eingeſammelt, daß ſie ohne Nachtheil aus der Anſtalt entlaſſen werden konnten.

Wilhelm war ein ſchöner, muntrer Jüngling geworden; ſein Herz hatte Liebe zur Tugend erwärmt, und noch in keinem ſeines Geſchlechts war eine größere Menſchenliebe, eine ſtärkere Luſt wohlzuthun und Glück um ſich zu verbreiten, gefunden worden. Friederike war eine holde Jungfrau, ſchön wie eine Göttin, und ſanft und vertrauend, wie das Lämmchen unter der pflegenden Hand des Menſchen. So ſtolz ihr Erzieher auch auf ſie zu ſeyn Urſache hatte: ſo that es ihm doch weh, ſich von ihnen trennen zu müſſen; er war zu den zwey Geſchwiſtern von jeher durch eine warme Liebe gezogen worden, welche durch die Jahre an Stärke noch gewonnen hatte. Aber auch ſie liebten ihn, und ſo ſehr ſie auch der Gedanke, bald wieder in ihrer Heimath bey dem guten Vater zu ſeyn, erfreute: ſo hätten ſie doch gewiß einen großen Theil des Glückes, welches ſie ſich von dieſer erwünſchten Wiedervereini-

gung verſprachen, hingegeben, wenn es möglich geweſen wäre, in Zukunft auch ihren Lehrer zur Seite zu haben, und ihn in den vertraulichen Kreis, den ſie zu bilden im Begriff waren, aufzunehmen.

Die Zeit ihrer Abreiſe war bereits feſtgeſetzt. Am Tage vor derſelben wurde das Geburtsfeſt des Lehrers gefeyert, und ſie freuten ſich, daß ſie mit ihren übrigen Jugendfreunden daſſelbe noch einmal begehen konnten. Jeder von den Zöglingen bemühte ſich, dem Verehrten nach ſeinen Kräften und Vermögensumſtänden eine Freude zu machen. Längſt ſchon hatte er unter die Jugend, die heute unablässig auf ſein Zimmer ſtrömte, ſeine zwey Lieblinge geſucht, und ſich gewundert, daß ſie ſo lange verzogen. Sie erſchienen endlich, jedes mit einem Glückwunſche, den ſie ſelbſt aufgeſetzt hatten, weil ſie glaubten, daß niemand Empfindungen zu ſchildern beſſer im Stande ſey, als derjenige, in deſ-

ſen Seele ſie rege wären, und mit einer Menge Geſchenken verſehen, welche ſie für den Lehrer beſtimmt hatten.

Unter den letztern waren ein Roſenſtock und eine Suppenterine von prächtigem Meisner Porcellan diejenigen, womit ſie die größte Freude zu machen hofften. Jener erhielt vorzüglich dadurch einen großen Werth, weil er mitten im rauhen Winter auf ſeiner höchſten Spitze zwey in aller ihrer Farbengluth blühende Roſen zeigte, von denen Alwill — ſo hieß der Erzieher — ein großer Liebhaber war. Dieſe, ſowohl an ſich, als auch wegen der trefflichen Mahlereyen, die ſich darauf befanden, ein Meiſterſtück von großem Werthe, war ihnen von dem Vater zugeſendet worden, um in ihr dem Manne, welchem ſie ſoviel verdankten, ein bleibendes Andenken zu hinterlaſſen. Den Roſenſtock trug Friederike, die Terine wurde von Wilhelm überreicht.

Aber welch ein Unſtern ſchwebte über ihnen! Als ſie fröhlich und über das, was ſie ihm ſagen wollten, nachſinnend, in das Zimmer des Lehrers hineintraten: ſo vergaß es Friederike, den ſchönen, ziemlich hohen Roſenſtock in der Tiefe zu halten, und die Spitze deſſelben ſtieß an die obere Thürpfoſte, ſo daß die beyden allerliebſten Blumen abgeknickt vor der Thür zurückblieben, und das arme Mädchen nur den kahlen Buſch, an welchem um ſo weniger Vergnügen zu finden war, da er unter einem Jahre nicht wieder blühte, in das Zimmer brachte. Auch ein Mädchen von minder zartem Gefühl des Schicklichen würde ſich geſchämt haben, ein Geſchenk dieſer Art zu überreichen, wieviel mehr Friderike, die zugleich alles das Schöne, was ſie darüber hatte ſagen wollen, vereitelt ſah. Betreten blieb ſie an der Thür ſtehen. Wilhelm warf ihr einen Blick voll Unwillen zu, und ſetzte, in-

dem er ſeinen Glückwunſch abſtattete, die ſchöne Terine auf den Tiſch, doch auch er machte einen großen Fehler. Er ſetzte ſie nehmlich ſo, daß ein großer Theil von ihr über den Rand des Tiſches herausſtand, und da er ſich nun, nach vollendeter Anrede umkehrte, um nach ſeiner Schweſter zu ſehen: ſo ſtieß er mit dem Arme an den Henkel derſelben, und machte, daß ſie herabfiel und in tauſend Stücken zerſprang.

Voll Schaam und Verdruß blickten die zwey Geſchwiſter einander an, und ihr Geſicht glühte. In einer ſolchen Verlegenheit hatten ſie ſich in ihrem Leben nicht gefunden. Der Lehrer riß ſie aus derſelben, ſie liebreich tröſtend und ihnen Muth zuſprechend.

„Ich habe genug, ſprach er, denn ich habe die guten Wünſche, die Eure Liebe gegen mich für mein Wohl gethan hat, und mehr verlange ich nicht. Sie iſt in meinen Augen köſtlicher, als jedes Geſchenk. Doch

da nun der Unfall einmal geſchehen iſt: ſo habt wenigſtens den Willen, den er Euch nicht rauben kann, wie das zerbrechliche Geſchirr, und den vergänglichen Roſenſtock, ihn Euch zur Warnung dienen zu laſſen. Wahrhaftig, mit noch einmal ſo heiterm Sinne wollt' ich Euch aus meiner Anſtalt entlaſſen, wenn es mir gelånge, das Andenken an den heutigen Tag, und an die Verwirrung in welcher wir ſåmmtlich neben einander geſtanden haben, lebendig in Eurer Seele zu erhalten. Das würde vielleicht das beſte Mittel ſeyn, Euch in Eurem zukünftigen Leben von einem Fehler zu entwöhnen, an deſſen Vertilgung ich von jeher, wie wohl ohne hinreichenden Erfolg arbeitete."

Wilhelm. Ach nur zu gut ſehen wir ein, daß uns unſere Unvorſichtigkeit wieder einmal einen Streich geſpielt hat.

Lehrer. Faßt die Worte wohl zu Herzen, die Euch Euer liebender Lehrer ſo wenig

Augenblicke vor der Trennung ertheilte. Unvorſichtigkeit iſt diejenige Art des Leichtſinns, welche nahe, leicht zu bemerkende Gefahren nicht vorausſieht, und daher auch nicht vermeidet, ſo wie hingegen die Vorſicht es ſich angelegen ſeyn läßt, die Gefahren, welche vor ihr ſind, wahrzunehmen und ihnen auszuweichen. Jene iſt ſträflich, weil ſie nichts weiter als Leichtſinn, nur in einer beſondern Beziehung gedacht, iſt, und weil Leichtſinn in jeder Beziehung ein großer, äußerſt tadelnswürdiger Fehler bleibt. Sie iſt entehrend, weil ſie von der Abweſenheit unſerer denkenden Kräfte zeugt, und uns zu geiſtloſen Maſchinen macht, mit deren Räderwerk der blinde Zufall ſpielt.

Friederike. Ach mit uns hat er in dieſem Augenblicke auf die ſchmerzlichſte Weiſe geſpielt.

Lehrer. Und gleichwohl — wie leicht war es, durch Vernunft ihn zu beherrſchen

und ſeiner Meiſter zu werden! Hätte meine Friederike die geringe Vorſicht gehabt, ſich unter der Thür ein wenig zu bücken, eine Vorſicht, die wegen ihrer öftern Nothwendigkeit, beſonders wenn man hohe Dinge trägt, zur andern Natur geworden ſeyn ſollte: ſo würde der Roſenſtock noch in aller ſeiner Pracht da ſtehen. Hätte mein Wilhelm bedacht, daß zerbrechliche Dinge wegen der Gefahr, welcher ſie ausgeſetzt ſind, nie an den Rand des Tiſches gehören: ſo würde dies ſchöne Meiſterwerk nicht in Scherben vor uns liegen. Lieben Kinder, es giebt im Menſchenleben, wie ihr in Zukunft erfahren werdet, der Gefahren, die nicht vorausgeſehen, nicht vermieden werden können, ſo viel, daß es eine Thorheit, ein unverzeihlicher Unverſtand iſt, ſie noch durch ſolche zu vermehren, welche wir durch Nachdenken und Aufmerkſamkeit — dies ſind die zwey großen Hülfsmittel der Vorſicht — leicht

entdecken konnten, um uns bey Zeiten vor ihnen ſicher zu ſtellen. Der Unvorſichtige giebt ſeinen eigenen Vortheil aus den Händen. Selten wird er ein Glück, daß er noch nicht beſitzt, erlangen, weil er ſich nicht mit Mitteln verſehen hat, um die Hinderniſſe, die ſich ihm während des Erwerbes in den Weg ſtellen, zu bekämpfen, und weil ihn dieſe unvorbereitet finden; noch ſeltner wird er ein Glück, in deſſen Beſitz er iſt, lange genießen, weil er die Gefahren, welche demſelben Zerſtörung drohen, und wovon ſelbſt die gewöhnlichſten Menſchen einen Theil im Voraus berechnet haben, um ſie, wenn ſie kommen, abzuwehren, nicht ſattſam auf ſeiner Huth iſt. Seine Freuden ſind die ungewiſſeſten von der Welt; vom bloßen Zufall ihm verliehen, droht ihnen auch der Zufall, oft der leichteſte, gänzliche Vernichtung; er iſt auf nichts gefaßt, er weiß das, was ihm angenehme Genüſſe

gewährt, nicht an ſich zu feſſeln. Dagegen iſt er ohne Aufhör den bitterſten Leiden Preis gegeben; die Schmerzen fehlgeſchlagener Hoffnungen, vereitelter Plane, unerfüllter Wünſche, unbelohnter Beſtrebungen, geſtörter Wonnen quälen unabläſſig ſein Herz. Der Thor! wenn er alsdann in ſeinem Jammer ruft, daß das Leben für ihn eine Marter ſey, wer anders als er ſelbſt, war denn in den meiſten Fällen der Henker, welcher ihn in die Folter ſpannte? Ueberdies iſt er immer noch glücklich, wenn die Folgen ſeines Fehlers blos ihn treffen, ſo ſehr ſie auch Vermögen, Ehre und Geſundheit zerrütten mögen. Aber wie ungleich ſchrecklicher muß ſeine Pein ſeyn, wenn ſich zu den Leiden, die er ſich dadurch zuzieht, auch noch der Vorwurf geſellt, daß er durch ſeine Unvorſichtigkeit andere um Tugend und Glück gebracht, daß er die Ruhe harmloſer Familien geſtört, das Wohl ganzer Nationen der Ver-

nichtung Preis gegeben habe! Und wie oft iſt es nicht der Fall, daß er Andern Thränen des Kummers entlockt, wenigſtens ihnen ihre Freude verdirbt, und ſich dadurch ihre Unzufriedenheit, ihren Unwillen oft ihren Fluch zuzieht!

Die beyden Geſchwiſter waren in ein tiefes Nachdenken geſunken, und mußten ſich geſtehen, daß die Worte des redlichen Alwill eben ſo wahr als wohlgemeint waren. Wie konnte es auch anders ſeyn, da ſie durch den Fehler, welchen er rügte, ſowohl ſich als ihn um eine große Freude gebracht, und in Verdruß verſenkt ſahen? Am folgenden Tage, als ſie im Begriff waren, einander das Lebewohl zu ſagen, beſchwor er mit nicht geringerer Kraft ihr Herz, als er heute zu ihrem Verſtand geredet hatte. „Meine Lieben, ſprach er mit feuchtem Auge zu ihnen, als er zum letzten Male an ihrer Bruſt hieng, Ihr verlaßt mich, und ich meine, mich Eu-

rer nicht ſchämen zu dürfen. Aber eine Bitte hab' ich noch an Euch! Einen Willen gebe ich Euch noch auf den Weg! Eine Pflicht ſchärf' ich Euch für das Leben ein! Vorſicht heißt ſie! Ihr wißt, was wir geſtern darüber geredet haben. O wenn Euch das Andenken eines Mannes werth iſt, der ſeine beſten Kräfte für Euch aufopferte, und ihr geſonnen ſeyd, durch die Befolgung ſeiner Lehren ſeiner Erziehung vor dem Auge der richtenden Welt Ehre zu machen; wenn Ihr Euch vorgenommen habt, die Freude betagter, zärtlicher Eltern zu ſeyn; wenn Euch endlich Euer eigenes Lebensglück theuer iſt: ſo laßt Euch jene Worte nicht umſonſt geſagt ſeyn! Dieſe Thränen in meinem Auge mögen Euch ſagen, wie großen Antheil ich an Eurem wahren Wohle nehme. Ach gebt nur durch Euer Betragen zu erkennen, daß ihr derſelben würdig waret!“

Auf Wilhelm ſchien dies alles einen tie-

fern Eindruck gemacht zu haben, als auf ſeine Schweſter, wenigſtens ward man ein unverdroſſeneres Beſtreben an ihm gewahr, den Lehren des trefflichen Alwill, mit welchem ein ununterbrochener Briefwechſel unterhalten wurde, nachzukommen, wenn es gleich auch von ihm galt, daß ein zur Gewohnheit gewordener Fehler ſchwer abzulegen iſt. Friederike hingegen war ungleich ſorgloſer. Wieviel Töpfe und Schüſſeln, zum Theil von der koſtbarſten Maſſe, zerbrach ſie nicht, als ſie die Haushaltung übernommen hatte, die leicht hätten erhalten werden können! Wie oft verbrannte ſie ſich, weil ſie Töpfe, die glühend heiß waren, mit bloßer Hand vom Feuer wegrückte! Wie oft ergriff die Flamme die in den letztern enthaltenen Speiſen, und machte ſie unſchmackhaft! Wie oft war die Wäſche, die ſie, um ſie zu trocknen, in der Luft aufgehangen, und dann am Abend unter ein Obdach zu bringen unter-

laſſen hatte, am frühen Morgen vom Regen durchnäßt, der in der Nacht gefallen war! Wie oft hatte der Wind, der ſich um Mitternacht erhob, die Fenſter zerbrochen, welche ſie am Tage geöffnet, und am Abend nicht zugemacht hatte! Wie oft hatten Ratten und Mäuſe die Speiſen benagt, die nicht in ſichere Verwahrung gebracht worden waren! Wie oft hatten Motten das Pelzwerk, womit ſie ſich im Winter gegen die Kälte ſchützen wollte, zernagt, weil ſie ſich während des ganzen Sommers nicht ein einziges Mal die Mühe genommen hatte, darnach zu ſehen, und das Ungeziefer zu vertilgen! Und wie vielen Verdruß und Kummer machte ihr dies alles! Hätte ſie ihm nicht entgehen können, wenn ſie Alwills Lehren mehr beherziget hätte?

Einſt an einem Herbſtabend geht ſie mit dem brennenden Wachsſtock in eine Kammer des Hinterhauſes, in welcher der gewonnene

Flachs aufbewahrt wurde, um von dem letztern einen Theil an die Mägde zum Spinnen zu vertheilen. Ein anderes Geſchäft nöthigt ſie, ſich zu entfernen, doch läßt ſie den brennenden Wachsſtock zurück, weil ſie bald ſelbſt zurückzukommen gedenkt. Allein mehrere Verrichtungen, die ſie in der Küche findet, machen, daß ſie die Gefahr, in welcher ſie die Flachskammer gelaſſen hat, ganz aus dem Gedächtniß verliert. Dies hieß die Unvorſichtigkeit in der That ziemlich weit getrieben. Ach es iſt ſo oft geſagt worden, und kann nicht oft genug geſagt werden, daß man nie mit bloßem Licht des Abends im Hauſe herumgehen, ſondern es in einer Leuchte verwahren müſſe; am allerwenigſten darf man an ſolchen Orten leichtſinnig mit dem Feuer freveln, wo brennbare Dinge aufbewahrt werden, oder wo ein ſtarker Zug der Luft Gefahren droht, z. B. auf den Böden der Häuſer. Am beſorglichſten iſt ein

unverwahrter brennender Wachsſtock, von welchem man ſich entfernt. Denn wenn die Kerze, die oben herausgezogen wurde, bis auf das Gewinde herabgebrannt iſt, und dieſes entzündet wird: ſo wird die Flamme ſehr groß und kann leicht um ſich greifen.

Leider war dies letztere in Friederikens Flachskammer geſchehen. Die Beſtürzung, die ſich aller im Hauſe bemächtigte, als der Schreckensruf: Feuer! Feuer! erſchallte, und Funken in dickem Dampfe aus dem Hinterhauſe emporſprüheten, läßt ſich leichter denken als beſchreiben. Friederike war außer ſich vor Schmerz, und händeringend rannte ſie umher, und geſtand ſelbſt einem jeden das Verſehen, welches ſie begangen hatte. Da auf dem Lande die Löſchanſtalten gewöhnlich noch ſehr unvollſtändig ſind: ſo wurde in kurzer Zeit das ganze Hinterhaus ein Raub der gefräßigen Flammen. Hiermit hatte es ſein Bewenden noch nicht. Das

nächſte Bauergut nebſt den dabey befindlichen Speichern und Wintervorräthen mußten ebenfalls von ihnen verſchlungen werden, ehe es den zur Dämpfung herbeygeeilten gelang, ihm Schranken zu ſetzen.

Friederikens Auge wurde jetzt vom Morgen bis zum Abend nicht trocken. Ach! alles beſtürmte ihr zartes, ſanftes Herz. Der Zorn des alten Vaters, dem dieſes Unglück einen ſehr empfindlichen Verluſt verurſachte, die Kummerthränen der Mutter, die Vorwürfe! die ſie in dem Auge des Bruders, zu leſen glaubte, der heftige Tadel ihrer Unvorſichtigkeit, welchen ſich jetzt das Geſinde frey erlaubte, und noch mehr als alles, ihr eigenes Gewiſſen, welches ſie eine Verbrecherin, eine Unglücksſtifterin ſchalt, quälten ſie. Sie war ſtumm, wenn ſie ihre Geſchäfte in die Mitte der übrigen riefen, ſie verſchloß ſich auf ihr Zimmer, wenn dieſe geendiget waren, und ließ daſelbſt ihren Thränen

freyen Lauf. Ein neuer Unfall, der ihr freylich als eine Folge des vorhergehenden nicht unerwartet hätte ſeyn ſollen, vermehrte ihre Leiden noch. Sie war vom Vater in einen Garten geſendet worden, welchem er hinter dem Dorfe beſaß. Als ſie zurückkehrte, faud ſie vor einer Bauerhütte eine Menge Menſchen verſammlet, unter ihnen den Unglücklichen, der durch ihre Schuld Haus und Habe verlohren hatte. „Da geht meine Mordbrennerin!“ rief er im ſcharfen, ſchmerzlichen Gefühle ſeines Verluſts, das ihn ungerecht machte, und ſeine ſieben halbnackten Kinder biſſen gierig um ihn her in das Brod, welches ihnen mitleidige Frauen, um ihren Hunger zu ſtillen, brachten. Jener Vorwurf, den ſie nicht verdiente, die ganze Scene fielen ihr auf's Herz. Monde verfloſſen, ehe ſie ſich wieder außer dem Hauſe ſehen ließ.

Nur mit der Zeit, als ſie das Hinterge-

bäude wieder aufgebaut ſah, als ein günſti= ges Jahr die Flachskammer mit neuem Vor= rath verſehen, und als der unglückliche Bauersmann von ihrem Vater eine hinrei= chende Entſchädigung erhalten hatte, fiengen auch Alwills, des Trefflichen, Tröſtungen an Einfluß auf ihr Herz zu gewinnen, und ihr Gram gieng allmählich in eine ſanfte Schwermuth über, die endlich ihrer vorigen Heiterkeit Platz machte. Auch die Eltern vergaßen nach und nach, da ſie ſahen, wie= viel Freude ihnen die gute Tochter in tauſend andern Rückſichten machte, den Kummer und die Nachtheile, welche ihnen ihre Unvorſich= tigkeit einſt zugezogen hatte. Allein der Friede, der jetzt in dieſe liebenswürdige Fa= milie eingekehrt war, wurde bald auf's neue unterbrochen, und — Wilhelm wurde dies= mal der Störer deſſelben.

Zwar hatte dieſer es ſich angelegen ſeyn laſſen, vorſichtiger in ſeinen Handlungen zu

ſeyn, als ſeine Schweſter, demungeachtet hatte es nicht ganz an Rückfällen in den alten Fehler gemangelt. Auch er hatte zuweilen das Buch, in welchem er auf einer Raſenbank des Gartens geleſen hatte, daſelbſt liegen laſſen, und es am andern Morgen vom Regen der Nacht durchnäßt und am Einbande ſtark beſchädiget wieder gefunden. Auch er hatte öfters, wenn er auf einen Brief, der ſchleunig abgeſendet werden ſollte, Streuſand hatte ſchütten wollen, den Dintenbehälter ergriffen, und war dadurch genöthiget worden, die ſchon vollendete Arbeit mit großem Zeitverluſt und zur Prüfung ſeiner Geduld noch einmal zu beginnen. Auch er vergaß es oft, den Keller, woraus er dem Vater Wein geholt hatte, die Kammern, worin die gewonnenen Vorräthe aufbewahrt wurden, zu verſchließen, und gab dadurch dem Geſinde Gelegenheit zu tauſenderley Veruntreuungen. Ja nicht ſelten war ſogar

die Hausthür, die er ſich anheiſchig gemacht hatte des Nachts zu verriegeln, offen geblieben, und Diebe hätten, wenn ſie dieſen Umſtand gewußt und benutzt hätten, eine Menge der koſtbarſten Dinge wegtragen können. Indeſſen waren doch dieſe Beweiſe von Unvorſichtigkeit ſeltner, und man ſah es ihm an, daß er auf ſich ſelbſt zürnte, wenn er ſich einmal einen hatte entſchlüpfen laſſen.

Wilhelm liebte die Jagd, und hatte auf dem Gute ſeines Vaters die beſte Gelegenheit, dieſe Neigung zu befriedigen. Einſt, da er mit geladenen Gewehr den Wald durchirrt, und kein Wild getroffen hat, auf welches er hätte losdrücken können, begegnet ihm einer von den Knechten ſeines Vaters, der aus der Stadt zurückkam, in welche er eine Ladung Holz gefahren hatte. Er läßt ſich mit ihm in ein Geſpräch ein, und ſtellt während deſſelben das Gewehr vor ſich, indeß er ſich nachläſſig mit dem linken Arm

auf das Ende ſeines Laufs ſtützt. Die Dinge, welche ihm der Knecht zu berichten hat, ſind ſo wichtig, daß ſie ſeine ganze Aufmerkſamkeit feſſeln; er hört ihm mit einer ſolchen Spannung zu, daß er ſich ſelbſt vergißt, und mit dem rechten Fuße an dem Kolben des Gewehrs ſpielt. Dieſer berührt den geſpannten Hahn, und das Pulver entzündet ſich von den umherſtäubenden Funken. Die Kugel wird mit ſchrecklichen Knalle herausgetrieben, und zerſchmettert den linken Arm des Unglücklichen, der beſinnungslos zurücktaumelt, und ſich in ſeinem Blute wälzt. Der Knecht weis in der Angſt nichts beſſeres zu thun, als daß er den Verwundeten auf den Wagen bringt, und in vollem Jagen dem Dorfe zueilt. Ein großes Glück, daß dieſes nicht weit entfernt lag! Der Blutverluſt würde, da Wilhelm nicht verbunden war, zu groß, und ſein Leben in der größten Gefahr geweſen ſeyn.

Ach wie oft iſt es der Jugend nicht ſchon eingeſchärft worden, vorſichtig mit dem Gewehr umzugehen, und wie häufig ſind gleichwohl die Beyſpiele ihres Ungehorſams! Möchten doch alle, die die Geſchichte des armen Wilhelms leſen, bedenken, daß der Lauf eines Gewehrs mit der Büchſe der Pandora *), von welcher uns die Griechiſchen Dichter ſoviel erzählen, Aehnlichkeit habe, daß er mit allen Schreckniſſen und Plagen der Menſchheit ſchwanger ſey, und daß nach einem einzigen leichten Druck Verwundungen, Verkrüppelungen, Schmerz ohne Maaß, ein bald quaalvoller bald zu zei=

*) Die Griechiſchen Dichter erzählen, Pandora ſey ein ſchönes, aber vom Himmel den Menſchen zur Strafe geſendetes Weib geweſen, und ihre Mitgift habe in einer Büchſe beſtanden, aus welcher, da ſie unvorſichtig geöffnet wurde, alle Plagen der Menſchheit hervorgekommen wären.

tiger Tod, Familienjammer und tauſend andere Martern im Nu, mit Blitzesſchnelle auf den unverwahrten, rettungsloſen Sterblichen hervorgeſchleudert werden. O wahrlich, wer mit dieſem ſchrecklichſten aller Schreckniſſe, in Betreff deſſen die Menſchheit noch mit ſich ſelbſt uneinig iſt, ob ſie ſeinem Erfinder dafür danken, oder ihn anklagen ſoll, unbeſonnen, wie mit einem Spielzeuge umgehen kann, der ſage nicht, daß er ein denkendes Weſen ſey, nicht, daß er ein Herz beſitze, welches für eigne und fremde Freuden und Leiden empfänglich iſt! Wer hundertmal gewarnt mit einem Gewehr, wie mit ſeinem Spazierſtocke, tändelt, der verdient das Weh ohne Maaß und Zahl, welches ſein ſtets zum Verderben offener Schlund über alle Verächter weiſer Vorſichtsregeln ausſpeyt!

In Wilhelms Hauſe herrſchte nach ſeiner Erſcheinung in dieſem Zuſtande ein allgemei=

nes Wehklagen. — Der herbeygerufene Arzt tröſtete zwar, indem er verſicherte, daß das Leben des geliebten Sohnes und Bruders außer Gefahr ſey, aber er bedeutete auch, daß die Geneſung nicht ohne große Schmerzen möglich ſeyn werde. Und ſo verhielt ſich es in der That. Unzählige Knochenſplitter mußten mit den dazu gehörigen Werkzeugen aus den zerriſſenen Muskeln herausgeholt werden, ehe an Heilung zu gedenken war, und dieſe ſchmerzlichen Operationen endigten ſich für den etwas ſchwächlichen Wilhelm gewöhnlich in Ohnmachten. Er wurde zwar endlich wiederhergeſtellt, jedoch nicht ſo, daß er nicht noch Jahrelang bey eintretendem Wechſel der Witterung ein heftiges Stechen und Reißen in dem beſchädigten Gliede hätte empfinden ſollen.

Warum der bedauernswürdige Jüngling nicht ſorgfältiger über ſich ſelbſt wachte, iſt mir unbekannt; ſoviel weiß ich, daß er bald

darauf in ein Unglück anderer Art verwickelt wurde, welches er allerdings auch niemand, als ſich ſelbſt zuſchreiben konnte. Es lebte auf einem benachbarten Dorfe ein alter, reicher Edelmann, der ungeachtet ſeiner hohen Jahre doch eines dauerhaften Wohlſeyns genoß. Da er keine Kinder hatte: ſo glaubte man allgemein, daß einer ſeiner Verwandten, der Offizier in Preußiſchen Kriegsdienſten und ſehr arm war, ſein Erbe ſeyn werde. Dieſer war gerade jetzt zum Beſuche bey ihm. Wilhelm hatte oft bey dem alten Manne zu thun, da er der Gränznachbar von dem Gute ſeines Vaters war. Er hatte eben einen ganzen Nachmittag bey ihm zugebracht, und ihn ungemein heiter gefunden; der fremde Offizier hingegen hatte ihm nicht gefallen, weil er etwas Verſtecktes und Zurückhaltendes in ſeinem Betragen zu haben ſchien.

Am andern Morgen bringt ein Bote die Nachricht, daß der alte Edelmann in der

verwichenen Nacht geſtorben ſey. Niemand erſchrak mehr darüber, als Wilhelm, der noch vor wenig Stunden mit ihm geſprochen, mit ihm geſcherzt hatte. Er wohnte dem Begräbniſſe bey, welches ſchon auf den zweyten Tag nach dem Todesfalle angeſetzt war. Der Offizier machte ſich mit den Freunden des Verſtorbenen, die in feyerlicher Verſammlung die Ueberreſte deſſelben zum Grabe begleiteten, nur wenig zu ſchaffen. Am folgenden Tage reiſte er in aller Frühe ab.

Jetzt drängten ſich ſonderbare Vermuthungen in Wilhelms Seele empor, denen er um ſo mehr nachhieng, da er den alten Mann wegen ſeiner Redlichkeit und wegen des Herzlichen in ſeinem Umgange geliebt hatte. Seine feſte Geſundheit, die nie ſtärker geweſen war, als an dem Tage, da ſich Wilhelm bey ihm befand, ſein ſchneller Tod, das Verſteckte, das ihm in dem Charakter

des Offiziers zu liegen ſchien, die ſcheinbare Verlegenheit, in welcher er war, als ſich die Freunde des Verſtorbenen zur Beerdigung verſammlet hatten, ſeine bekannte Armuth, ſeine ſchnelle Abreiſe — alles dieſes machte es wahrſcheinlich, daß der alte Edelmann an Gift geſtorben ſey, an Gift, welches ihm die Hand deſſen gereicht habe, der als ſein nächſter Anverwandter der Erbe aller ſeiner Güter wurde.

So kann oft ein Zuſammentreffen von Umſtänden uns zu den gewagteſten und ſchiefſten Urtheilen über andre verleiten. Der Billigdenkende wird daher ſtets den äußern Schein fliehen, und ſich nicht von ihm verführen laſſen, durch einen harten Ausſpruch dem Nebenmenſchen, der das Unglück hat, die Umſtände gegen ſich zu haben, ſeinen ſittlichen Werth zu rauben; er wird nicht eher über andere abzuſprechen wagen, als bis er nach einem fortgeſetzten Umgange

mit ihm in den Geiſt ſeines Denkens und Handelns tiefer eingedrungen iſt, bis er ſeine Grundſätze kennen gelernt hat, und den Grad ſeiner Liebe zur Tugend zu würdigen vermag. Nicht ſo der unvorſichtige Wilhelm. Was erſt bloße Vermuthung geweſen war, der er die ſtärkſten Gründe hätte entgegenſetzen ſollen, welche ihm die Lage der Dinge darbot, das wurde ihm, je länger ſeine Seele es hegte, mit jedem Tage ſtärkere, unläugbare Gewißheit, und der in der Fröhlichkeit des Geſprächs ſich ſo oft vergeſſende Jüngling war der Mann nicht, welcher Dinge, die ihm als gewiß eingeleuchtet hatten, lange für ſich behalten konnte.

Es war in der nächſten Stadt allwöchentlich eine Zuſammenkunft der gebildetſten und vornehmſten Menſchen in derſelben. Auch vom Lande nahmen mehrere Familien daran Theil. Wilhelm, der ſie zu ſeiner Erheiterung oft beſuchte, wagte es, das, was

er vermuthete, bey einer Gelegenheit, da das Geſpräch auf dem Tod des allbeliebten Greiſes fiel, öffentlich zu äußern, obgleich ſein ebenfalls anweſender Vater ihm einen Wink nach dem andern giebt, ſein Geheim=niß zu bewahren. Es fehlte zwar nicht an Perſonen, welche den Offizier, ohne ihn zu kennen, blos vom Gefühle der Billigkeit ge=leitet, ſogleich in Schutz nahmen, während andere, weniger gewohnt, das Geſagte zu prüfen, dem unbeſonnenen Erzähler unbe=dingten Glauben beymaßen und mit ihm den vermeinten Verbrecher verabſcheuten. Am meiſten fiel dabey eine junge Dame auf, welche ſich mit ſichtbarer Aengſtlichkeit nach jedem Umſtande, aus welchem Wilhelms Vermuthung gefloſſen war, auf's ſorgfäl=tigſte erkundigte, ſich alles, was beobachtet worden war, wohl zwey= bis dreymal be=richten ließ, und nichts entſchied, aber ein=mal über das andere den Kopf ſchüttelte.

Ach es war die Geliebte des Offiziers. Ihre Herzen waren längſt einig, ſo wenig auch die Welt von dieſer Verbindung wußte. Wenn ihn gleich ihre unbegränzte Liebe entſchuldigte: ſo konnte ſie doch nicht bergen, daß der unglückliche Vorfall ſeinen Charakter in ein ſehr zweydeutiges Licht ſtellte, und mit edler Würde beſchloß ſie ihm ihre Hand ſo lange zu verweigern, bis er ſich von allem Verdachte hinlänglich gereiniget hätte.

Der Offizier kehrt nach einigen Wochen zurück, um ſein ſchönes Erbe in Empfang zu nehmen. Sein erſter Gang iſt zu der Geliebten ſeines Herzens. „Ich komme, ſpricht er, um zu den Gütern, zu deren Beſitz ich gelangt bin, das größte hinzuzufügen, Dich!“ — „Fort, erwiederte ſie, ich kann nicht das Weib eines Giftmiſchers ſeyn.“ — „Eines Giftmiſchers?“ verſetzte jener, und ſein Auge funkelt vor Wuth. — „Du giltſt in unſern Gegenden dafür, fährt

ſie fort, und wenn noch ein Funken von Pflichtgefühl in Dir glimmt: ſo vertheidige Dich gegen den Sohn Deines Gränznachbars.“ — „Ich will ſchreckliche Rechenſchaft von ihm fordern,“ brüllt der Fremdling, und eilt davon.

Als er in dem Dorfe, welches ihm zugefallen war, anlangt: ſo wird er von den Landleuten, die ihren vorigen Herrn wie einen Vater geliebt hatten, mit einem Steinhagel empfangen. Die Leichtgläubigen! ſie hatten bald von der ſchrecklichen That, welche vorgefallen ſeyn ſollte, durch das Gerücht, das nimmer ruht, Kenntniß erhalten, daher ihr Fluchen und Toben, daher ihr oft wiederhohlter Ausruf: „nieder mit dem Mörder!“ Kaum konnte der arme Offizier das Schloß erreichen, und er mußte, als er auf demſelben angelangt war, ſogleich alle Zugänge verſchließen laſſen, damit die unge-

ſtüme Menge ſich nicht nachdrängte, und weitern Unfug begienge.

Als es dunkel geworden war, und er neuen Verfolgungen im Dorfe entriſſen zu ſeyn glaubte: ſo wollte er ſich auf's Pferd ſetzen, um zu Wilhelm hinüberzureuten, den er als die Urſache aller erlittenen Beſchimpfungen mit Recht anſah. Aber wie ward ihm, als einige Heſſiſche Dragoner in den Schloßhof ſprengten, und ihr Befehlshaber ihm Hausarreſt ankündigte. Die Obrigkeit, vor deren Ohren das Gerücht gekommen war, hatte ihm zwar keinen vollen Glauben beygemeſſen, aber doch auch dafür gehalten, daß ſie daſſelbe, um gerecht zu ſeyn, nicht in den Wind ſchlagen dürfe. Sie hatte dagegen beſchloſſen, eine förmliche Kriminaluntersuchung*) anzufangen, und ſelbſt dem

*) So nennt man die gerichtliche Unterſuchung eines Verbrechers.

Offizier mußte dieſe angenehm ſeyn, da ſie ſich nach Anerkennung ſeiner Unſchuld nothwendig damit endigen mußte, daß man ihm den ſittlichen Werth, den man ihm mit ſo großer Voreiligkeit abgeſprochen hatte, vom neuen zugeſtand. Er lieferte daher ſeinen Degen geduldig in die Hände desjenigen, der ihm denſelben abforderte, und fügte ſich in ſein Schickſal.

Jetzt erſt fieng Wilhelm an einzuſehen, welch eine große Unvorſichtigkeit er wieder begangen hatte, und es wurde ihm ſehr bange um's Herz. Der Offizier ſagte in dem erſten Verhör, welches er hatte, und in welchem man ihm die Gründe vorlegte, durch welche man ſich zu dem ſchrecklichen Verdacht berechtiget glaubte, aus, daß er zwar arm, aber nach den Zeugniſſen, die man von ſeinem Regimente einziehen könne, ſtets ein rechtſchaffener Mann geweſen ſey, daß ſeine Verlegenheit in der Verſammlung derer, die

den Leichnam zur Erde beſtattet hätten, nicht von dem Bewußtſeyn der Schuld, ſondern von einer gewiſſen Blödigkeit hergerührt habe, die ihm eigen ſey, wenn er ſich in der Geſellſchaft fremder, ihm unbekannter Geſichter befinde, daß er das Begräbniß ſowohl als ſeine Abreiſe beſchleuniget habe, weil ſein Urlaub gerade zu Ende geweſen ſey, und daß man endlich nur den Leichnam unterſuchen dürfe, um ſich zu überzeugen, daß das Verbrechen, welches man ihm anſchuldige, blos erdichtet ſey.

Der letztere Vorſchlag wurde angenommen. Man brachte den noch unverweßten Leichnam aus der Gruft, und zwey Aerzte, die ihn aufſchnitten, ſagten endlich aus, daß ſie nicht die allergeringſte Spur von genommenem Gift, wohl aber Merkmale eines heftigen Schlagfluſſes gefunden hätten, der den Verſtorbenen urplötzlich getroffen habe. Dies war Beweiſes genug für die Unſchuld

des Offiziers. Auch zögerte man nicht, ihm anzukündigen, daß er wieder frey ſey, und das ihm zugefallene Erbe ungehindert in Beſitz nehmen könne. Er aber erwiederte: „Das iſt ganz gut, aber es genügt mir nicht. Ich bin beſchimpft worden, und meine Ehre hat die größte Schmach erlitten. Uebelunterrichtete fällen über mich die liebloſeſten Urtheile; die Jungfrau, die ich als Gattin an mein Herz drücken wollte, verſagt mir ihre Hand, und mit ihr das höchſte Glück meines Lebens; meine Unterthanen werden mich verabſcheuen, und meine Befehle unerfüllt laſſen, und meine Kammeraden in dem Regimente, bey welchem ich angeſtellt bin, werden ſich weigern, mit mir den Dienſt zu verrichten, wenn ich ihnen nicht die einleuchtendſten Beweiſe meiner Unſchuld vorlegen kann. Ich verlange keineswegs die Beſtrafung aller derer, welche mich beſchimpften, aber ich kann es, ohne unbil-

lig zu ſeyn, fordern, daß derjenige, der zuerſt meine Ehre untergrub, und der Urhe=ber eines Gerüchts wurde, welches mir in mehr, als einer Hinſicht ſo nachtheilig iſt, in Gegenwart einiger Perſonen aus der Stadt und meiner Bauern widerrufe, was er zu voreilig ſprach, und mir die nöthige Ehrenerklärung gebe, daß dieſe Ehrenerklä=rung und Anerkennung meiner Unſchuld von einer obrigkeitlichen Perſon ſchriftlich aufge=ſetzt, und mir zu meiner Rechtfertigung bey meinem Regimente mitgegeben werde, und daß endlich die Koſten eines Prozeſſes, in welchen ich ohne Schuld verwickelt wurde, auf den zurückfallen, welcher mir ihn zuzog.

Man fand das Verlangen des Offiziers gerecht. Wilhelm konnte es nicht läugnen, daß er die erſte Veranlaſſung zu dem widri=gen Gerücht gegeben hatte, da die Mitglie=der der Geſellſchaft in welcher er ſeine Ver=muthungen zuerſt geäußert hatte, gegen ihn

zeugten. Er mußte ſich alſo zu dem verlangten Widerruf und zu der damit verbundenen Ehrenerklårung verſtehen, ſo groß auch ſeine Schaam immer ſeyn mochte, vor einer zahlreichen Verſammlung auftreten, und ſeinen Irrthum eingeſtehen zu můſſen. Auch die Koſten mußte er tragen, und dieſe waren nicht unbedeutend. Ja, nur mit genauer Noth, und nur durch die geſchickte Vertheydigung ſeines Sachwalters entgieng er der Strafe, welche das Geſetz über die Verbreitung liebloſer Gerůchte verhångt.

Verfolgt von dieſen Unglůcksfållen und von den Vorwůrfen der Seinigen, goß er ſeine Klagen in einem růhrenden Briefe an Alwill aus. Dieſer trôſtete ihn als redlicher Freund, das heißt, ohne ſeinem Fehler auf irgend eine Weiſe das Wort zu reden. Eine Stelle aus ſeiner Antwort ſcheint mir zu wichtig, als daß ich ſie meinen jungen Leſern vorenthalten ſollte.

„Unvorſichtigkeit, hieß es unter andern darin, in Worten iſt nicht minder für unſre und andrer Ruhe gefährlich, als Unvorſichtigkeit in Handlungen. Man ſagt im Sprichwort: ein Wort iſt kein Pfeil, und man will damit ſagen, daß ein ehrenrühriger Ausdruck nicht ſoviel zu bedeuten habe, und daher eher vergeben werden müſſe, als eine Handlung, die gegen das, was andern theuer iſt, unternommen wird. Ich hingegen glaube, daß ein Wort der allerſpitzeſte und tödtlichſte Pfeil ſey, indem wir damit den guten Namen, unſeres Bruders, ſeine Lebensfreuden, das Glück, das ihm aus dem Schooße langer Jahrzehende hervorwuchs, im Nu vernichten, die zarten Bande der Eintracht, welche Herzen an einanderfügen, zerreißen, und unſerer eigenen Bruſt Wunden verſetzen, an denen ſie oft lebenslänglich leidet, oft auch verblutet.“

„Erkenne die Wahrheit meiner Behaup-

tungen aus Deiner eigenen Begebenheit. Waren nicht ohne die Dazwiſchenkunft der Obrigkeit der Gehorſam, den Unterthanen ihrem Obern ſchuldig ſind, der Beſitz einer guten, liebenden Gattin, die Achtung, die wir gegen jeden Menſchen, in der Voraus-ſetzung, daß er menſchlich fühle und handle, hegen, die Werthſchätzung der Kammeraden für den Offizier verlohren? War nicht an die Freuden, die er endlich nach langem Entbehren genießen ſollte, ein Wurm geſetzt, der die ſchönſten derſelben zernagte? Hatteſt Du nicht ſein ganzes ſtaatsbürgerliches Glück zu Grunde gerichtet? — Hatteſt Du nicht einem Mädchen die Ausſicht auf eine ſchöne Zukunft, die vielleicht lange der ein-zige Troſt in einem beſchwerdevollen Leben war, entzogen? — Und für Dich — ich zittre, mein Wilhelm, wenn ich bedenke, was für Gefahren für Dich daraus hätten entſtehen können. Denke Dir, daß der Of-

fizier in ſeiner erſten Wuth zu Dir geeilet wäre. Was wäre von ihm zu erwarten geweſen? Entweder er hätte in unüberlegter Hitze Dich vor Vater und Mutter, vor dem Geſinde, vor den Landleuten gemißhandelt, und das Anſehen untergraben, das Dir als künftigen Beſitzer eines anſehnlichen Gutes unentbehrlich iſt, oder er hätte, wenn ein Reſt von Vernunft ihm Schonung empfohlen hätte, Dich zum Zweykampf gefordert. Du hätteſt entweder die Ladung ausgeſchlagen, und wäreſt in den Augen zwar unvernünftiger, aber Dir für Dein künftiges Leben nicht unentbehrlicher Menſchen, gegen deren Vorurtheile Du Dich nicht ohne großen Schaden ſträubeſt, geſunken, oder Du wäreſt ihr gefolgt, und — ach, laß mich nicht vollenden, was ich hier noch alles zu ſchildern fände!“

„Sey froh, daß Du noch ſo leicht davon gekommen biſt. Es koſtet Dich Geld? —

Eine gute Erndte bringt es wieder. Du ſchämteſt Dich, einen Irrthum eingeſtehen zu müſſen? Iſt das etwas ſo unerhörtes? Sind wir nicht alle Menſchen, und als ſolche dem Irrthum unterworfen? — In der That, ich lächle allemal, wenn ich einen Menſchen ſteif bey einer Meynung beharren ſehe, welche anerkannt irrig iſt. Der Thor! denke ich mir allemal, er will ein Gott ſeyn, und alles mahnt ihn an ſeine menſchlichen Schwächen. Er will in den Lüften fliegen, wie die Schildkröte in der Fabel, und ſchämt ſich vor ſeines Gleichen, daß ihm die Natur die Schwingen verſagte. Beſſer, Du haſt allen, die Dich hörten, eingeſtanden, daß Du ein Menſch ſeyſt, wie ſie, als daß Du, in dem Glücke des ſchuldloſen Kriegsmannes fortwühlend, zu einem Teufel herabgeſunken wäreſt! Du haſt wenig erlitten, und durch das Wenige haſt Du einem andern Ruhe, Ehre, Freyheit und die Beſeligun=

gungen einer tugendhaften Liebe wiedergegeben. Welch ein großer Troſt!“

„Und nun, mein Lieber, ſey in Zukunft auf Deiner Huth! Deine Unvorſichtigkeit hat hier ein eigenes Gepräge angenommen, ſie hat ſich mit Voreiligkeit oder Vorſchnelligkeit gepaart, welche darin beſteht, daß man ſich ein Urtheil oder eine Handlung erlaubt, ohne dieſelben durch ein kälteres, fortgeſetztes Nachdenken von allen Seiten geprüft zu haben. Iſt doch der Menſch ſelbſt bey dem ſorgfältigſten Gebrauche der Vernunft nicht immer fähig, die Wahrheit zu finden, wieviel Wahres kann alſo wohl in der Regel an halbgedachten Dingen ſeyn! Und was für eine ſchiefe Richtung muß die Unwahrheit, wenn wir ihr durch Entſchlüſſe und Handlungen dienen, unſerm ganzen Selbſt geben!“

„In dem Tadel einer ſolchen mit Vorſchnelligkeit gepaarten Unvorſichtigkeit muß

ich um ſo ſtrenger ſeyn, da ich finde, daß ſie der Fehler ſehr vieler, in anderer Rückſicht liebenswürdiger Jünglinge iſt. Sie erkühnen ſich, alles zu meiſtern, was nicht ſo iſt, wie ſie denken, oder vielmehr, wie ſie ihr Lehrer, deſſen Echo ſie oft nur ſind, zu denken gelehrt hat. Ihr Tadel fällt über Fürſten und Staatsmänner, die im Publikum geachtet ſind, über allgemeine Geſetze und Familieneinrichtungen, über Generale und Gelehrte, über Schriftſteller und Schauſpieler her, und zerfleiſcht das Verdienſtliche, was an ihnen iſt. Ich will nicht einmal von der Unbeſcheidenheit reden, die darin liegt; ich wünſchte ſie nur auf die Folgen ihrer unvorſichtigen Aeußerungen aufmerkſam zu machen. Nicht ſelten raubt dieſe Begierde, mit halbreifen Begriffen über den Werth oder Unwerth anderer abzuſprechen, ihnen Freunde und Gönner, die ihnen die ſprechendſten Beweiſe von Liebe zu geben bemüht

waren; nicht ſelten verwickelt das Beſtreben, etwas auffallendes zu ſagen, ſie in Händel, in Streitigkeiten, in Prozeſſe, und wenn ſie dann die Strafen ihrer Unvorſichtigkeit im Reden treffen; ſo wird ihr Herz frühzeitig mit jenem Groll gegen die Welt erfüllt, der ihr die edelſten Kräfte derſelben vorenthält, weil ſie ſich nicht geſtehen mögen, daß ihr eigener Fehler ſich an ihnen gerochen hat.“

So weit Alwills Brief. Friederike hatte unterdeſſen in dem Herrn von Wernsdorf, einem jungen Landedelmann, einen Liebhaber gefunden, der ſie zu ſeiner Gattin machte, und ſie um ihres künftigen fernen Wirkungskreiſes willen den Umarmungen der Ihrigen entzog. Wilhelm blieb in dem Hauſe der Eltern, und übernahm nach ihrem Tode das Gut. Die früh in ihre Herzen eingepflanzte Liebe zum Guten bewirkte, daß beyde in ihrem Beruf das zu ſeyn bemüht waren, was ſie nach der Natur deſſelben ſeyn ſollten, und

ſchwerlich konnten die Pflichten, welche er auflegte, mit mehr Gewiſſenhaftigkeit erfüllt werden. Friederike umſchwebte ihren Gatten wie ein liebender Engel, und ſcherzte ihm Jahre zu Augenblicken. Ihr Geſinde, alle welche mit ihr umgiengen, waren ihr mit der feſteſten Anhänglichkeit zugethan. Wilhelm bemühte ſich durch Befolgung alles deſſen, was ihm nützlich zu ſeyn ſchien, den Ertrag ſeines Landgutes zu erhöhen, und, was noch mehr war, er ſuchte das Glück der Landleute, welche in ſeinem Dorfe wohnten, und ihm in vieler Rückſicht untergeordnet waren, zu vermehren.

So verfloſſen Jahre, und Alwill, jetzt ein Greis von achtzig Jahren, genoß das Glück, die ſchönen Erwartungen, welche er ſich von dieſen zwey beſten ſeiner ehemaligen Zöglinge gemacht hatte, in Erfüllung gehen zu ſehen. Er beſchloß endlich, ſeine Erziehungsanſtalt, die dem Staate ſo manchen

wackern Mann gebildet hatte, einem andern zu überlaſſen, und in der Ruhe, welche ſeinem Alter zu gönnen war, von ſeinem erſparten Gute zu leben. Aber ſo wünſchenswerth ihm dieſe anfänglich geſchienen hatte, ſo ſehr fieng ſie endlich an dem Manne, der ſich länger, als ein halbes Jahrhundert für Menſchenwohl aufgeopfert hatte, zu mißfallen, und er milderte daher das Einerley ſeines gegenwärtigen Zuſtandes dadurch, daß er von Zeit zu Zeit Reiſen zu ſeinen ehemaligen Zöglingen unternahm. Die Reihe kam auch an unſern Wilhelm.

Er reiſte in der Geſellſchaft ſeines Bruders, eines akademiſchen Lehrers zu Marburg *) ab. Bevor er aber ſich ſelbſt zu ihm begab, beſchloß er einen Verſuch zu machen, ob er auch nun von ſeinem alten Feh-

*) Marburg, eine anſehnliche Stadt mit einer Univerſität im Kurfürſtenthum Heſſen.

ler völlig geheilt ſey. Er ſchickte deshalb ſeinen Bruder an ihn ab, von welchem er wußte, daß er nicht von ihm gekannt wurde. Dieſer mußte ſich für einen durch den Krieg vertriebenen Domherrn aus dem Lüttichſchen ausgeben, und ihn nach einer rührenden Schilderung ſeiner gegenwärtigen bedrängten Lage, und nach der beſtmöglichſten Herausſtreichung ſeiner verlaſſenen und bald wiederzubekommenden Beſitzungen, um ein Darlehn von dreytauſend Gulden erſuchen. Der Profeſſor ſpielte ſeine Rolle ſo gut, wußte in ſo zu Herzen gehenden Ausdrücken zu ſprechen, daß Wilhelm ſehr bald erweicht wurde, und da er einen Mann von Range, von Vermögen und von der größten Redlichkeit vor ſich zu ſehen glaubte, ihm nach einem kurzen Beſinnen die Summe hinzählte.

Als er ſich entfernt hatte: ſo trat Alwill ein. Die Ausbrüche von Wilhelms Freude über die unvermuthete Erblickung eines ihm

ſo theuern Menſchen, dem er ſo viel zu dan=
ken hatte, waren äußerſt ungeſtüm. Allwill
erkundigte ſich nach allem, was ſein Glück
betraf, ſehr ſorgfältig, und Wilhelm führte
ihn ſelbſt in ſeine Ställe, auf ſeine Felder,
auf ſeine Wieſen. Nachdem er ſich von dem,
was er wiſſen wollte, gehörig überzeugt
hätte: ſo ſagte er: „daß Du glücklich biſt,
ſehe ich, daß Du wohlthätig und gut biſt,
iſt mir von Alters her bekannt, nur wünſchte
ich —

Wilhelm. Ich weiß, wo Sie hinaus
wollen. Ich bin von meiner Unvorſichtigkeit
ſeit der Lektion, die mir das Ereigniß mit
dem Offizier darüber gegeben hat, völlig
geheilt.

Allwill. Völlig? — Ich würde es
glauben, wenn mir nicht ganz neuerlich ein
Beyſpiel vom Gegentheil bekannt geworden
wäre.

Wilhelm. Welches?

Alwill. Nicht alle ſind reiche Lüttichſche Domherrn, die ſich dafür ausgeben.

Wilhelm. Was iſt das? — Ich wäre betrogen?

Alwill. Haſt Du die Güter, die er zu beſitzen vorgiebt, mit eigenen Augen geſehen? — Oder wußteſt Du wenigſtens aus zuverläſſigen Quellen, daß er der Beſitzer davon iſt? — Denn von dieſen Umſtänden muß man doch nothwendig unterrichtet ſeyn, ehe man dem andern eine ſo anſehnliche Summe Geldes anvertrauen kann.

Wilhelm. Ich traute auf die Worte —

Alwill. Die ein jeder nach Belieben ſo rührend einrichten kann, als es ſein Zweck erfordert.

Wilhelm. Auf den Rang —

Alwill. Nicht zum erſten Male hat ſich ein Bettler in einem fremden Lande für einen Grafen ausgegeben.

Wilhelm. Auf die ehrliche Miene des Fremdlings —

Alwill. Die Miene trügt.

Wilhelm. Und ſeine Leiden machten mir Kummer.

Alwill. Kam es Dir nicht in den Sinn, daß dieſe ein Gewebe von Erdichtungen ſeyn konnten?

Wilhelm. Nun in der That, wenn man Menſchen, wie er ſchien, nicht trauen ſoll: ſo darf man niemanden trauen.

Alwill. Das iſt ein ſchlechter Behelf Deiner Unvorſichtigkeit.

Wilhelm. Sie lehrten mich einſt ſelbſt, daß es Pflicht ſey, Zutrauen zu andern zu haben.

Alwill. Das mußt' ich. Aber der wahrhaft Tugendhafte weiß Pflichten, die einer gemeinen Seele im Widerſpruche mit einander zu ſtehen ſcheinen — keine einzige ſteht mit der andern im Widerſpruche —

leicht zu vereinigen. Er traut jedem das zu, was er ihm nach Maasgabe der Umſtånde zutrauen darf, aber ſeine Gutmůthigkeit geht nie ſo weit, daß er dabey ſich vor Gefahren zu ſichern aufhören ſollte. Er wird ſich håten, ſich auf die Ausſage eines unbekannten Fremden blindlings zu verlaſſen, und ihm Summen anzuvertrauen, welche für ſein eigenes Wohl und für ſeine Fåhigkeit, noch in Zukunft zu beglůcken, von der größten Wichtigkeit ſeyn můſſen. Es iſt lieblos, dem Zutrauen zu verſagen, deſſen Charakter nach allen den Zůgen, die davon bekannt wurden, es verdient, aber es iſt auch unklug, dies Zutrauen auf ſolche auszudehnen, die zeitiger unſer Herz rühren, als ſie den Beyfall unſeres Verſtandes davon getragen haben.

Alwill konnte ſeinen Wilhelm nicht långer in einer ſo großen Angſt ſchweben ſehen;

er geſtand ihm alſo, daß er ihn bloß durch ſeinen Bruder habe auf die Probe ſtellen wollen, und beruhigte ihn damit, daß er ihm nach Hereinrufung ſeines Bruders ſein Geld unverzüglich wieder gab. Jetzt öffnete ſich die Thür eines Nebenzimmers, und wie groß war das Erſtaunen des Greiſes, als er Friederiken eintreten ſah.

„Was in aller Welt machſt Du hier?“ fragte er, indem er ſeinen Augen kaum trauen zu dürfen glaubte.

Friederike. Ich lebe jetzt bey meinem Bruder.

Alwill. Seit langer Zeit?

Friederike. Seit acht Tagen.

Alwill. Und Dein Gatte?

Friederike. Iſt mit den Kindern auf ſeinem Gute.

Alwill. Ihr ſeit entzweyt?

Friederike. Er hörte nicht auf, mich zu mißhandeln.

Alwill. Aber um Gottes Willen, ſo erzähle, und ſpanne meine Ungedult nicht länger auf die Folter!

Friederike. Ich will meinem Gatten Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Er iſt zärtlich gegen ſeine Kinder, menſchlich gegen ſeine Untergebenen, gewiſſenhaft in der Erfüllung ſeiner Pflichten, er iſt mit einem Worte ganz ſo, wie ich ihn immer in meinen Briefen an Sie geſchildert habe. Seine Liebe hat er mir gewiß noch in dieſem Augenblicke nicht entzogen, ſo wie ihn nichts aus dem Beſitz der Meinigen reißen kann.

Alwill. Sonderbar! und doch ſeyd Ihr getrennt.

Friederike. Ein ſehr unangenehmer Vorfall verurſachte dieſe Trennung. Mein Wernsdorf iſt der einzige Sohn eines reichen Vaters, von welchem er aber nicht einen Heller erhalten hat. Die Sache gieng ſo zu. Der alte, ſchwache Vater heurathete zum

zweytenmale ein Weib, das ungleich jünger war, als er, ſo daß es wohl eher für ſeine Tochter gelten konnte. In dieſer zweyten Gattin deſſelben erhielt mein Gemahl eine Stiefmutter, die, ein Muſter der Liebloſigkeit, ihn durch Verläumdungen um die Gunſt des Vaters brachte, welcher ihn aus dem Hauſe trieb, und ihn nöthigte in Kriegsdienſte zu gehen, um ſich gegen den drückenden Mangel, welchem er Preis gegeben war, zu ſchützen. Die grauſame Stiefmutter hatte dies alles ſo vorbereitet, um den alten Mann völlig zu beherrſchen, und ſie wußte ſich mit ſo großer Kunſt in dem Beſitze ſeiner Liebe zu erhalten, daß er ihr bey ſeinem Tode alles, und dem Sohne ſeiner erſten Ehe nichts vermachte. Freylich hat ſie ſehr unrecht gehandelt, und ich hätte ein ſo gereiztes Gewiſſen, wie ich mir das ihrige vorſtelle, um keinen Preis mit mir im Buſen herumtragen mögen.

Alwill. Du wollteſt mir die Urſache Eures Zwiſtes angeben.

Friederike. Hören Sie weiter! Dieſe harte Stiefmutter hat für ihre Liebloſigkeit gebüßt. Der zweyte jüngere Gatte, welchen ſie ſich nach dem Tode des erſtern wählte, war ein Spieler, ein Wollüſtling, ein Trunkenbold, ein Müßiggänger. In wenig Jahren war das ganze ſchöne Vermögen, das dem armen Wernsdorf von Rechtswegen gehört hatte, verpraſt. Als die Gläubiger ihm die letzten traurigen Ueberreſte deſſelben genommen hatten; ſo gieng er auf und davon, und überließ ſeine Gattin mit ſechs Kindern dem höchſten Elende, welches Sie ſich denken können. Unterdeß war Wernsdorf, durch die Güte eines Onkels für ſeinen Verluſt reichlich entſchädiget worden, und kaum war er Herr ſeiner gegenwärtigen Habe, als er kam, ſie mit mir zu theilen. Ich erfuhr den troſtloſen Zuſtand

der Stiefmutter ſehr bald, und er gieng mir zu Herzen. „War ſie gleich — ſo dacht' ich — dem armen Wernsdorf keine Mutter: ſo war ſie doch ſeinem Vater in den rauhen Wintertagen des Alters eine liebende Gattin, eine Gefährtin, an deren Seite er ſich ſelig fühlte. Sie darbt; wir leben im Ueberfluſſe. Nicht anders, ſie muß durch uns dem Mangel entriſſen werden.“ — Sagen Sie, mein verehrter Lehrer, waren dieſe Geſinnungen zu billigen oder nicht?

Alwill. Sie machen dem Herzen meiner Friederike Ehre.

Friederike. Warum will ſie aber Wernsdorf nicht gelten laſſen? Ich theilte ſie ihm mit, und ſein Betragen ſetzte mich in Verwunderung. Er, der ſonſt jede Thräne des Kummers, welche er fließen ſieht, zu trocknen bemüht iſt, den ich ſelbſt ſeinen Feinden verſöhnt die Hand reichen ſah, wenn ſie ſeinem Stolze nur ſo viel zu Gefallen tha-

ten, daß ſie zuerſt nachgaben, und der oft in Prozeſſen ſeinem hartnäckigſten Gegner Tauſende aufopferte, wenn dieſer ſich nur zuerſt geneigt finden ließ, ihm einen kleinen Dienſt zu erweiſen, er lärmte und tobte gegen ſeine hartherzige Stiefmutter, als von ihrer Unterſtützung die Rede war, und verbot es mir bey dem Verluſte ſeiner Liebe, ſie noch einmal zu erwähnen. Auf dieſe Aufnahme eines Raths, den, wie ich ſicher wuſte, niemand tadeln konnte, war ich in der That nicht recht gefaßt. Nach einigem Beſinnen fand ich jedoch, daß die Lage der unglücklichen Familie uns Hülfe zu ſehr zur Pflicht machte, als daß ich mich durch Wernsdorfs Unwillen hätte abhalten laſſen ſollen, ihr dieſelbe zu leiſten.

Alwill. Ich merke, wozu das führen wird.

Friederike. Ich ſchickte alſo Wernsdorfs Stiefmutter Lebensmittel, ich ſchickte

ihr Geld. Er bemerkte dies und verbot es mir. Ich ließ mich dadurch nicht hindern, die Pflicht der Wohlthätigkeit, zu der mich Vernunft und Herz mit der größten Stärke hinzogen, auf's neue zu üben. Er bemerkte das wieder, und ward aufgebracht. Er machte mir Vorwürfe wegen meines Ungehorſams gegen ſeinen Willen, ich ihm wegen ſeiner Unverſöhnlichkeit und Härte. Ich ließ mich nicht irre machen in dem, was jeder Redliche billigen mußte, und genoß die Freude, mir die arme Familie in ſehr kurzer Zeit zu verbinden. Aber freylich vergieng nun auch kein Tag ohne die heftigſten Zänkereyen zwiſchen mir und Wernsdorf. Endlich — ſtellen Sie ſich ſeine Grauſamkeit und mein Entſetzen vor — vermiſſe ich die Schlüſſel zu unſern Vorrathskammern. Ich ſuchte ängſtlich und finde ſie am Ende in den Händen einer alten Baſe, die auf dem Gute lebte, und eine Art von Haushälterin

machte. Ich fordre ſie zurück. „Gern verſetzte ſie, will ich ſie Ihnen wiedergeben, aber Sie müſſen erſt mit Ihrem Gemahl reden, der ſie am frühen Morgen von Ihrem Zimmer geholt, und mir anvertraut hat, und ohne deſſen Einwilligung ich mich ihrer nicht wieder entledigen darf.“ Glühend vor Scham und Zorn eilte ich zu ihm, um ihn zur Rede zu ſetzen. Mit einer Sanftheit, die er lange nicht gegen mich bewieſen hatte, und die wahrſcheinlich aus dem Gefühle des Unrechts, welches er mir zufügte, entſprang, ergriff er meine Hand, und ſagte: „Friederike, Du ſollſt die Schlüſſel wieder erhalten, und alles ſoll wieder auf den alten Fuß kommen, wenn Du mir verſprichſt, Dich nicht weiter um meine Stiefmutter zu bekümmern.“ Meine ganze weibliche Würde ſträubte ſich, ein Verſprechen abzulegen, das aller Tugend ſtraks zuwiderlief. Mit Verachtung — warum konnte er auch ſo et-

was von mir fordern? — mit Verachtung blickte ich ihn an, und ſagte: „das verſpreche ich Dir nicht.“ — Er kehrte mir den Rücken, und erwiederte: „ſo gebe ich Dir auch die Schlüſſel nicht.“ Er hielt nur zu gut Wort. Eine ſolche Mißhandlung empörte mein Inneres zu ſehr, als daß ich ſie lange hätte ertragen können. Ich entfernte mich eines Morgens aus ſeinem Hauſe, und eilte zu meinem Bruder, indem ich einen Brief zurückließ, worin ich die Gründe, die mich zu dieſer Flucht gedrungen hatten, deutlich aus einander ſetzte, und ihm drohte, daß ich gar nicht zurückkommen würde, wenn er mich nicht in alle die Rechte, die mir als ſeiner Gattin zukämen, wieder einzuſetzen Anſtalten träfe.

Alwill. Hat er Dir ſchon geſchrieben?

Friederike. Noch nicht. Aber ich erwarte jeden Tag einen Brief.

Wilhelm. Wie verkehrt oft die Men=

ſchen ſind, und wie blind gegen ihr eigenes Beſte! Wernsdorf hätte froh ſeyn ſollen, daß er eine Gattin hatte, die das Gute ſo ſehr liebte. Aber da muß man ſich oft bey den beſten Abſichten verkennen laſſen. Iſt's denn unſerm ſeligen Vater beſſer gegangen? Und befinde ich mich nicht mit meiner Schweſter in einem gleichen Falle?

Alwill. Wie ſo?

Wilhelm. Es war der Zweck meines Vaters, ſo wie der meinige, ſeine Bauern auf alle Weiſe glücklich zu machen. Das alte Geſangbuch, welches ſie hatten, enthielt zum Theil ganz unverſtändliche, zum Theil mit unſern geläuterten Religionsbegriffen in geradem Widerſpruch ſtehende Geſänge, und der Gebildete ärgerte ſich, wenn er ſie an Sonn- und Feſttagen in der Gemeinde mitſingen ſollte. Mein Vater ſchlug vor, anſtatt deſſelben die neue, ſehr zweckmäßige Liederſammlung, die auf Befehl der

Landesregierung veranſtaltet worden war, einzuführen, aber ſein Vorſchlag wurde verworfen. Er kehrte ſich eine Zeitlang nicht an dieſen Widerſpruch, und befahl nun das, was er vorher durch Bitten hatte bewirken wollen. Aber dadurch machte er ſich alle Landleute zu Feinden, und ſie murrten ſo laut, daß der Pfarrer ſelbſt aus Beſorgniß meinem Vater rieth, ſeinen Plan aufzugeben. Das alte Geſangbuch erhielt ſich bis an den Tod deſſelben in der abergläubiſchen Achtung, welche man vor demſelben hatte. Vor etwa einem halben Jahre hat die Gemeinde das neue aus freyen Stücken angenommen, und bey ihren Gottesverehrungen eingeführt.

Alwill. Das iſt ein Triumph für Dich und alle Freunde Deines Vaters.

Wilhelm. Unſer Dorf liegt ziemlich niedrig. Wenn daher im Frühjahr das Eis und der Schnee ſchmilzt, oder wenn im

Sommer heftige Regengüſſe erfolgen: ſo iſt in demſelben ein Koth, durch welchen man ſich nur mit der größten Mühe hindurcharbeiten kann. Ich habe daher den Hausbeſitzern den Vorſchlag gethan, daß ein jeder vor ſeinem Hauſe pflaſtern laſſen möchte, während ich ſelbſt durch die Hauptſtraße für Pferde und Wagen, die ſo oft im Unrath ſtecken blieben und verunglückten, einen Steindamm führen laſſen will. Da wir Steine genug beſitzen: ſo wäre die Ausführung dieſes Vorſchlags, die in ihren Folgen ſo wohlthätig ſeyn würde, für jeden mit ungemein wenig Koſten verbunden. Dem ungeachtet hatte ich gut Reden. Man entgegnete mir, daß man es bey dem Alten laſſen wolle. „Sind", ſo ſagte man mir, unſre Väter nicht im Schmutze umgekommen: ſo werden wir auch nicht umkommen." Ich bat, ich warnte, ich befahl, ich drohte, alles umſonſt. Kaum fünf oder ſechs ſind

von den etlichen und Siebzig Hauswirthen auf meine Seite getreten, und es bleibt mir nichts übrig, als eine Klage über dieſe Widerſpenſtigkeit bey der Regierung einzureichen.

Alwill. Welches zu unterlaſſen ich Dich höflich gebeten haben will. Solche Prozeſſe, die oft gar ſehr in die Länge gezogen werden, verurſachen nur Koſten und Unruhe, und entfremden die Herzen noch mehr von einander.

Als ſie ſo redeten, klopfte es. Es trat ein junger, geſunder Mann, von ſtarkem Gliederbau, in Lumpen gekleidet, ein, empfieng von Willhelm ſtillſchweigend eine Gabe, und entfernte ſich wieder. „Wer iſt das?“ fragte Alwill.

Wilhelm. Ein Hausarmer aus der Nachbarſchaft, dem ich alle Wochen einen Beytrag zu ſeinem Unterhalt zu geben pflege. Eigentlich will es die Obrigkeit freylich nicht,

daß es Bettler im Lande gebe, aber ich finde darin eine große Härte gegen die unglücklichſten unſerer Nebenmenſchen.

Alwill. Wenn ſie das Betteln unterſagt, hat ſie keine andern Anſtalten getroffen, um die Bettler zu verſorgen?

Wilhelm. Sie hat einige Arbeitshäuſer errichtet, in welche alle, die man bey dem Betteln ertappt, gebracht werden. Sie erhalten hinlängliche Nahrung und Kleidung, doch müſſen ſie dafür arbeiten.

Alwill. Nun ſo finde ich auch in dem Betragen der Obrigkeit weit eher Weisheit, als Härte, in dem Deinigen hingegen, verzeihe mir, daß ich ſo aufrichtig bin, viel Unklugheit. Du willſt mitleidig ſeyn, aber Du biſt es zur Unzeit, und übſt alſo nichts weniger, als Tugend. Das öffentliche Betteln darf aus mehr, als aus einem Grunde in wohleingerichteten Staaten nicht geduldet werden. Liegt nicht eine Art von Unbillig-

keit, von grober Unverſchämtheit darin, daß Menſchen uns an Pflichten gegen ſie mahnen, die keine gegen uns zu erfüllen Luſt haben, ob ſie gleich nicht ſelten die dazu erforderlichen Kräfte beſitzen? Iſt es nicht für jeden Wohlhabenden äußerſt läſtig, jeden Augenblick, bald auf der Straße, bald in ſeiner Behauſung von dieſen Menſchen, wie von gefräßigen Harpyien*), angefallen zu werden, deren bloßer Anblick ſchon ekelhaft und widerlich iſt, und ihn in der Freude, welche ſeinen Buſen gerade erfüllte, auf eine höchſt unangenehme Weiſe unterbricht, und die oft mit ſo ſchmutzigen und anſteckenden Krankheiten behaftet, mit Ungeziefer in einem ſolchen Grade beladen ſind, daß jede

*) Harpyien waren nach der Dichtung der Alten gefräßige Ungeheuer mit Mädchenköpfen und Vögelkörpern, die auf einer Inſel im Griechiſchen Archipelagus hauſten, und den Eſſenden die Speiſen vor dem Munde wegſtahlen.

Annäherung derſelben nicht blos Abſcheu und Entſetzen erweckt, ſondern auch die größten Gefahren droht? Iſt nicht endlich das unzeitige Mitleid, welches Du und Deines Gleichen gegen ſolche Menſchen empfinden, von höchſt verderblichen Folgen gegen ſie? — Ihr glaubt ihnen einen Dienſt zu erweiſen, und Ihr reicht ihnen in Euren ſogenannten milden Beyträgen ein Gift, das die letzten Ueberreſte ihrer Tugend tödet. Ihr beſtärkt ſie dadurch in ihrem ſchimpflichen Müßiggange, welcher ihnen ſo ſehr zur Natur wird, daß ſie jede Anſtrengung ihrer Kraft ſcheuen, daß ſie von Morgen zum Abend an den Heerſtraßen liegen, und über nichts, als über neue Kunſtgriffe nachſinnen, durch welche ſie den Vorüberziehenden den Beutel zu fegen hoffen. Ihr beſtärkt ſie in allen den Laſtern, welche aus dem Müßiggange herfließen. Wenn nehmlich dieſe Elenden nicht ſoviel von Eurem Mitleid erhalten ha-

ben, als zu ihrem Unterhalt nöthig iſt: ſo ſuchen ſie das Fehlende durch Stehlen zu erſetzen; ſie werden Landſtreicher und Diebe, die, nicht zufrieden mit dem, was Euer guter Wille ihnen zuwarf, auch noch im Fortgehen Euch koſtbare Geräthſchaften entwenden, um ſie an andern Orten für ein Spottgeld zu verkaufen, und Euch ſo mit Undank lohnen. Wenn es ihnen aber gelingt durch die Verkrüppelungen ihrer Glieder, die ſie erheucheln, durch die Pflaſter am ganzen Körper, die keine Wunden bedecken, und durch die ſchaamloſen Thränen, die ihrem Auge zu jeder Minute zu Gebote ſtehen, und der Lüge den Anſtrich der Wahrheit zu geben bemüht ſind, Euer Herz zu rühren, und Euch mehr abzwacken, als zur Nothdurft gebraucht wird: ſo tragen ſie den Ueberfluß zu Schenkwirthen, und bey dieſen bringen ſie die Nächte mit Schlemmen, Saufen und Spielen hin. O wahrlich,

man braucht eben nicht nach Köln am Rhein *) zu wandern, wenn man von ſolchen Bettlerorgien **) Zeuge ſeyn will!

*) Nirgends war die Betteley größer, als in der Reichsſtadt Köln am Rhein vor ihrer Eroberung durch die Franzoſen. Die Bettler, äußerſt zahlreich, machten daſelbſt eine Art von Zunft aus, und hatten gewiſſe Gerechtſame unter einander feſtgeſetzt. Sie hatten ihre Lagerſtätten vor den Kirchen, die ihnen kein anderer nehmen durfte, und wer mehrere ſolche Lagerſtätten beſaß, galt unter ihnen für einen wichtigen Mann. Väter wußten für ihre Töchter, wenn ſie heuratheten, keine beſſere Mitgift, als einen ſolchen Sitz, wo ſie oder ihr Mann das Brod erbettelten. Unter dieſer Menſchenklaſſe, von welcher einige mehrere Tauſend Gulden zuſammengebracht hatten, und doch mit heuchleriſch verunſtaltetem Körper immer noch bettelten, war das Sittenverderben ſehr groß.

**) Orgien d. i. üppige Eß- und Trinkgelage.

Wilhelm. Es giebt unter den Bettlern auch edlere Menſchen, die wirklich wegen Verkrüppelung des Körpers gehindert werden, ſich durch Arbeit ihr Brod zu erwerben.

Alwill. Es giebt muthwillige und unglückliche Bettler, aber ſelbſt den Beſſern unter ihnen darf man keine Gelegenheit, keine Reize zum Sündigen geben, um ſo mehr, da die Tugend dieſer Menſchen, denen es an guter Erziehung mangelte, gewöhnlich ſchwach iſt, und dergleichen Prüfungen nicht immer beſtehen kann.

Wilhelm. Mitleid iſt aber doch eine Pflicht, welche die Vernunft ſehr nachdrücklich vorſchreibt —

Alwill. Und deren Ausübung die Obrigkeit, indem ſie das Geſetz giebt, ihr jeden Bettler anzuzeigen, keinesweges verhindern will. Ihre Abſicht iſt blos, es zu leiten, damit es auch wirklich ſo nützlich

werde, als es werden kann. Wenn Du ſchwache, alte, kranke, gebrechliche Perſonen unterſtützeſt: ſo wird ſie gegen dieſen Ungehorſam, den Du ihren Befehlen entgegenſetzeſt, noch eher Nachſicht haben, obgleich auch dieſe Perſonen ihre Pflege und ihren Unterhalt beſſer in Lazarethen und wohleingerichteten Hospitälern, wo ſie zugleich in Betreff ihrer Sittlichkeit unter Aufſicht ſtehen, als aus Deinen Händen empfangen. Aber junge, kraftvolle, muthwillige Bettler, die nichts nützliches ſchaffen wollen, ſondern in träger Gemächlichkeit auf Koſten ihrer Nebenmenſchen zu leben geſonnen ſind — und derjenige, welchen ich ſo eben bey Dir ſah, gehörte unter dieſe Klaſſe — zu unterſtützen iſt gewiſſenlos, denn es wird nur ihrem Laſter Vorſchub geleiſtet. Gegen dieſe, mein guter Wilhelm, ſey in Zukunft ſo hart und unerbittlich, als Du ſelber willſt; deſto reichlicher aber laſſe die

milden Gaben, die Dein Mitleid ſpendet, den Kaſſen der Waiſenhäuſer, die in ihrem Schooße die darbende Jugend aufnehmen, und ſie zu nützlichen Bürgern des Staats erziehen, der Arbeitsanſtalten, in welchen ſtarke, geſunde Bettler und Landſtreicher der Menſchheit für die Wohlthaten, die ſie von ihr empfangen, durch die Arbeit ihrer Hände zu nützen gezwungen werden, der Wittwen- und Krankenhäuſer, in welchen die Thränen des Jammers getrocknet werden, zufließen. Sey verſichert, daß Du auf dieſe Weiſe doppelt giebſt, einmal für den Körper der Unglücklichen, welchen Du den Ungemach entreißeſt, das andre Mal für ihre Seele, die Du im Guten befeſtigeſt, und daß Du nur ſo die Pflichten eines gehorſamen und treuen Staatsbürgers erfülleſt, den die Obrigkeit durch Vertrauen und Achtung belohnen wird.

Wilhelm. Sie ſollen meine Begriffe

vom Mitleid nicht umſonſt berichtiget haben. Der junge Menſch erhält von mir keinen Heller wieder, wenn er jedoch bey mir arbeiten will: ſo ſoll er ſein Brod finden. Aber was ſagen Sie zu dem Unglück meiner Schweſter?

Alwill. Ihr Lieben, Ihr ſeyd beyde nicht ſo glücklich, als ich Euch zu treffen wünſchte. Uneinigkeit, ſie herrſche zwiſchen Ehegatten, oder zwiſchen Gutsherrn und Bauern, ſtört den Frieden der Seele, und verbittert das Leben. Aber ich muß freymüthig ſeyn; auch erwartet Ihr gewiß von dem, der Euer zärtlichſter Freund ſeyn muß, von dem Lehrer Eurer Jugend, keine Schmeicheleyen. So wißt denn, daß ich mit Eurem Verhalten im Ganzen ſehr zufrieden bin; Tugend aber, die ſo fleckenlos iſt, wie der friſche Schnee, nein, meine Guten, Tugend iſt es nicht.

Friederike. Es iſt nicht Tugend, eine leidende Familie zu unterſtützen?

Wilhelm. Nicht Tugend, gemeinnützige Einrichtungen zu treffen?

Alwill. Unter den Umſtänden, unter welchen Ihr es thatet, ſo wahr ich lebe, nicht. Der gemeine Verſtand wird es nachſichtig ſo nennen, derjenige aber, welcher die hohe Würde der Tugend kennt, iſt ſtrenger in ſeinen Forderungen. Aechte Tugend muß in keiner Rückſicht etwas zu wünſchen übrig laſſen; dies iſt nicht mit der Eurigen der Fall. Ihr fehlt das, was jede Tugend auszeichnen muß, was ſelbſt Tugend iſt, und in keiner Lage des Lebens entbehrt werden darf, Klugheit. Ich rede hier nicht von der Klugheit im allgemeinen Sinne, welche alle ſich darbietende Umſtände zu ihren Zwecken benutzt, denn ſo ſehr man dieſe auch oft an einem Menſchen rühmt: ſo iſt ſie doch nicht immer rühmenswerth, weil ſie

nur allzuoft die Dienerin ſehr eigennützige Zwecke ſeyn kann. Ich ſpreche hier blos von der ſittlichen Klugheit, welche wir alsdann einen Menſchen mit Recht zugeſtehen, wenn er, gute, ſittliche Zwecke unabläſſig verfolgend, in der Wirklichkeit jeden Umſtand, der ſie befördern kann, leicht wahrnimmt und benutzt, während er allen Hinderniſſen derſelben bey Zeiten ausbeugt. Jene Umſtände mögen ſich ihn nun von ſelbſt darbieten, oder er mag ſie erſt auf eine unſträfliche Weiſe vorbereiten: ſo macht er doch ſtets davon jenen für das Gute ſelbſt ſo heilſamen Gebrauch von denſelben.

Wilhelm. In der That, das wußte ich nicht, daß dieſe Tugend von ſo großer Wichtigkeit iſt.

Alwill. Sie iſt es, mein junger Freund, und ſie rächt ſich oft ſchrecklich an

ihren Verächtern. Gute Entſchlüſſe, ohne ſie gefaßt, bleiben unausgeführt, und gehen nimmer in die Wirklichkeit über; Handlungen, die an ſich beyfallswerth, aber ohne ſie unternommen waren, bringen oft gerade das Gegentheil von dem hervor, weshalb ſie gethan wurden, und führen zum phyſiſchen, wie zum ſittlichen Verderben. Es iſt niemals genug, daß Ihr ſagt: „ich will dies oder das Gute thun;“ Ihr müßt auch, wenn es nicht mißlingen ſoll, ſorgfältig erforſchen, zu welcher Zeit, an was für einem Orte, unter was für Perſonen, und durch welche Mittel es zu bewerkſtelligen ſey? Nur wenn dieſe Rückſichten gehörig gewürdiget worden ſind, iſt es Euch vergönnt einen Plan zu faſſen, und Ihr könnt dann verſichert ſeyn, daß er, ſo fern ſeine Ausführung von menſchlicher Kraft abhängt, gewiß nicht fehlſchlagen werde. Ihr habt ja ſo eben eingeſehen, was für traurige Wirkungen Mitleid ohne

Klugheit nach ſich zieht, und wie ſegenreich es hingegen werden kann, wenn die nöthige Klugheit damit verbunden wird.

Wilhelm. Ganz recht, aber ſollten Sie denn dieſelbe auch in unſerm übrigen Betragen vermiſſen?

Alwill. Gar ſehr. Du Friederike, hätteſt bedenken ſollen, daß Dein Gemahl allerdings Urſache hatte, auf ſeine Stiefmutter zu zürnen, geſetzt auch, dieſer Zorn wäre etwas übertrieben worden. Beleidigungen dieſer Art laſſen tiefe Wunden in der Seele zurück, die lange, lange bluten, und jede Erwähnung des Beleidigers erweckt die unangenehmſten Rückerinnerungen. Wareſt Du der Stiefmutter Mitleid, ſo wareſt Du noch weit mehr Deinem Gatten Gehorſam, Du wareſt ihm Achtung ſeines nicht ungerechten Zornes und Schonung ſchuldig; an der Eintracht der Ehe, die für die Geiſtes- und Herzensbildung der jungen Weſen, wel-

che die Früchte derſelben ſind, ſo wichtig iſt, mußte Dir noch mehr gelegen ſeyn, als an der Unterſtützung von Menſchen, die doch nur Fremdlinge für Dich ſind. Du hätteſt, wenn Dir nun dieſe Unterſtützung ſo ſehr am Herzen gelegen hätte, ſie mehr verheimli- chen, und ſie, um ganz vorwurfsfrey zu bleiben, lediglich von dem Deinigen, nicht von des Gatten Habe beſtreiten, oder noch beſſer, Du hätteſt Deinen Gatten durch Klugheit umſtimmen, und zum freywilligen Theilnehmer derſelben machen ſollen.

Friederike. Wie war das möglich?

Alwill. Die Antwort auf dieſe Frage bleib' ich Dir ſchuldig. Mahne mich daran! Auch von Deinem zurückgelaſſenen Briefe erwarte ich keine guten Wirkungen. Der Himmel gebe, daß ich mich trüge, aber ich fürchte, Drohungen waren nicht der rechte Ton, in welchem Du ſprechen durfteſt. — Und nun zu Dir, Wilhelm! Die Anekdote,

welche die Einführung des neuen Geſang⸗ buchs betrifft, iſt mir von Deinem Vater ſelbſt erzählt worden, und ich habe ihm Un⸗ recht gegeben. Der gemeine Mann hängt einmal am Alten, weil er ſo in einem gewiſ⸗ ſen Schlendrian erhalten wird, in welchem er ſeine denkenden Kräfte nicht anſtrengen darf. Man ſoll einen ſo verderblichen Hang nicht ſchonen, aber man ſoll ihn mit Klug⸗ heit und Vorſicht angreifen. Gewalt richtet nichts aus, ſie erbittert nur die Gemüther, und, wenn ſie ſich eines glücklichen Erfolges rühmt: ſo hat ſie im Grunde nichts als Heuchler hervorgebracht. Zum Guten, das er noch nicht kannte, will der Menſch nur durch Ueberredung, die ſeine Freyheit leitet, aber nicht unterdrückt, geführt ſeyn, und dieſe iſt nur das Werk der Zeit und fortge⸗ ſetzter Vorſtellungen. Du befindeſt Dich in einem gleichen Falle. Als Du das Pflaſtern des Dorfes vorſchlugeſt: ſo dachteſt Du Dir

in Deiner Gutmüthigkeit Menſchen, wie ſie ſeyn ſollten, nicht wie ſie wirklich ſind; Du erwägteſt nicht, daß der Landmann jede Ausgabe, ſollte der dadurch zu bewirkende Nutzen auch noch ſo einleuchtend ſeyn, ſcheut. Du haſt alſo die Perſonen, mit denen Du zu thun hatteſt, nicht geprüft. Vielleicht dürfte auch die Zeit, da Du den Vorſchlag thateſt, nicht die beſte geweſen ſeyn, ſo wie die Mittel, deren Du Dich zu Deinem Zweck bedienen willſt, ganz gewiß Dich entweder gar nicht, oder doch auf keine gute Weiſe zu demſelben führen werden.

Wilhelm. Aber was für Mittel ſoll ich denn gebrauchen?

Alwill. Auch Dir bleib' ich die Antwort auf dieſe Frage ſchuldig. Nur bitte ich Dich, mich mit einem Theile der Gewalt zu bekleiden, welche Du hier im Dorfe beſitzeſt, und dem, was ich vornehmen werde, keine Hinderniſſe in den Weg zu legen.

Wilhelm verſprach dieſes. Als ſie kaum ausgeredet hatten, kam einer von ſeinen Bedienten aus der Stadt zurück, und brachte einen Brief an Friederiken. „Das iſt Wernsdorfs Handſchrift!“ rief ſie, indem ſie ihn haſtig erbrach. Alwill und Wilhelm ſtanden in banger Erwartung um ſie, und bemüheten ſich den Inhalt aus ihren Mienen zu leſen, ach, und ihr plötzliches Entfärben verrieth nur zu gut, daß ſie nichts angenehmes las. Sie gab ihnen ſchweigend den Brief. Wernsdorf ſchrieb, daß er ſich nicht trotzen laſſe, und daß ſie, wenn ſie eine Rabenmutter an ihren Kindern ſeyn wolle, in Gottes Namen bleiben könne, wo es ihr beliebe. Wir wiſſen bereits, daß dieſes dem alten Alwill nichts weniger, als unerwartet kam. Deſto mehr war Friederike mit ihrem Bruder überraſcht worden. Das Betragen ihres Gemahls, von welchem ſie glaubte, daß er nicht ohne ſie leben könne, und das

Gefühl ihres Unrechts, zu welchem ſie durch Alwills Vorſtellungen gelangt war, hatten ſie gewaltig gedemüthiget. Sie brach in einen Thränenſtrom aus. Alwill fand es nicht für gut, dieſen zu unterbrechen, und er entfernte ſich mit ſeinem Bruder.

Er gieng in das Dorf. Da begegneten ihm einige Bauersmänner in ihren Feſtkleidern. „Wohin, meine Lieben?“ fragte er ſie freundlich. „In die Stadt,“ war die Antwort. — „Darf man nicht wiſſen, fuhr er fort, was Ihr da für wichtige Verrichtungen habt? Denn wichtig müſſen ſie ſeyn, weil Ihr an einem Wochentage Eure Sonntagskleider angelegt habt.“ — „Der Herr hat Recht, verſetzte einer von ihnen. Da will uns der Gutsherr verklagen, weil wir nicht nach ſeinem Befehl vor unſern Häuſern wollen pflaſtern laſſen. Wir wollen alſo mit einem Sachwalter in der Stadt reden, wie wir uns zu verhalten haben, und

anfragen, ob er unſere Sache führen will. Denn eher laſſen wir's uns den letzten Thaler koſten, als der Herr Recht behalten ſoll.“ Die Augen aller funkelten, als er dieſes ſagte, und Alwill erkannte, wie groß ihr Unwille gegen Wilhelm ſeyn mußte. So wüthende Menſchen ſind nicht gut zur Vernunft zurückzubringen; er ließ ſie alſo ihrer Wege gehen, und fragte nur noch, ob denn alle in ihrem Dorfe hierin einſtimmig wåren? — „Die allermeiſten, war die Antwort. Nur ſechs feige Memmen giebt es unter uns, die ſich den Vorſchlag des Gutsherrn gefallen laſſen, aber dieſe werden auch von der ganzen Gemeinde verachtet.“ Man nannte ihm die Namen dieſer ſechs Hauswirthe, die er ſich ſehr genau merkte.

Er gieng zu einem jeden von denſelben. Er lobte ihr Benehmen, und ermunterte ſie, an die Ausführung deſſen, was ſie verſprochen hatten, ſchnell Hand zu legen. Sie

bewieſen ſich auch ſo gehorſam, daß man ſie ſchon am nächſten Tage die Steine herbeyſchaffen ſah, welche zu dem Werke nöthig waren. Zu gleicher Zeit erſuchte Alwill ſeinen Wilhelm, daß er die Aufführung des verſprochenen Steindamms, für die ihm einſt jeder Reiſende danken werde, beſchleunigen möchte, und Wilhelm, alle ihm von den Landleuten widerfahrnen Kränkungen vergeſſend, gehorchte.

Nach einigen Tagen ſprach der redliche Alwill: „Ihr Lieben, ich finde Euch jetzt nicht in der Stimmung, welche nothwendig iſt, wenn Ihr Euch eines Beſuches freuen ſollet. Was Ihr auch dagegen ſagen möget, ich bin Euch läſtig, und das Lächeln, das Ihr mir zu Gefallen auf Euren Geſichtern zeigt, iſt erzwungen. Das wird nicht lange ſo ſeyn. Eben darum verlaſſe ich Euch jetzt, um nach Verlauf einiger Wochen wieder bey

Euch zu ſeyn. Unterdeſſen ſtatte ich einen Beſuch bey einem meiner ehemaligen Zöglinge in Schleſien ab. Mein Weg führt mich über Hoheneichen, den Landſitz Deines Gatten, Friederike. Haſt Du etwas an ihn zu beſorgen?

Friederike. Ich fieng zu Hoheneichen eine Weſte für ihn zu ſtricken an, welche ich hier vollendete. Geben Sie ſie ihm. Sagen Sie ihm, daß viele tauſend Thränen glühendheiß auf dieſe Arbeit meiner Hände herabfielen, die er aus meinen Augen hervorpreßte.

Alwill. Ich will die Worte getreu ausrichten. Doch erlaubſt Du mir auch, ſie in einem ſanftern Tone auszuſprechen, als ſie von Dir geſagt wurden, und ihnen eine Deutung zu geben, wie ich will?

Friederike. Nur nicht eine, die meiner Ehre nachtheilig iſt. Wenn er mich nicht mehr liebt: ſo ſoll er mich wenigſtens

achten. Nie will ich mir ſeine Zärtlichkeit erbetteln.

Alwill. Du ſprichſt von Ehre? O die Menſchen haben ſehr ſonderbare Begriffe davon. Doch glaube mir, ich werde nichts unternehmen, daß der wahren Ehre meiner Friederike nachtheilig ſeyn könnte.

Er reiſte, begleitet von dem Nachruf Friederikens, daß er ihre Kinder küſſen ſolle. Als er in Schleſien angelangt war; ſo ſcheute er den Umweg nicht, welchen er machen mußte, um nach Hirſchberg*) zu gelangen, wo die verrufene Stiefmutter mit ihren Kin-

*) Hirſchberg, eine ſchöne und volkreiche Stadt im Fürſtenthum Jauer in Schleſien, am Fluß Bober. Die Einwohner fertigen viel Schleyer und Leinwand, zu welcher treffliche Bleichen hier ſind, und treiben ſtarken Handel damit. Einige Stunden davon ſind die berühmten Bäder von Warmbrunn, dem Grafen von Schafgotſch gehörig.

dern lebte. Er gieng zu ihr, und fand wirklich das tiefſte Elend. „Ach, ſagte ſie zu ihm, zeither ſind wir glücklich geweſen, denn die Frau von Wernsdorf unterſtützte uns reichlich, aber ach ſeit einigen Wochen hat uns ihre Güte verlaſſen, und wir ſind auf's neue dem Mangel Preis gegeben.“ Alwill erzählte treu und wahr die Unannehmlichkeiten, welchen ſich Friederike durch ihre Wohlthätigkeit ausgeſetzt hatte, und die gegenwärtige Trennung von ihrem Gatten. Er bemerkte, wie groß die Theilnahme war, welche Friederikens Schickſal erregte. Vorzüglich tief war der Eindruck, den ſeine Schilderung auf die älteſte von den Töchtern, ein Mädchen von dreyzehn bis vierzehn Jahren gemacht hatte. Sie weinte, und er ſah, daß ſie an einem Tiſche etwas ſchrieb und einige Kleinigkeiten einſiegelte. „Dies Billet, ſprach ſie, geben Sie dem Herrn von Wernsdorf, und bitten Sie ihn, daß er

das ja thue, was ich ihm geſchrieben habe.“

Alwill langte endlich auf Wernsdorfs Landſitze an. „Ich komme aus Heſſen, ſprach er, und eine Dame hat mir daſelbſt etwas gegeben, was ich Ihnen einhändigen ſoll.

Wernsdorf. Was für eine Dame.

Alwill. Sie nannte ſich Friederike von Wernsdorf, und ſagte, ſie ſey verehelicht.

Wernsdorf. An mich, an mich. Sie iſt meine Gattin. — Er ſchlug das Papier ſchnell aus einander, und erblickte die mit einem Aufwande von weiblicher Kunſt geſtrickte Weſte.

„Iſt's möglich? fragte er. Denkt ſie meiner noch?“

Alwill. Sie hat, ſo berichtete ſie mich, dieſe Weſte in Schleſien angefangen, und in Heſſen vollendet.

Wernsdorf. Setzte ſie zu ihrem Ge-

ſchenke nichts hinzu? Keinen Gruß? Keinen Ausdruck zärtlicher Liebe?

Alwill. Sie ſagte etwas, aber ich weiß nicht, ob es Ihnen angenehm ſeyn wird, wenn ich es Ihnen wieder ſage.

Wernsdorf. Es ſey, was es ſey! Heraus damit!

Alwill. Sagen Sie ihm, ſprach ſie zu mir, daß viele tauſend Thränen glühendheiß auf dieſe Arbeit meiner Hände herabfielen, die er aus meinen Augen preßte.

Wernsdorf. Thränen? — Aber was für welche? — Auch der beleidigte Stolz bricht in Thränen aus.

Alwill. Es iſt nicht gut, wenn man nur immer das Böſe von andern denkt. — Mein Herr, ich habe ſie rinnen ſehen. Es waren Thränen der Liebe, der heißeſten Sehnſucht nach einem Gatten, der, ſo gut er auch iſt, doch den köſtlichen Schatz, welchen er in ihr beſitzt, nicht ganz kennt.

Der Ton, in welchem der ehrwürdige Greis dieſes ſagte, erweichte Wernsdorfs Herz. Er gieng im heftigen Kampfe mit ſich ſelbſt im Zimmer auf und ab, und ſeine Lippen zuckten gichtiſch. Jetzt hüpften ſeine zwey Kinder in fröhlicher Unſchuld in das Zimmer. Alwill küßte beyde, und rief: „dieſen Kuß, ihr lieben Kinderchen, ſendet Euch Eure unglückliche Mutter!“ Länger konnte ſich Wernsdorf nicht halten. Mit erſtickter Stimme ſprach er: „das arme Weib! Ich habe ihr wohl zuviel gethan!“

Alwill. Ja wohl! zu viel gethan! Ihr Herz fühlt es, was wird es nun thun?

Wernsdorf. Durch verdoppelte Liebe ihr die Leiden, welche ich ihr zufügte, vergeſſen machen.

Alwill. Wohlan, von ihrer Seite gelobt ſie einen pünktlichen, unverdroſſenen Gehorſam gegen Ihren Willen.

Wernsdorf. Was kann uns dann abhalten glücklich zu ſeyn?

Alwill. Nichts! Selbſt die im Elend ſchmachtende Familie zu Hirſchberg wird Ihr Glück nicht mehr ſtören. Ich war bey ihr, ich berichtete ihr Ihren Zorn und Friederikens Leiden. Ich ſah ſie Thränen vergießen, ich hörte ſie auf alle fernern Wohlthaten Friederikens um ihrer Ruhe willen großmüthig Verzicht leiſten. Ueberzeugen Sie ſich davon ſelbſt durch den Brief, welchen mir die älteſte Tochter Ihrer Stiefmutter an Sie mitgab.

Er händigte ihm den Brief des jungen Mädchens ein, in welchem eine Bruſtnadel und ein Ohrengehenk von Golde eingeſchloſſen waren. Wernsdorf ſchien ſehr bewegt. „Sie wiſſen unſtreitig, was in dem Briefe ſteht?“

Alwill. Kein Wort! Wenn Sie mich nur etwas näher kennen ſollten: ſo würden

Sie den Wahn, als hätte ich mich mit de=
nen, deren Sprecher ich bin, auf eine liſtige
Weiſe verſchwören können, ſehr bald fahren
laſſen.

Wernsdorf. Leſen Sie!

Er überreichte ihm den Brief, welcher
in folgenden Worten abgefaßt war:

„Beſter Herr von Wernsdorf,

„Wenn ich Sie kurz mit dem Namen:
„lieber Bruder anreden dürfte: ſo würde
„das meinem armen Herzen freylich mehr
„ſchmeicheln, aber Sie erlauben es ja
„nicht! — Vielleicht iſt es Ihnen ſelbſt
„unangenehm, dieſen Brief von uns zu
„erhalten, aber ſeyn Sie nicht böſe, denn
„ich verſpreche Ihnen, kein einziges Mal
„wieder an Sie zu ſchreiben. Die Wohl=
„thaten, welche uns Ihre gute Gattin
„zeither zufließen ließ, waren ein großer
„Troſt in unſerm Unglück; gleichwohl

„wollten wir jetzt lieber gehungert haben,
„und halbnackt gegangen ſeyn, denn wir
„hören, daß die Frau von Wernsdorf
„viel Verdruß deswegen bey Ihnen ge=
„habt hat. Ach wie dauert ſie mich! Zum
„Unglück iſt uns von allem dem, was ſie
„uns gab, nichts mehr übrig, als dieſe
„Brüſtnadel und dieſer Ohrenſchmuck,
„den ſie mir zu meinem letzten Geburts=
„tage ſchenkte. Nehmen Sie beydes von
„mir zurück — ach ich kann nichts an
„mir tragen, was irgend einem guten
„Menſchen Kummer macht. Auch ver=
„ſpreche ich Ihnen, daß wir in Zukunft
„nicht das Geringſte von Ihrer Frau an=
„nehmen wollen. Ich werde immer grö=
„ßer; ich will für die Leute ſtricken und
„nähen, und wenn ich nur das trockne
„Brod erwerbe, womit meine Mutter
„und meine Geſchwiſter ihren Hunger
„ſtillen: ſo wird es ſchon gut ſeyn. —

„Ich will ja gern nicht, daß Sie ſich mit
„uns ausſöhnen ſollen, vergeben Sie nur
„Ihrer guten Frau, und lieben Sie ſie
„wieder, da will ich wieder froh ſeyn,
„und mich unbemerkt von Ihnen über Ihr
„Glück freuen. Leonore.“

Alwill küßte dieſes Papier, und ſagte: „herrliches, kleines Geſchöpf, bewahre Du dieſe himmliſche Güte, die Du um Dich ſtrahlen läſſeſt, und Du wirſt in der tiefſten Armuth eine Königin ſeyn. Es ſey, ich will Dein Vater ſeyn, und Dich dem Mangel entreiſen!“

Wernsdorf. Wer ſind Sie, mein Herr?

Alwill. Ich bin ein redlicher Mann.

Wernsdorf. Ihr Name.

Alwill. Thut nichts zur Sache. Doch — wenn Sie darauf beſtehen, ihn zu wiſſen — ich heiße Alwill.

Wernsdorf. Was hör' ich? — Der edle, treffliche Erzieher meines Weibes, in

deſſen verdientem Lobe ſie unermüdet iſt, der unbeſtechliche Freund und Verehrer reiner Menſchentugend —

Alwill. Davon genug! Ich heiße Alwill und bin Friederikens Lehrer, das iſt für jetzt hinreichend. Giebt mir das einiges Recht auf ihre Achtung —

Wernsdorf. Auf meine Achtung und Liebe im höchſten Grade. Welch ein Glück! Ein ſolcher Menſch ſucht mich in den letzten Tagen ſeines für Menſchenwohl ſo thätigen Lebens in dieſen fernen Gegenden heim! — O ſeyn Sie mir tauſend- tauſendmal willkommen!

Er umarmte den Greis, der ſeine Hände faltete, und allſo betete: „Ich danke Dir, Fürſehung! Nur weil ich ein ſolches Herz in dem Unbekannten vermuthete, entſchloß ich mich zu dieſer Reiſe. Wohl mir! ich fand, was ich vermuthete, und kehre befriedigend in meine Heimath zurück!“

Wernsdorf. Halt! Sie ſind nicht ganz befriediget! Eins wird Ihnen gewiß fehlſchlagen!

Alwill. Was wäre das?

Wernsdorf. Vaterfreuden wollten Sie im Alter genießen, Leonore ſollte Ihre Tochter ſeyn. Meine Liebe würde Ihnen das geſtatten, aber mein Stolz entreißt Ihnen wieder, was die Liebe giebt. Ich habe ältere Anſprüche auf Leonoren; dies gute Kind mit dem liebewarmen Herzen ſoll meine Schweſter ſeyn! Um ihretwillen ſey auch der Mutter vergeben! Um ihretwillen ſey ihre ganze Familie in mein Herz aufgenommen, und meine Friederike genieße von nun an ungeſtörter als je das Glück, dieſen Armen wohlzuthun!

In einer langen, ſprachloſen Umarmung verbanden ſich die Herzen dieſer zwey guten Menſchen auf ewig!

Sie verabredeten mit einander, daß ſie

beyde, wenn gleich auf verſchiedenen Wegen beſtimmt an dem Tage bey Wilhelm und ſeiner Schweſter eintreffen wollten, an welchem in ihrem Dorfe das Aerndtefeſt gefeyert wurde. Hierzu aber hatten ſie nicht viel Zeit mehr übrig. Sie verließen beyde an einem und demſelben Tage Hoheneichen; Alwill kehrte auf geradem Wege nach Heſſen zurück, Wernsdorf ging mit ſeinen Kindern über Hirſchberg.

Als Alwill in Wilhelms Dorfe angelangt war: ſo begab er ſich zuerſt zu einigen von den Hauswirthen, welche vor ihren Wohnungen hatten pflaſtern laſſen. „Nun, wie ſteht's? fragte er ſie, reut es Euch denn, daß Ihr Euch in den Willen Eures Gutsherrn gefügt habt?“ — „Nicht im geringſten, antworteten ſie. Vor unſern Thüren iſt es ſtets trocken und reinlich, wenn im ganzen Dorfe eine Näſſe und ein Koth ſind, daß man nicht fortkommen kann.

Es iſt für uns eine wahre Luſt zu ſehen, wie die Menſchen, wenn ſie durch das lange und beſchwerliche Waden im Straßenkothe ermüdet und verdrüßlich wurden, vor unſern Häuſern freyer Athem ſchöpfen, und ſelbſt in der größten Eile doch einige Zeit auf dem Pflaſter verweilen, um auszuruhen; und für die neuen Beſchwerden ihres Wegs friſche Kräfte zu ſchöpfen. Auch ſind die Bauern lange nicht mehr ſo heftig gegen dieſe Einrichtung; drey oder vier, die anfänglich gar nichts davon wiſſen wollten, haben ſich ſogar eines Beſſern beſonnen, und, unſer Beyſpiel nahahmend, vor ihren Thüren pflaſtern laſſen, und darunter iſt gerade einer von den größten Streitköpfen und Widerſprechern im Dorfe."

Mit dieſen Nachrichten ſehr zufrieden, eilt Alwill zu Wilhelm, und bemerkt unterwegs Spuren von dem angefangenen Steindamm; doch ſcheint ihm die Arbeit nicht mit

dem thätigen Eifer fortgeſetzt worden zu ſeyn, welchen ſie verdiente. Er erkundigte ſich nach der erſten fröhlichen Bewillkommung bey ſeinem Wilhelm, welches die Urſache davon ſey? Die Stirn deſſelben zieht ſich in düſtre Falten, und er antwortete: „ach hier iſt es wohl unmöglich, daß man einen Augenblick frey vom Mißmuthe bleibe! Ich habe das Pflaſtern mit keiner Sylbe wieder in Erwähnung gebracht, aber ich glaubte wenigſtens verlangen zu dürfen, daß mir, da meine Pferde zu ſehr mit dem Einfahren der Feldfrüchte beſchäftigt waren, andere mit den ihrigen an die Hand giengen, und einige Fuder Steine herbeyſchafften. Aber man hat mir dieſe wiederholten Bitten immer rund abgeſchlagen.“ — Sey ruhig, verſetzte der Greis, was ſchlimm iſt, kann beſſer werden. Zürne Du darum nicht auf die Landleute, die mehr unverſtändig, als boshaft ſind, und laß Dir es morgen, wo

ſich Alt und Jung im Kruge verſammlet, um fröhlich zu ſeyn, auf ein Dutzend Kuchen und einige Tonnen Bier nicht ankommen.

„Und was haben Sie bey meinem Wernsdorf ausgerichtet?“ fragte Friederike, deren Wangen Sehnſucht und Schwermuth gebleicht hatten.

„Muth, mein Kind! erwiederte der Greis, Du haſt's gehört, was ſchlimm iſt, kann beſſer werden. Ich ſage nichts, denn die Zeit wird beredter ſeyn, als ich.“

Am andern Tage befolgte Wilhelm die Winke ſeines Lehrers. Er ließ mehrere Kuchen backen, und ſendete ſie mit einigen Tonnen Bier in den Krug. Er that noch mehr; er ließ Spielleute aus der Stadt kommen, und bezahlte ſie. Frey ſollte heute Trinken und Tanz, frey jedes Vergnügen ſeyn. Als die Landleute ſchon einen Theil des Nachmittages beyſammen geweſen waren: ſo begab ſich Alwill zu den Frohen, und miſchte ſich

unter ſie. Er ergriff einen Krug, und rief: „Alle Bewohner dieſes Dorfs ſollen leben, und im nächſten Jahr wieder eine ſo gute Aerndte haben, wie die heurige iſt!“

„Das gebe Gott!“ rief man mit Einer Stimme.

„Der alles Gute belohnt, und Euch Euren Herren lange erhalte, der heute Euer Freudengeber geworden iſt!“

„Er lebe, der gute Herr!“ riefen alle.

„Ihr nennt ihn gut, fuhr Alwill fort, aber noch vor einigen Wochen hattet Ihr eine ganz andere Meynung von ihm. Und doch betraf das, was er Euch vorſchlug, nicht ſein, ſondern Euer Wohl. Was ſind denn einige Thaler, wenn man ſich und ſeinen Kindern einen bleibenden Nutzen dadurch ſtiftet? Der liebe Gott beſcheert ſie ja in der nächſten Aerndte wieder.“

„Es iſt wahr, hörte Alwill einige Männer im vertrauten Geſpräch ſagen, wir hät-

ten billiger ſeyn ſollen. Wie reinlich iſt's nicht immer vor den Thüren derer, welche pflaſtern ließen, während vor unſern Gehöften ein Koth liegt, in welchem man erſticken möchte."

„Ihr ſeyd alle luſtig, fuhr Alwill fort, nur Euer Herr iſt's nicht. Daß er nicht böſe auf Euch iſt, ſeht Ihr, aber es ſchmerzt ihn, daß Ihr ſeine guten Abſichten ſo verkennt."

Eine feyerliche Stille herrſchte. „Wer Freuden macht, ſagte er ferner, verdient auch welche zu haben. Es lebe jeder Hauswirth, der von morgen an ſeinem Herrn zur Freude und ſich ſelbſt zum Vortheil vor ſeinem Hauſe pflaſtern läßt!"

Nach einer Pauſe rief die ganze Verſammlung: „Es gilt, ſo leben wir alle!"

„Der Alte könnte uns das Herz aus dem Leibe ſchwatzen," ſprachen die Bauern unter einander.

Alwill ergriff von neuem das Wort, und ſagte: „Nun noch eins! Die Zeit der Arbeit iſt vorbey! Eure Pferde werden von nun an weniger beſchäftiget ſeyn. Wer mir verſpricht, fleißig Steine zu dem Damme herbeyzufahren, der Euer Dorf verſchönern ſoll, mit deſſen Frau und Tochter ſoll der Herr noch dieſen Abend tanzen!“

Man lachte. „Darauf ſoll es keinem von uns ankommen!“ rief man von allen Seiten.

„Gut, ſagte Alwill, ich halte mich an Euer Verſprechen, und hohle ihn.“

Er gieng. „Ihr müßt mir ſogleich, ſprach er zu Wilhelm und ſeiner Schweſter, in den Krug folgen. Bey dieſer allgemeinen Luſt dürft Ihr nicht fehlen. Jetzt ſind die Herzen am verſöhnlichſten. Seyd klug, und benutzt dieſen Augenblick!“ Sie kleideten ſich an, und folgten ihm.

Als ſie im Kruge angelangt waren, wo

jeder ehrerbietig von ſeinem Sitze aufſtand, rief Alwill: „Höre, Wilhelm, dieſe Leute verſprechen ſammt und ſonders, von morgen an für ihren Häuſern pflaſtern zu laſſen.“

„Wir verſprechen's!“ rief die Menge.

„Sie geloben, fuhr Alwill fort, Dir jetzt, wo ihre Pferde ruhiger im Stalle ſtehen, fleißig Steine zu dem Damme zu fahren.“

„Wir gelobens's!“ erſchallte es von allen Seiten.

Wilhelm war durch dieſe angenehme Ueberraſchung bis zu Thränen gerührt. Er trank auf's Wohl ſeiner Landleute, und ſank dankend ſeinem Alwill in die Arme, welcher ihm dieſe Freude bereitet hatte. Man tanzte, und Wilhelm zog eine Bäuerin nach der andern zum raſchen Walzer auf. Auch die Jünglinge fühlten ſich höchlich geehrt, als die gnädige Frau — wie ſie Wilhelms Schweſter nannten — ihnen ihre Bitte nicht

abſchlug, und mittanzte. Als ſie endlich ermüdet auf einen Stuhl niederſank: ſo trat Alwill vor ſie, und fragte: „biſt Du ſchon müde, Friederike?“ — „Ein wenig!“ antwortete ſie.

„Du würdeſt munterer ſeyn, fuhr jener fort, aber ich weiß es ſchon, der rechte Tänzer fehlt Dir.“

Sie ſeufzte.

„Aber ich will Dir ihn zuführen, ſprach Alwill, und Dir einen ſeligen Abend geben, wie Deinem Bruder!“

Mit dieſen Worten öffnete er ein Kabinet, und — Wernsdorf ſtürzte in ihre Arme, und ihre Kinder umklammerten ihren Schooß, und der beſeligende Ausruf: „Mutter! gute Mutter!“ tönte von ihren Lippen. Kaum vermochte ſie es, den Himmel, welcher in dieſer Ueberraſchung lag, zu ertragen; lange lehnte ſie bewuſtlos ihr Haupt an den Buſen ihres Gemahls.

„Wird meine Friederike mir vergeben?“ flüſterte dieſer.

„Wird mein Wernsdorf mir verzeihen?“ entgegnete jene.

Beyde gaben ſich das Ja in einem langen Kuſſe, welcher mehr ſagte, als das ſchönſte Geſchwätz. Die ſelige Gattin entriß ſich endlich ſeinen Armen, um ihre Kinder, die langentbehrten, an ihr Herz zu drücken, und die ſchönen Mutterfreuden waren zwar die letzten, aber auch die ſüßeſten Tropfen in den Wonnebecher, welchen ſie jetzt leerte. Die Muſik hatte geſchwiegen, alle hatten ſich gerührt um die Scene gedrängt, und als ſie geendet war: ſo rief ein Greis im Drange der Freude, die ſein Herz empfand: „Es lebe der Herr von Wernsdorf mit ſeiner Gattin und ſeinen Kindern!“ Alle riefen es nach, und tranken auf ihr Wohl.

Man hatte noch eine Perſon nicht be-

merkt, ein junges Mädchen, das in beſchei-
dener Entfernung ſtand. Wernsdorf führte
ſie vor ſeine Gattin, welcher ſie ehrfurchts-
voll die Hand küßte. „Dein Herz, ſprach
er, kennt ſie längſt, wenn ſie gleich Dein
Auge nie ſah. Es iſt Leonore, die älteſte
Tochter meiner Stiefmutter, mit welcher
ich ausgeſöhnt bin. Holdes Weib, Du
wirſt in Zukunft ungeſtört Deinen Himmel
im Wohlthun finden.“

Alle lohnten dem edeln Alwill durch Um-
armungen, durch Küſſe, alle nannten ihn
ihren Beglücker. Man nahm noch eine ge-
raume Zeit an den Beluſtigungen des Abends
Theil, dann entfernte man ſich. Werns-
dorf mit ſeinen Kindern und Leonore, die
von der Reiſe ermüdet waren, bedurften der
Ruhe. Wilhelm und Friederike blieben noch
mit Alwill im Geſpräch, bis dieſer ſein Pfeif-
chen ausgeraucht hatte, womit er ſich vor
Schlafengehen die Zeit zu verkürzen pflegte.

„Aber ſagen Sie uns nur, fragten ſie, wie in aller Welt es Ihnen möglich geweſen iſt, dies alles zu bewerkſtelligen?“

Alwill. Recht, daß Ihr mich an eine Antwort mahnt, welche ich Euch einſt ſchuldig bleiben mußte. Durch die Klugheit, welche ich meiner Liebe zum Guten, wenn ich mir welche zutrauen darf, beygeſellte, ward es mir möglich. Aber ich ſagte Euch von meinem Vorhaben nichts, weil man oft, wenn man ſich recht klug zu ſeyn dünkt, in den größten Irrthum verfällt, und ich mich dann ſicher vor Euch geſchämt haben würde. Dieſes muß indeſſen keinen abhalten, der Klugheit, die in dem Sinne, in welchem ich ſie nehme, nie zweydeutig ſeyn kann, nach Kräften nachzujagen. Hättet Ihr das gethan, und die Umſtände weislich benutzt — Ihr würdet Euch viel Verdruß erſpart haben. Dieſe Umſtände waren da, und es war mir nicht mehr verliehen, als

Euch, aber ich ergriff das, was mir verliehen war, Ihr achtetet es gering.

Friederike. In Betreff Wernsdorfs wüßte ich nicht, was ich hätte thun ſollen.

Alwill. Sagteſt Du nicht, als Du ſeine Güte prieſeſt, daß ihn auch ſein ärgſter Feind beſänftigen, und für ſich gewinnen könne, wenn er nur zuerſt nachgebe, zuerſt mit einem Dienſte, mit einem Beweiſe der Liebe ihm entgegen komme? Das wußteſt Du, warum handelteſt Du nicht darnach? Iſt es denn ein Verbrechen, auf dem Wege zu dem Herzen eines Menſchen zu gelangen, welchen Natur und Erziehung bey ihm offen gelaſſen haben? Einer ſträflichen Neigung des andern ſoll man ſelbſt dann nicht ſchmeicheln, wenn Gutes dadurch bewirkt werden könnte, aber wenn ſie unſchuldig iſt: ſo ſehe ich nicht ein, warum wir ihm nicht das Vergnügen machen, und ſie befriedigen ſollten. Ich habe das letztere

gethan, und mein Endzweck iſt erreicht. Ich habe Wernsdorf Dein Geſchenk, Deinen Gruß überbracht, und der Stolze wurde erweicht. Ich habe ihn durch Leonorens Brief beſchämt und gerührt, und der Unverſöhnliche hat der Stiefmutter verziehen.

Wilhelm. Und durch was für ein Wunder iſt es Ihnen gelungen, die Landleute zu Geſinnungen zu führen, die für mich ſo günſtig ſind?

Alwill. Auch das iſt kein Wunder. Ich will Dir und jedem, der mit Leuten ohne Kenntniſſe und Erziehung zu thun hat, hier eine Regel geben, die für Dein künftiges Leben von großer Wichtigkeit ſeyn wird. Da dieſe Leute bey ihrer blinden Anhänglichkeit an das Alte, jede, auch die wohlthätigſte Neuerung haſſen: ſo muß man ſie nie zu einer Sache, von welcher ihre Väter nichts wußten, mit Sturm und Gewalt treiben, ſondern vielmehr ſie allmählich daran ge=

wöhnen. Ein neuer Vorſchlag findet bey ihnen ſtets Schwierigkeiten, weil er ihren Begriffen allzuſehr zuwiderläuft, aber wenn ſie die vorgeſchlagene Sache öfters mit ihren Sinnen zu erkennen Gelegenheit haben: ſo verliert ſie das Neue und Ungewöhnliche, wodurch ſie ſchreckte, die Gemüther fangen an ſich mit ihr auszuſöhnen, und ſie wird im Laufe der Zeit immer mehr der Wunſch aller. Sehr behutſame Wohlthäter des Landvolks laſſen daher auch bey wichtigen Neuerungen, welche ſie unternehmen wollen, das gegenwärtige Geſchlecht ganz aus den Augen; auf die Nachkommen blicken ſie erwartungsvoll hin, und während ſie die von Vorurtheilen ohne Zahl eingenommenen Väter nach ihrem eignen Sinne fortleben laſſen, tragen ſie Sorge, daß die Kinder derſelben von aufgeklärten Lehrern unterrichtet, und auf die Verbeſſerungen, denen ſie ſich dereinſt unterwerfen ſollen, vorbereitet werden.

Wilhelm. Ich erblicke hierin große Weisheit, und Ihre Regel ſoll in Zukunft gewiß die Leiterin meiner Handlungen werden.

Alwill. Ich ſelbſt bin dieſen Weg gegangen. Dir ſchien es der Mühe nicht werth, das Pflaſtern Deines Dorfes anzufangen, da nur ſechs Hauswirthe Deinen Plan unterſtützten, mir waren dieſe ſechs verſtändigen Männer eine ſehr willkommene Erſcheinung, und ich ermunterte ſie, ihr Verſprechen bald in Erfüllung zu bringen, während ich Dir ſelbſt zuredete, es mit den Steindamm nicht länger anſtehen zu laſſen. dadurch gewann ich ſoviel, daß die Landleute die guten Folgen dieſer Verbeſſerung nicht nur vor Augen ſahen, ſondern ſelbſt daran Theil nahmen, und ſich leichter zu ihrer Nachahmung entſchloſſen. Hierauf mußte mir daran gelegen ſeyn, den alten Groll zwiſchen ihnen und Dir zu entfernen, und

ich that das, indem ich Dir rieth, einen Tag des Vergnügens für ſie zu veranſtalten. Die Freude öffnet die Herzen der Menſchen, und macht ſie für das Gute empfänglicher, daher ſind ſolche Augenblicke, in welchen jede Sorge vergeſſen iſt, koſtbar. Ich benutzte den allgemeinen Frohſinn, lenkte allmählich die Gemüther auf Deinen Vorſchlag zurück, und — das Uebrige weißt Du.

Wernsdorf blieb mit ſeiner Gattin und ſeinen Kindern noch mehrere Wochen bey Wilhelm. Er reiſte endlich ab, aber, ohne Leonoren. Wilhelm hatte an dieſem trefflichen Mädchen ſoviel rühmliche Züge entdeckt, daß er darauf beſtand, ſie bey ſich zu behalten, und ihre weitere Ausbildung zu übernehmen. Dabey blieb es nicht; aus ihrem Erzieher wurde er mit den Jahren ihr Gatte, und er hatte Zeit ſeines ganzen Lebens Urſache dieſen Schritt zu ſegnen. Wernsdorfs unglückliche Stiefmutter hatte nun die

Freude, ſich durch zwey Familien unterſtützt zu ſehen; der Mangel verließ ſie, mit ihm der Kummer. Dem ehrwürdigen Alwill war es vergönnt, noch mehrere Jahre Zeuge von dem Glücke aller zu ſeyn, und ſich deſſelben zu freuen, denn es war ſein Werk.

12.

Spielſucht.

Junge Leſer! Ich ſtelle Euch hier ein Gemählde von einer Familie auf, welche durch Spielſucht zu Grunde gerichtet wurde. Es iſt kein Zug darin, aus welchem nicht die höchſte Wahrheit ſpräche; warum ſollte man auch da zur Dichtung ſeine Zuflucht nehmen, wo die Wirklichkeit ſelbſt ſo ſchrecklich iſt? Vielleicht, daß Ihr ſchon im Kreiſe Eurer eigenen Erfahrung Entdeckungen gemacht

habt, welche dem, was Ihr hier angedeutet findet, zu einer ſchmählichen Beſtättigung dienen. Wie dem auch ſey, ſo — leſet und ſchaudert, und wenn einiger Sinn für das Gute in Euch iſt, wenn Ihr gegen Euer und der Eurigen Glück nicht ganz gleichgültig ſeyd: ſo laßt Euch den Unglücklichen, deſſen Geſchichte hier folgt, zum warnenden Beyſpiel für Euer Leben dienen!

Franceſko Vinti war in Genua *) von

*) Genua — die Hauptſtadt der Liguriſchen Republik, die ehemals eine Ariſtokratie war, jetzt aber rein demokratiſch, und nach dem Muſter der Franzöſiſchen gebildet iſt, obgleich ihr Oberhaupt, in deſſen Händen die ausübende Gewalt iſt, noch immer den Dogentittel führt. Die amphitheatraliſch gebaute Hauptſtadt wird wegen ihrer herrlichen Lage die Prächtige genannt. Sie hat enge, hohle, aber ſchön gepflaſterte Straßen, platte, oft mit Gärtchen geſchmückte Häuſer,

armen Eltern geboren. Ein wohlhabender Verwandter ſorgte für ſeinen erſten Unterricht, und dieſer wurde ihm von ſo geſchickten Lehrern ertheilt, daß ſich die von Natur trefflichen Talente des Jünglings herrlich entwickelten. Ein Unglück war es für ihn, daß dieſer Verwandte durch einen tödlichen Sturz vom Pferde ſein Leben verlor, und er dadurch zu zeitig ſich ſelbſt überlaſſen wurde. Es würde ihm zwar in Genua ſelbſt keinesweges an Männern gefehlt haben, die ſich

80,000 Einwohner und enthält viel hiſtoriſche Merkwürdigkeiten und Reliquien. Sie iſt ſowohl von der Land= als Seeſeite ſehr feſt. Der Leuchtthurm und die großen Hoſpitäler ſind nebſt der Georgsbank, der größten in Europa, die vornehmſten unter den gemeinnützigen Anſtalten. Die Induſtrie iſt groß. Man fertigt ſeidne Stoffe, Plüſch, Damaſt, Konfituren, Nudeln, Papier, Seife und den beſten Scharlach.

ſeiner angenommen, und ihm ein öffentliches Amt durch ihre Verwendung verſchafft hätten, denn er gehörte unter die Perſonen, welche ſchon das Aeußere empfiehlt, und die durch muntern Sinn und fröhliche Laune in Geſellſchaften die Herzen gewinnen. Aber wenn gleich die Zahl ſeiner Gönner bedeutend war, und einige davon auch ſeine höheren Fähigkeiten kennen gelernt hatten: ſo war doch eine Anſtellung im Staate das nicht, was er vor der Hand wünſchte. Dem feurigen Jüngling erſchien dieſe als eine Feſſel, die ſeinem heitern Muthe zu großen Zwang anlegte, als daß er ſie geduldig hätte ertragen können; hinaus in die Welt wollte er; eine Reiſe durch Italien, um die Schönheiten, womit die Natur dieſes reizende Land ausgeſtattet hat, und die Schätze älterer und neuerer Kunſt, welche es beſitzt, zu ſehen, war das Ziel aller ſeiner Wünſche. Aber wovon ſie unternehmen, da ſeine Eltern

ihm nichts hinterlaſſen hatten, und da es ihm ſein Stolz verbot, irgend einen Reichen von ſeiner Bekanntſchaft um Unterſtützung anzuſprechen?

Lange ſchmeichelte er ſich mit chimäriſchen *) Hoffnungen, von welchen eine nach der andern in ihr Nichts zerfloß. Eine Menge Plane entwarf er, um das nöthige Reiſegeld zu erwerben, aber ſie wurden auch eben ſo geſchwind wieder aufgegeben, als ſie erfunden worden waren, weil ihre Unzulänglichkeit ihm ſelbſt bald in die Augen ſprang. All dieſes Arbeiten ſeines Geiſtes hatte wei-

*) Die Alten fabelten, daß die Chimära ein Ungeheuer geweſen ſey, welches in der Bildung vorn einem Löwen, in der Mitte einer Ziege, und hinten einem Dra-en geglichen, und Feuer geſpien habe. Weil dieſe Zuſammenſetzung abentheuerlich iſt: ſo nennt man alles Abentheuerliche und Grundloſe in ſeiner Art chimäriſch.

ter keinen Erfolg, als daß es ihn muthlos machte. Der Thor hätte bedenken ſollen, daß ein Glück, das in der Ferne liegt, und das uns deſto mehr flieht, je näher wir ihm zu kommen bemüht ſind, ſo großer Anſtrengungen nicht werth iſt, weil ſie doch am Ende vergeblich waren, und weil uns unterdeſſen andere gewiſſere Freuden, zu wenig von uns beachtet, ungenoſſen entſchlüpften.

Gedankenvoll und über neuen Entwürfen brütend ſaß er einſt in einer Geſellſchaft, unter deren Mitglieder er ſeit einiger Zeit gehörte. Tagni, ſein Jugendfreund, der ſich auch in derſelben befand, hatte an einer Whiſtparthie Antheil genommen, welche ziemlich hoch geſpielt wurde. Er wurde abgerufen. Dem Rufe folgend bat er ſeinen Francesko mit Hinterlaſſung des nöthigen Geldes, im Spiel ſeine Stelle zu vertreten. Viati konnte ihm dies Geſuch nicht abſchlagen; er ergriff die Karte, und es war, als

wenn er das Glück ſelbſt zwiſchen den Fingern hielt. Er gewann Zechine auf Zechine, er zog das Gold aller andern an ſich. Jubelnd eilte er nach Beendigung des Spiels zu ſeinem Freunde; vierzig blinkende Goldſtücke warf er ihm auf den Tiſch hin, und rief: „hier, ſiehe, ob ich Dein Zutrauen verdiente!“ Tagni, über das Glück Francesko's erfreut, dringt in ihn, die Hälfte des Gewinns für ſich zu behalten, und dieſer hört auf ſich dagegen zu ſträuben, da er vernimmt, daß das Theilen des Gewinns unter Spielern gewöhnlich ſey, wenn einer geneigt war, die Stelle des andern zu erſetzen.

Zwanzig Zechinen! — ſoviel Baarſchaft hat Viati noch nie beſeſſen. Seine Freude darüber iſt ſo groß, daß er ſie den ganzen Abend vor ſich auf dem Tiſche liegen hat und mit dem Zählen und Betrachten derſelben nicht fertig werden kann. „Ach, ſpricht er,

noch zehnmal ſoviel, und es würde nichts mehr meine Reiſe hindern!“ Er verſinkt in ein langes Nachdenken, und die Mittel, ſeinen ſo lange genährten Entſchluß auszuführen, beſchäftigen ihn ernſtlicher, als jemals. Da ſchießt ihm ein Gedanke durch die Seele, der ſie mit der innigſten Freude erfüllt. — „Ich habe heute, ſpricht er, ſo unverkennbares Glück im Spiele gehabt. Sollte das nicht ein Fingerzeig für mich ſeyn, auf dieſem Wege fortzufahren? — In der That, wenn jedes Spiel ſo ergiebig für mich iſt, als das heutige: ſo würde ich in wenig Tagen im Stande ſeyn, Genua zu verlaſſen. — Ach, mein Herz iſt zu klein für die Wonne, die in dieſem Gedanken liegt! — Doch ich ſehe den Irrthum, zu welchem mich heftige Neigung führt. — Nein, nicht alle Tage lächelt dem Spieler ein ſo günſtiges Glück! — Er verliert, und geht mit traurendem Herzen vom Spiel-

tiſche. — Aber es kommen auch wieder beſſere Tage, die ihn für den Verluſt reichlich entſchädigen, und ganz gewiß giebt es dieſer beſſeren Tage eine größere Zahl, als der ſchlimmern, denn würden wohl ſo viele das Spiel ihre einzige Beſchäftigung ſeyn laſſen, wenn es nicht bey allen Launen des Glücks fortführe eine Quelle des Erwerbs für ſie zu ſeyn? — Und ich — was hab' ich denn zu verlieren? — Zwanzig Zecchinen ſind jetzt mein Eigenthum; noch vor wenig Stunden waren ſie es nicht. Ich will thun, als wenn ich nichts beſäße, und dieſes Gold morgen auf's neue in's Spiel tragen. Wuchert es, dann deſto beſſer; verlier' ich es — nun, ſo wird es mir leicht werden, mich zu überreden, daß ich es nie beſaß.“

So urtheilte der Unbeſonnene, und in Gemäßheit dieſes Urtheils handelte er auch. Schon am nächſten Tage fand er ſich bey

dem Spieltiſch ein, und alle ſeine Gedanken waren von nun an auf Würfel und Karten gerichtet. Man will die Bemerkung gemacht haben, daß das treuloſe Glück angehende Spieler, um ſie deſto ſicherer in's Verderben zu führen, eine Zeitlang ſehr begünſtige; bey Viati wenigſtens gerieth man in Verſuchung, ſie als völlig beſtättiget anzuerkennen. Nicht, als wenn ihn kein einziger Verluſt getroffen hätte, aber der Gewinn war doch immer bey weitem überwiegend, und dieſe Gewißheit war es, welche ihn jetzt halbe Tage bey dem Spiele erhielt. Da er ſonſt keinen Aufwand zu machen gewohnt war: ſo hatte er in kurzer Zeit eine beträchtliche Summe erſpart, und wenn dieſe gleich noch immer nicht ſo groß war, als er ſich wünſchte: ſo beſann er ſich doch keinen Augenblick länger, ſeine Reiſe anzutreten, da er erfuhr, daß man in allen größern Städten Italiens dem Spiele eifrig nach-

ſtrebe, und daß alſo derjenige, welcher die Regeln deſſelben genau kenne, ſeine erſchöpfte Kaſſe überall mit Leichtigkeit auf's neue zu füllen im Stande ſey.

Franceско kannte jetzt wirklich die meiſten Spiele, wodurch man einander um das Geld zu bringen ſucht, mit alle den Feinheiten, welcher der Geübtere durch lange, oft ſehr theuer bezahlte Erfahrungen mächtig wird. Wie hätte er es daher länger anſtehen laſſen ſollen, ſeinen Plan auszuführen? Er reiſte, er ſah nach und nach Turin, Mailand, Mantua, Venedig, Bologna, Parma, Piacenza, Modena, Florenz, Rom uyd Neapel mit allen ihren Merkwürdigkeiten. Faſt in einer jeden von dieſen Städten war ſeine Börſe leer, aber auch faſt in einer jeden von denſelben füllte er ſie wieder. Das Glück war ihm ſo günſtig, daß er, wenn er auch bisweilen einen Verluſt erlitt, ſehr bald reichlichen Erſatz deſſel=

ben fand. So kam es denn, daß er anſtatt mit leerer Kaſſe, wie andere Reiſende, heim zu kehren, mit einer beträchtlichen Summe erworbenen Geldes ſich nach Genua zurück begeben konnte. Aber in der That, das war auch der größte Gewinn, welchen er auf dieſer Reiſe gemacht hatte. In den erſten Städten, durch welche ſie ihn führte, hatte er zwar die meiſten Merkwürdigkeiten, die ſie auszeichnen, mit gierigem, freudetrunknen Auge geſehen, aber das Verlangen, ſich auf dieſe Weiſe Kenntniſſe zu erwerben, wurde immer ſchwächer, je unwiderſtehlicher das bisherige Glück ſeinen Hang zum Spiele machte. Er mußte ſich am Ende geſtehen, daß beyde Zwecke ſich nur äußerſt ſchwer mit einander vereinigen ließen, und daß er, wenn er herumgieng, Schönheiten der Natur und Kunſt zu beſchauen, ſich nicht in den Spielgeſellſchaften einfinden konnte. Nach einigem Kampfe mit ſich ſelbſt ent=

ſchloß er ſich, blos die letztern aufzuſuchen, weil der Vortheil, den ſie ihm brachten oder zu bringen ſchienen, näher lag, wenn er gleich vergänglicher war, und nun mochte er in die allerberühmteſten, mit Denkmälern menſchlicher Kunſt am meiſten angefüllten Städte Italiens kommen — er ſah nichts, als die Karten, er hatte für nichts Sinn, als für Geld, er trug keine Kenntniß aus ihnen davon, als von den Spielgeſellſchaften, die ſich in denſelben verſammelten.

Nach ſeiner Rückkehr in ſein Vaterland gieng ſein Beſtreben dahin, in einem öffentlichen Amte angeſtellt zu werden. Da er unter den Großen viele Freunde beſaß: ſo war es vorauszuſehen, daß die Bemühungen, welche er es ſich koſten ließ, mit einem glücklichen Erfolg gekrönt werden würden. Er wurde als einer von den Untereinnehmern der Zollgelder angeſetzt, welche die einlaufenden Schiffe im Hafen von Genua

entrichten müſſen, und ſein Poſten war ſehr einträglich. Jetzt zauderte er nicht länger, ſich auch häuslich einzurichten. Er hatte, als er in Venedig war, von einigen Bekannten dazu aufgefordert, eine Abſchweifung nach Deutſchland gemacht, und ſich in Wien einige Wochen aufgehalten. Daſelbſt hatte er ein Deutſches Mädchen kennen lernen, die einen tiefern und bleibendern Eindruck auf ſein Herz gemacht hatte, als alle ſeine Landsmänninnen. Thereſe war ein Mädchen von großer Herzensgüte, und beſaß überdies Vermögen genug, um einen Mann von Viati's Range, durch ihren Beſitz ein behagliches Leben zuzuſichern. Er erinnerte ſich jetzt an ſie, oder vielmehr ſein Herz hatte ſie nie vergeſſen, nur den günſtigen Augenblick hatte es abwarten wollen, wo es ſeine Wünſche an den Tag bringen durfte. Die letztern blieben nicht unerhört. Thereſe ſagte ihm ihre Hand zu, und ihr

Vater gab zu der Verbindung, welche ſie mit Viati einzugehen geneigt war, ungeach=tet es ihn ſchmerzte, durch eine ſo große Entfernung von ſeiner Tochter getrennt zu ſeyn, am Ende ſeine Einwilligung.

Viati reiſte ſelbſt nach Wien, um ſein junges Weib zu holen, und an ihrer Seite hatte für ihn das Leben doppelten Werth. Wirklich ſchien in allem, was ſich mit ihm ereignet hatte, und noch ereignete, der Keim zu einem großen Glücke zu liegen. Sein Amt gewährte ihm mehr Einkünfte, als nö=thig waren, um ſich und die Seinigen zu unterhalten, das Vermögen ſeiner Gattin war auf Zinſen gelegt, die es ihm erlaubten, ſich ein anſtändiges Vergnügen zu machen, und in ſeinem Hausweſen zu der Nothdurft auch guten Geſchmack und Bequemlichkeit hinzuzufügen. Seine gute Gattin um=ſchwebte ihn, wie ein wachſamer Engel, und ſuchte ihn vor jedem Unfall ſorgfältig zu

bewahren. Die drey Kinder, welche ſie ihm nach und nach gebar, webten in den Kranz ſeiner Lebensfreuden auch noch die ſüßeſten unter allen, die Freuden des Vaters; ſie umhüpften ihn, wenn er am Abend, von ſeinen Geſchäften ermüdet, in ihren Kreis zurückkehrte, und ihr unſchuldiges Entzücken vertrieb bald die Runzeln des Unmuths von ſeiner Stirn.

Aber wenn dieſer Keim des Glücks ſich völlig entwickeln ſollte: ſo mußte er ſorgſam gepflegt werden, und — ach! Francesko pflegte ihn nicht. Nur im erſten Jahre ſeiner ehelichen Verbindung war er ein häuslicher, ordentlicher Mann, weil ihm ſeine gegenwärtigen Verhältniſſe neu waren, und eben deswegen entzückten. Aber kaum war dieſer Reiz der Neuheit vorüber: ſo empfand er eine Leere in ſeinem Herzen, welche nicht die Zärtlichkeit ſeiner Gattin, nicht das Lächeln des Säuglings an ihrer Bruſt auszu=

füllen vermochte. Der Unglückliche war ſeit Jahren gewohnt, Unterhaltung und Vergnügen nur in den Geſellſchaften zu finden, welche von ihm beſucht worden waren. Er nahm wieder an denſelben Theil, und ſeine Neigung zum Spiele, die, gewohnt immer Befriedigung zu erhalten, ſich ſo ſehr in ſeiner Seele befeſtiget hatte, daß ſie jedes andere Verlangen derſelben unterdrückte, und alſo mit Recht ein Hang zu nennen war, erwachte in aller ihrer Stärke. Er hatte ſie ein Jahr lang gebändigt, nur aus Liebe zu Thereſen, die es ſo haben wollte, nicht aus Abſcheu und Entſetzen vor ihren Folgen.

Er ergriff alſo Würfel und Karten vom neuen, und die Abende, zeither ſeiner Gattin gewidmet, wurden am verderblichen Spieltiſche hingebracht. Die letztere merkte die Veränderung, welche mit ihm vorgegangen war, ſehr bald, und erſchrak. Sie brauchte die ganze Gewalt ihrer Liebe, um

ihn von dem Abwege, auf welchen er gera=
then war, und von dem Verderben, zu wel=
chem dieſer führte, zurückzurufen; ſie bat,
ſie beſchwor ihn mit Thränen; ſie hielt ihm
ihren Säugling vor das Auge, und fragte
ihn: „ob er aufgehört habe, dieſem Kinde
Vater zu ſeyn?“ — Francesko's Herz
wurde erſchüttert, und er verſprach ihr mit
einer heißen Umarmung, ſich zu beſſern,
um — nicht Wort zu halten. Zwar einige
Tage blieb er zu Hauſe, aber bald ſchien
ihm die Gewalt, die ihm dieſes koſtete, eine
unmäßige Kraftanſtrengung zu ſeyn, und
ſein Hang riß ihn unwiderſtehlich fort. Er
erſchien wieder an den Spieltiſchen, und
das Uebel ward ärger, als es zuvor geweſen
war. Thereſe bat wieder, aber er war dies=
mal unnachgiebiger; er wußte ihren Vorſtel=
lungen andere von ſeiner Seite entgegenzu=
ſetzen, welche ihn zu rechtfertigen ſchienen,
und je dringender ſie wurde, deſto ſtarrſinni=

ger war er. Zwar war es ihm wirklich einige Male gelungen, ſie zu überreden, daß das Spiel keinen nachtheiligen Einfluß auf ſein Glück habe, und ſie mit demſelben auszuſöhnen — denn ein Weib iſt in Dingen, von denen ſie wenig oder keine Erfahrung hat, leicht zu täuſchen. Indeſſen wirkte ſein Betrug nur auf Augenblicke, und die wachſame Thereſe merkte denſelben ſehr bald.

Zu dem letztern gehörte in der That nicht viel Schlauheit. Das Glück, welches Francesko durch ganz Italien begleitet hatte, war ſeit einiger Zeit von ihm gewichen. Er verlohr, und verlohr ſehr anſehnliche Summen *). Spieler haben Recht, wenn ſie

*) In Genua, wo der Handel viel Reichthümer hervorgebracht hat, wo ſich ein zahlreicher Adel befindet, welcher glänzen will, und wo endlich, wegen der Leichtigkeit viel Geld in kurzer Zeit zu erwerben, ein großer Theil des Tages im Müßiggang hingebracht wird,

ſagen, daß ihr Glück oder wie ſie es in ihrer Sprache nennen, ihr Treffer zuweilen Jahre lang daure, zuweilen aber auch ſie auf Jahre verlaſſe. Beydes erfuhr Viati. Jetzt aber zeigte es ſich auch, daß ihm, ſo ſehr er auch mit den Feinheiten der Spiele bekannt war, doch gar viel fehlte, um unter die vollendeten Spieler gezählt werden zu können. Die letztern bleiben ſich im Unglück, wie im Glück gleich, und die Ruhe, womit ſie gewonnenes Geld an ſich zu ziehen, verlohrenes hinzugeben ſcheinen, die Kälte, womit ſie jeden Unfall ertragen, machen es ihnen möglich, ſich deſſen, was ſie zu thun haben, ſtets bewußt zu bleiben, und ſo ihr Glück noch weiter zu verfolgen, ihr Unglück durch eine kluge Benutzung der ſchlechteſten

wird vielleicht am höchſten in der Welt geſpielt. Auch wurde daſelbſt 1620 das berüchtigte und verderbliche Lotto erfunden und eingerichtet.

Karten zu verbeſſern. Franceſko war nur während ſeines Glücks ein guter Spieler geweſen; ſein Unglück machte ihn verzagt, kleinmüthig, füllte ihn mit Unwillen und Verdruß gegen ſein Schickſal ſowohl, als gegen die glücklichern Spieler, und in einer ſo leidenſchaftlichen Stimmung war es nicht möglich, ſich der Regeln des Spiels deutlich bewußt zu bleiben, und ſie mit Beſonnenheit zu befolgen. Er ſann mehr auf die Wiedererlangung des verlohrnen Geldes, als auf die Vortheile, welche ihm ſeine Lage in jedem Spiel an die Hand gab, und indem er ſo Fehler auf Fehler machte, wurde ſein Verluſt immer größer, mit ihm ſeine Hitze immer ſtärker, und er ſelbſt immer weniger fähig, ſich mit Klugheit vor neuem Schaden zu hüten.

Es konnte alſo nicht anders ſeyn, es mußten ſehr beträchtliche Summen verlohren gehen, beſonders da er, wenn er heute un-

glücklich geweſen war, morgen vor Begierde brannte, ſich für den erlittenen Verluſt zu entſchädigen, und alſo gleich im Anfange des Spiels der nöthigen Ruhe und Gleichmuth beraubt war, und da die andern Spieler dieſen Zeitpunkt von Francesko's Unglück beſtens benutzen zu müſſen glaubten, um die Summen, welche ſie ehedem an ihn verlohren hatten, wieder zu gewinnen. Anfänglich gab Francesko blos ſeinen Ueberfluß hin; bald aber wurde das Unglück ſo groß, daß man den Verluſt in ſeiner Haushaltung vermißte. Da Thereſens Bitten ohne Erfolg blieben: ſo verwandelten ſie ſich in Vorwürfe. Francesko fühlte das Wahre derſelben zu tief in ſeinem Innerſten, als daß er ſie hätte wiederlegen können. Aber eben dieſer Umſtand erbitterte ihn; der ſeines Fehlers Ueberführte hat, wenn er nicht geſonnen iſt, der Vernunft Gehör zu geben, und ihn abzulegen, nur noch Zorn übrig, welchen er

demjenigen, der ihm ſo bittre Wahrheiten ſagt, entgegen ſetzen kann, und in dieſen loderte auch Franceſko ſo ſehr auf, daß er Thereſen nicht ſelten mißhandelte. Das unglückliche Weib, ſeit einiger Zeit gewohnt ſo vieles zu ertragen, ertrug auch dieſes eine Zeitlang; ſie ſetzte den Schlägen, die ihr der Barbar in's Geſicht gab, ſtillen Gram entgegen — ach ſie würde ſie ihm ganz verziehen haben, wenn er wieder angefangen hätte, zärtlicher Gatte und gewiſſenhafter Vater zu ſeyn! Je mehr ſich ihr Herz von dem liederlichen Gatten nothwendig entfernen mußte, mit deſto größerer Stärke hieng es ſich an ihre Kinder, welche die Dulderin mit Kummer und Thränen gebar, und großmüthig genug beſchloß ſie, nach beſter Kraft ihnen das zu erſetzen, was ihnen durch ihren Rabenvater beraubt wurde. Wenn er ſich daher in ſeinen verderblichen Geſellſchaften herumtrieb: ſo lehrte ſie dieſelben auf ihrem

heimiſchen Zimmer Gott vertrauen, und ſeine unergründlichen Rathſchlüſſe verehren; wenn er halbe Nächte hindurch am Spieltiſch ſchwelgte und das Geld verpraſte, das ſeine unglückliche Familie nicht mehr entbehren konnte: ſo ſaß ſie ebenfalls halbe Nächte an der Wiege ihres jüngſten Sohnes, und machte bey'm matten Schimmer eines elenden Nachtlämpchens Putz für ihre Freundinnen, um dann am andern Tage für die ſauer erworbenen Groſchen ihren kleinen Lieblingen ein Morgenbrod kaufen zu können.

Auch dieſe Thätigkeit von ihrer Seite war wahrlich nicht mehr Folge einer Grille, einer übertriebenen Beſorgniß. Francesko's Verſchwendung gieng bereits ſo weit, daß es ſeiner Familie an dem Nothwendigſten fehlte. Der gewiſſenloſe Vater trug die Einkünfte welche ihm ſein Amt gewährte, in das Spiel — wovon alſo ſich den nöthigen Unterhalt verſchaffen? — Ach oft war

kaum ſo viel trocknes Brod im Schrein vorhanden, als zur Stillung des wüthenden Hungers von nöthen war; mehr als einmal mußten die dringenden Bitten der wimmernden Kinder um Nahrung auf den folgenden Tag verwieſen werden, und ſelbſt dann ſpeiſte ſie nicht der Vater, deſſen Taſchen der geſtrige Abend geleert hatte, ſondern die Mutter von ihrem kärglichen Erwerb. Man glaube übrigens nicht, daß Francesko's Herz bey dieſem Elend der Seinigen ganz fühllos geblieben wäre; es geſchah eben um es zu mildern, daß er jetzt täglich zum Spiele eilte; er wollte hier Summen gewinnen, um ſie dem Mangel zu entreißen, und der Gedanke an die Freude, die ſie darüber haben würden, war jetzt ſelbſt die einzige Freude des Unglücklichen. Gewann er: ſo händigte er ſogleich ſeiner Gattin den Gewinnſt ein, aber ſein harrender Blick ſuchte umſonſt das frohe Lächeln auf ihrem Geſicht,

das er zum Dank erwartet hatte, ſie nahm ſeufzend, was er ihr gab, und tiefe Trauer ruhte auf ihrer Stirn. Verlohr er hingegen — was weit häufiger der Fall war: ſo vermied er den Anblick der Seinigen, der ſein Herz zermalmte, Tage lang, und wenn er einem von ihnen begegnete: ſo füllte ſich ſein Auge mit Thränen. Wenn er in der Mitternacht nach Hauſe zurückkehrte: ſo ſchlich er ſo leiſe, als er konnte, in ſein Slafgemach, damit es ſein Weib nicht wiſſen ſollte, wie ſpät er das ſchändliche Spiel verlaſſen habe. Der Thor! Thereſe hörte ihn jederzeit. Nicht blos ihre Arbeit, auch die zärtlichſte Beſorgniß für den liebloſen, unwürdigen Gatten erhielt ſie wach, und es kam kein Schlaf eher in ihr Auge, als bis ſie ſich überzeugt hatte, daß er zurückgekehrt, und daß ihm kein Unfall begegnet ſey. O weibliches Herz, welcher Güte, welcher Großmuth biſt du fähig! Grauſamkeit zer=

tritt dich, aber ſelbſt in deinen zuckenden Ueberreſten glimmt die Liebe fort, und ein einziges ſanfteres Athmen deines Henkers vermag ſie wieder zur wärmenden, leuchtenden Flamme anzufachen!

Ein Vater, der, wie Francesko, ſich vor ſeinen eigenen Kindern zu ſchämen Urſache hat, ja, gewiß, der verdient die Schande, welche ſein Leben begleitet. Es fehlte Thereſen, es fehlte ihren Kindern an Kleidern, und die der letztern waren ſo ſehr abgeriſſen, daß ſie ſie nicht mehr mit Anſtand auf die Straße ſchicken konnte. „Geduldet Euch, ihr Lieben, tröſtete die gute Mutter, bald ſoll Euch geholfen werden. In wenig Wochen erhalte ich Geld, und dann eil' ich ein jedes von Euch ſtattlich auszukleiden, daß Ihr Euch vor andern Kindern nicht ſchämen dürft.“ Sie hatte dabey die Zinſen von ihren Kapitalen im Sinn, welche in kurzer Zeit fällig waren, und die Kinder be-

gnügten ſich die ſchönen Tage, welche in der lieblichern Jahreszeit die Jugend in das Freye lockten, blos durch die Fenſter zu genießen, und auf beſſere Zeiten zu rechnen. Doch die wenigen Wochen vergiengen, die Ungeduld der Kleinen hatte ihren höchſten Gipfel erreicht, und ach! — noch immer gieng kein Geld ein. Thereſe wußte ſich nicht anders zu helfen, ſie mußte die Perſonen, von welchen ſie es zu fordern hatte, an ihre Schuldigkeit erinnern laſſen. Doch wie groß war ihr Schrecken, als ſie erfuhr, daß ſie die fälligen Zinſen ihrem dringend darum bittenden Manne ſchon lange vor der Zeit entrichtet hatten!

Jetzt warf ſich der von dem Elend der Seinigen gepeinigte Viati Thereſen zu Füßen, und geſtand ihr mit Thränen, daß ſeine unſelige Leidenſchaft, das Spiel, ihn und ſie um dieſes Geld gebracht habe; er verſprach ihr, ſich auf das fürchterlichſte ver-

meſſend, daß er keine Karte wieder berühren wolle, und um ſie noch mehr zufrieden zu ſtellen, borgte er eine Summe bey einem Freunde auf, die er ihr einhändigte, damit nur die Kinder neu gekleidet werden konnten. In Thereſens Herz drang wirklich ein Strahl von Hoffnung, als ſie ihn wider ſeine Gewohnheit einige Abende zu Hauſe bleiben ſah. Doch abermalige Täuſchung! Viati hatte keine Kraft ſeinen Entſchluß auszuführen; bald verſenkte ihn das Zureden Tagni's und anderer Menſchen dieſes Gelichters auf's neue in das alte Laſter.

Das Unglück hörte jetzt nicht auf ihn zu verfolgen. Je weniger er ſelbſt in ſeinen Mitteln hatte, deſto höher ſpielte er, weil er glaubte, daß er doch einmal gewinnen, und daß dann dieſer Gewinn ihn auf einmal aus allen ſeinen Verlegenheiten reißen würde. In kurzem hatte er eine Spielſchuld von 500 Scudi gemacht, deren Bezahlung man

mit Ungeſtüm forderte. Jetzt iſt ſeine Noth unbeſchreiblich groß. Er ſieht kein anderes Mittel vor ſich, als ein Kapital ſeiner Frau aufzukündigen, und ſich damit zu retten. Aber er hat gut reden, der Schuldner will es ihm nicht eher herauszahlen, als bis er ihm eine ſchriftliche Vollmacht von Thereſen, die er die einzige rechtmäßige Beſitzerin dieſes Geldes nennt, vorzeigen kann, welche ihn für fähig erkennt, es in Empfang zu nehmen. Kein Bitten kann den Entſchluß des Schuldners, der ſonſt in die Gefahr kommen würde, das Geld zweymal zahlen zu müſſen, ändern, und Viati ſieht ſich alſo genöthigt, ſich — was er ſo ſorgfältig zu vermeiden geſucht hatte — ſeiner Gattin zu entdecken. Aber anſtatt der verlangten Hülfe erfolgen blos bittre Vorwürfe. „Von meinem Vermögen, ſagt ſie, erhältſt Du keinen Heller. Ich will Deine Ausſchweifungen nicht unterſtützen, und meinen Kin=

dern das rauben, was ich ihnen nach meinem Tode zu hinterlaſſen gedenke. Sie verlieren ohnedies genug durch Deine Gewiſſenloſigkeit.“

Dieſe Vorwürfe trieben Viati auf's äußerſte. Schon war der Tag da, an welchem er den Wechſel zahlbar machen ſollte, und noch hatte er keine Ausſicht, der ſchimpflichen Gefangenſchaft, die ihm im Weigerungsfalle drohte, zu entgehen. Verzweiflung lehrt ihn endlich einen Ausweg finden, welchen ſein Herz in einer ruhigern Zeit ſelbſt verabſcheuet haben würde. Er entfernt die Kinder unter irgend einem Vorwande aus Thereſens Zimmer; hierauf tritt er vor ſie in der einen Hand ein Blatt Papier, in der andern einen blinkenden Dolch haltend. „Entweder, brüllt er, Du unterſchreibſt, oder Du fühlſt dieſen Dolch in Deiner Bruſt. Jetzt wähle!“ Das erſchrockene, furchtſame Weib unterſchrieb zit-

ternd, und heiße Thränen ſtrömten aus ihrem Auge auf das Papier. „Mörder!“ lispelte ſie, gab ihm die Schrift, und mit Händeringen im Zimmer umhergehend, machte ſie ihrem tiefen, unnennbaren Schmerz, durch ein lautes ſchluchzendes Weinen Luft. Francesko eilte mit zerrütteten Sinnen davon, hob bey dem Schuldner, der ſich nun nicht länger weigerte, das Geld, und bezahlte es ſeinem eignen Gläubiger.

Jetzt näherte ſich für Thereſen ein Augenblick des Troſtes. Die Bedauernswürdige hatte niemand gehabt, in deſſen Buſen ſie ihren vielfältigen Jammer hatte ausſchütten können; blos ihren Vater hatte ſie von dem, was vorgieng unterrichtet, und dieſer eilte auf ihre wiederholten Bitten zur Rettung ſeines einzigen Kindes herbey. Für Francesko war dieſer Beſuch eben ſo unerwartet und ſchrecklich, als er für ſeine

Gattin erwünſcht war. Lange wußte er nicht, wie er ſich benehmen ſollte. Endlich glaubte er, daß es am beſten ſey, ſeinen Fehler geradezu einzugeſtehen, und ernſtliche Beſſerung anzugeloben. Das that er auch in ſo rührenden Ausdrücken, in einer ſo demüthigen, flehenden Stellung und mit ſoviel Liebkoſungen, die theils an Thereſen, theils an ihren Vater gerichtet waren, daß das Herz des alten Mannes, das noch wenig Augenblicke vorher vom heftigſten Zorne gegen ihn geglüht hatte, der Sanftheit immer mehr Raum gab, und daß er wie ein Entwaffneter da ſtand. Dieſe menſchlichere Stimmung hinderte ihn jedoch nicht, dem Urheber von dem Unglück ſeiner Tochter ernſte Vorſtellungen zu thun, ja er war zu demſelben um ſo geneigter, da die Umſtände jetzt einen tiefern Eindruck auf das Herz Franceſko's zu begünſtigen ſchienen.

„Diesmal, mein lieber Viati, hub er

an, ſoll Ihnen all das Unrecht, welches ſie meiner Tochter, und in derſelben auch mir zugefügt haben, vergeben ſeyn, aber bey allem, was Ihnen heilig iſt, beſchwöre ich Sie, halten Sie von nun an Ihr Verſprechen ſtrenger, als es bisher geſchehen iſt, und kehren Sie zu Ihrer Pflicht zurück!“

„Mein Vater, verſetzte Francesko, ſo ſtrafbar ich auch immer ſeyn mag: ſo habe ich doch gewiß mitten unter den Opfern, die ich meinem Hange brachte, meine Pflichten als Menſch weniger verletzt, als Sie glauben. Zwar iſt der Schein gegen mich, aber“ —

Der Greis. Sagen Sie lieber, daß Sie ſich blos überreden, Ihre Pflichten nicht vernachläſſiget zu haben. Sie führen Ihre Sache partheiiſch; wer mit unbefangenen Augen prüft, der findet nicht blos, daß der Schein gegen Sie iſt, der findet eine ſchreckliche Wirklichkeit, die noch weit mehr von

der Zukunft fürchten läßt, als ſie von der Vergangenheit ausſagt. Viati, Sie haben Ihre Pflichten verabſäumt, Ihre Lage iſt ſchauderhaft.

Viati. Sie beurtheilen mich —

Der Greis. Zu hart, wollten Sie ſagen. Sie ſollen hören, ob das der Fall iſt. Das Spiel, ſo wie Sie es getrieben haben, iſt ja an ſich ſchon durchaus pflichtwidrig, und durch nichts zu entſchuldigen. Erwerben ſoll der Menſch, darum gab ihm die ſchaffende Natur ſo herrliche, ſo mannichfaltige Geiſtes= und Körperkräfte, durch welche er über alle ſichtbare Weſen ſo unendlich weit hervorragt. Aber er ſoll ſich während des Erwerbes ſelbſt vom Zufall ſo unabhängig machen, als möglich iſt, denn dieſer Zufall iſt nicht in unſern Händen, iſt nicht die Folge unſerer Veranſtaltungen, und läßt ſich daher ſelten zu menſchlichen Zwecken ganz benutzen. Ach, es giebt ja

der Zufälle ſo viele, denen wir bey aller Klugheit und Vorſicht nicht widerſtehen können, und die für unſer äußeres Wohl nicht ſelten eben ſo zerſtörend ſind, als ſie zuweilen, weiſe gebraucht, für uns beglückend werden können. Iſt es alſo nicht unvernünftig, die Zahl dieſer Zufälle, die wir mit aller Kraft zu beſchränken ſuchen müſſen, ohne Noth zu vermehren? Und iſt nicht alles das, was unvernünftig iſt, wenn es doch gethan wird, auch pflichtwidrig? Geräth nicht der Menſch, indem er ſeinem Sinn das geſtattet, was ſeine Vernunft verdammt, in einen Widerſpruch mit ſich ſelbſt, der jene ſchöne, zur Tugend auf gradem Wege hinführende Einheit aufhebt, zu welcher alle ſeine Kräfte e i n e s Strebens zuſammenſpielen ſollen? Gehört denn wohl derjenige ſich noch ſelbſt an, der den Zufall über ſich gebieten läßt? Und wenn er ſich nicht mehr ſelbſt angehört, hat er dann nicht das, was ihn

als Menſch auszeichnet, was ſeine Natur mit der göttlichen in Verwandſchaft bringt, ſeine Freyheit verlohren?

Viati. Aber ich bitte Sie, wie paßt daß hierher?

Der Greis. Auf's beſte. Wie, oder ſehen Sie denn nicht, daß ein jeder Spieler ſich und ſeine Habe vom Zufall abhängig macht? Was heißt ſpielen weiter, als ein kleineres Gut dem Zufall anvertrauen, um, begünſtiget von demſelben, ein größeres davon zu tragen? Nun aber erinnern Sie ſich noch einmal an das Bishergeſagte, und ſagen Sie, ob nicht in dem Spiele, blos an ſich betrachtet, und ohne Rückſicht auf die Folgen zu nehmen, etwas Unanſtändiges, den Menſchen Entehrendes liegt? Iſt es nicht ſchimpflich, ſich aller ſeiner freyen Kräfte in Rückſicht auf Erwerb in einem ſolchen Grade zu begeben, daß man ſich zu einem bloßen Sklaven des blinden Zufalls herab-

würdigt? — Wahrlich, ich kann keinen Spieler von Profeſſion, d. i. der ſein Glück mit völliger Hintanſetzung ſeiner thätigen Kräfte vom bloßen Zufall erwartet, ſehen, ohne ihn von Herzen zu verachten, und im Stillen zu denken: „der ward zum Menſchen erſchaffen, aber er hat ſelbſt auf ſeine Freyheit, auf ſeine Würde Verzicht geleiſtet, und ſich träger und kleinmüthiger Weiſe aus der Geſellſchaft ſeiner Brüder ausgeſchloſſen, um in ihren Augen als ein Thier zu gelten. Der ärmſte Tagelöhner iſt beneidenswerther, als er. Das trockne Brod, das er in kärglichen Mahlzeiten zum Munde führt, erwarb ihm menſchliche Kraft, mit Freyheit ehrenvoll gebraucht; den Spieler führt der Zufall als Herrſcher an der Sklavenkette einher, und die Tauſende, die er erwirbt, ſind Geſchenke, die dem Elenden die Laune des Schickſals ohne ſein Verdienſt, ohne ſeine Würdigkeit verlieh, und die er nicht

beſſer anzuwenden weiß, als daß er ſie derſelben Laune zurückgiebt. Geht, Ihr Spieler, Ihr ſeyd doch in der That ſchlechte, verächtliche Menſchen!

Viati. Sie werden doch nicht alle Spiele für ſo entehrend halten?

Der Greis. Ich weiß, was Sie ſagen wollen. Es giebt unſchuldigere Spiele, die man unter den Namen: Geſellſchaftsſpiele von den Wage- oder Hazardſpielen unterſcheidet. Nur in den letztern ſetzt man einen beträchtlichern Theil ſeiner Habe daran, weil man durch die Ausſicht auf Gewinn geblendet wird. In den Geſellſchaftsſpielen hingegen überläßt man blos Kleinigkeiten dem Zufalle, nicht um zu gewinnen, ſondern ſich durch Beobachtung der ſo verſchiedenen und veränderlichen Launen deſſelben auf eine angenehme Weiſe die Zeit zu verkürzen. Die

Spiele der letztern Art haben ihr Gutes, was auch einige zu ſtrenge Sittenrichter dagegen ſagen mögen. Durch ſie füllt man müßige Stunden auf eine beluſtigende, unterhaltende Weiſe aus, und ein großer Theil von ihnen beſchäftiget zugleich den Verſtand, und giebt ihm Stoff zum Nachdenken, ohne ihn jedoch allzuſehr anzuſtrengen. Sie ſind daher eine erwünſchte Erholung für den denkenden Geſchäftsmann nach vollbrachter Arbeit des Tages. „Ein Geſpräch, hat man geſagt, iſt ungleich beſſer, lehrreicher und unterhaltender als ſie.“ Das gebe ich zu, aber iſt man denn auch immer zu Geſprächen aufgelegt? Oder wenn man es auch iſt, ſind es immer die andern, in deren Geſellſchaft man ſich befindet? Muß es Freunden, die ſich eine lange Zeit täglich geſehen haben, nicht endlich an Stoff zur Unterhaltung fehlen? Beſtehen die Geſellſchaften nicht oft aus Mitgliedern, welche in Abſicht auf ihre

Bildung, auf ihre Lebensweiſe und auf tauſend andere Dinge zu ſehr von einander verſchieden ſind, als daß ein Geſpräch eingeleitet werden könnte, welches die Aufmerkſamkeit aller in gleichem Grade feſſelte, und woran ſie alſo auch alle Theil nehmen könnten? — In der That, wenn einer von dieſen Umſtänden eintritt: ſo würde ich es nicht nur entſchuldigen, ſondern es ſelbſt anrathen, daß man durch ein Geſellſchaftsſpiel gleichſam den Mittelpunkt feſtſetzte, um welchen ſich Alle bey noch ſo verſchiedenen Bedürfniſſen zu vereinigen hätten. Da keiner in ſich ſelbſt etwas hat, was alle feſſeln könnte: ſo wählt man dazu etwas Aeußeres, und was ſchickt ſich zur allgemeinen Beluſtigung beſſer, als der Zufall, auf welchen die Neugierde aller in gleichem Maaße gerichtet iſt, ohne daß ein einziger im Stande wäre, ihn mehr als die andere zu leiten und zu beherrſchen, wenn gleich in der Benutzung

viele eine höhere Geſchicklichkeit auszeichnet *). Der Zweck des Geſellſchaftsſpiels iſt mit dem Zufall zu ſcherzen, und dadurch ſich und andere zu vergnügen. Das einzige, was ich jedem Theilnehmer deſſelben empfehlen möchte, iſt, daß er dieſes Zwecks ſtets eingedenk ſeyn möchte. Denn wenn ſich Gewinnſucht dabey einſchleicht, wenn man in ſeinem Glück ſich zu ſehr erhebt, und andere beſpöttelt, oder wenn man auf der andern Seite ſein Unglück zu tief empfindet, und unwillig wird: ſo können ſelbſt durch dieſe unſchuldige Zeitverkürzung widrige Ge-

*) Der Verfaſſer ſieht ſich bemüſſiget, ſich gegen den Vorwurf zu verwahren, als vertheidige er die Geſellſchaftsſpiele aus Partheylichkeit. Er iſt mit den Geſetzen des Boſton, Whiſt, L'hombre und anderer Spiele, die an der Ordnung des Tages ſind, nicht bekannter, als mit den Fortſchritten der Hermetik.

fühle im Herzen erregt und genährt, die Liebe vertilgt, und Freundſchaften, die in ihren Wirkungen ſo ſüß, ſo beſeligend waren, im Nu zerriſſen werden. Ich habe auch nichts darwider, wenn dieſe Geſellſchaftsſpiele um Geld geſpielt werden, nur muß der Einſatz niedrig und den Kräften der Spielenden angemeſſen ſeyn. Denn es bleibt wahr, daß die Aufmerkſamkeit verdoppelt wird, wenn der Zufall eine Sache der Wirklichkeit beſtimmt, und Gewinn und Verluſt leitet. Nur junge Leute nehme ich davon aus. Dieſe ſollen nicht eher um Geld ſpielen, als bis ſie fähig ſind, Geld zu erwerben, weil ſie nur dann den Werth deſſelben gehörig kennen, nur dann einſehen, wie ſauer die Summe, die ſie oft leichtſinnig auf eine einzige Karte ſetzen, zu verdienen wurde. Doch dieſe Bemerkung iſt kaum nöthig, wenn ſie wiſſen, daß ich ihnen alle geſellſchaftlichen Karten- und Würfelſpiele gera-

dezu widerrathe. Denn am Ende ſind Geſellſchaftsſpiele doch nur ein Behelf, zu welchem man ſeine Zuflucht nimmt, wenn man nichts beſſeres weiß. Sollte denn aber wohl der immer heitre, allen Eindrücken offene Sinn junger Menſchen, die noch durch keine Geſchäfts-, Amts- und Nahrungsſorgen gequält ſind, keine beſſere Unterhaltung wiſſen, als das einförmige Spiel mit einigen Würfeln und einer Anzahl von Karten? Ihre Zerſtreuung ſey in dem großen Tempel der immer lachenden, ewig neuen Natur; und ſoll ja geſpielt ſeyn — nun ſo mögen ſie lieber Spiele wählen, die durch Bewegung für den Körper wohlthätig ſind, zum Theil mit Zuziehung älterer, erfahrner Perſonen, beſonders wenn ſie um Geld geſpielt werden, z. B. bey'm Kegelſpiel, oder ſie mögen ſich durch Spiele beluſtigen, die zugleich den Verſtand ſchärfen, ohne für das Herz nachtheilig zu ſeyn, und den Beutel zu berauben,

und an ſolchen fehlt es, Dank ſey es der Für-ſorge denkender Männer, in unſerm Zeital-ter nicht.

Viati. Viele Spiele, denen ich bey-gewohnt habe, habe ich um der Geſellſchaft willen mitgeſpielt, in welcher ich mich be-fand.

Der Greis. Dann bitte ich Sie, ſol-chen Geſellſchaften für immer zu entſagen, die nur durch Gewinnſucht, und durch kein edleres Band zuſammengehalten werden. Sie waren der Opfer, welche Sie ihnen dargebracht zu haben vorgeben, wahrlich nicht werth. Das Spiel, um deſſen willen ſie zuſammenkommen, iſt an ſich abſcheulich, es iſt es nicht weniger um ſeiner Folgen wil-len, die ſchwerlich von einem andern Laſter fürchterlicher ſeyn können, als von dieſem. Der Spieler verläßt ſich auf das ſo wandel-bare Glück, das ihn entweder begünſtiget oder ihm den Rücken kehrt. Iſt das erſtere

der Fall, und gewinnt er: ſo wird dieſer Gewinn nur höchſt ſelten — ich habe, indem ich dieſes bemerke, Erfahrungen auf meiner Seite, welche man täglich machen kann — eine wirkliche Verbeſſerung ſeines äußern Wohls zur Folge haben. Das geht ſo zu. Der Spieler pflegt in der Regel keinen hohen Werth auf das Geld zu legen, weil das Spiel ſelbſt, in welchem er große Summen ohne Kraftanſtrengung gewinnt, große Summen, ohne daß ihm Aerger und Schmerz etwas helfen, verlohren geben muß, in welchem es endlich Geſetz iſt viel zu wagen, ſehr bald alle Gefühle der Sparſamkeit in ihm abſtumpft, und ihn mit Leichtſinn gegen ſeinen Erwerb erfüllt. Ueberdies waren Spieler, ehe ſie gewannen, nicht ſelten in einer ſehr bedrängten Lage; der große Gewinn, den ſie davon getragen haben, reißt ſie urplötzlich aus derſelben, und es entſteht nun in ihnen der ſehr natür-

liche Wunſch, das, was ſie ſich bisher ver-ſagen mußten, in ſtärkerer Quantität nach-zugenießen, und, weil ſie nun die Mittel dazu haben, ſich, wie man es nennt, eine Güte zu thun. Daher ſieht man das ge-wonnene Geld in ihren Händen ſehr bald, und in Dingen, die zur Begründung des äußern Wohlſtandes nicht weſentlich gehö-ren, verthan, und man kann mit Recht da-von ſagen, leicht gewonnen, leicht zerron-nen. Doch geſetzt, der Spieler wendet ſei-nen Gewinn auf eine zweckmäßige Weiſe an — muß er ſich dann nicht, wenn ſein Herz edlerer Gefühle nicht ganz beraubt iſt, un-ablässig mit den Vorwürfen quälen, daß er ſeinen Wohlſtand nicht auf eine ächt menſch-liche Weiſe errungen hat, daß an jedem Thaler die Kummerthränen und der Fluch unglücklicher Familien hängen, die es durch ihn wurden, daß er eine träge, unnütze Er-denlaſt iſt, und als eine ſolche von allen beſ-

ſern Menſchen, die er umſonſt durch ſeinen Ueberfluß zu blenden ſucht, verachtet wird? Ueberdies erzeugt das Spiel Gewinnſucht; je mehr der glückliche Spieler erwirbt, deſto mehr ſtrebt er zu erwerben; es kann alſo nicht fehlen, daß er den Gewinn, wo nicht ganz, doch zum Theil wieder an den Spieltiſch trägt, um neue Summen zu erwerben; da ihm aber das Glück nicht immer günſtig iſt; ſo wird er ſehr bald wieder um denſelben kommen.

Viati. Ihre Bemerkungen ſind wahr. Ich machte ſie in den Zeiten meines Glücks an mir ſelbſt.

Der Greis. Verliert er aber — o Gott, ſo ſind die Folgen für ſein äußeres Wohl in jeder Rückſicht ſchrecklich. Er bringt die Summen, an welchen eine Reihe von Vätern ihr ganzes Leben hindurch mit ſaurem Fleiße ſparte, in Augenblicken durch; der Niederträchtige war es nicht werth, daß

ſie ihre Güte ihm hinterließ. Mangel und Elend, Spott und Verachtung ſind ſein unausbleibliches Loos, um ſo ſchwerer zu tragen, da ihn der nagende Vorwurf, ſelbſt der Urheber deſſelben zu ſeyn, durch ſein unglückliches, freudenloſes Leben begleitet. Sehen Sie lieber Viati, wie pflichtwidrig Sie handelten! Ihr ſo gutes Gehalt gereicht Ihnen zu keinem wahren Vortheil, und pfui der Schande! das kleine Vermögen, woran ich ein ganzes Menſchenalter im Schweiße meines Angeſichts ſammelte, um meinem einzigen Kinde ein glückliches unabhängiges Daſeyn zu ſichern, und es nach meinem Tode wohl verſorgt zu wiſſen, das ſetzen Sie gewiſſenlos auf ein Paar Karten, während ich in Ihrem Hausweſen den größten Mangel an allem, was zur Nothdurft gehört, an Wäſche, Kleidern, Betten, Geräth, ſelbſt an Nahrungsmitteln antreffe.

Viati. Sie wiſſen, was ich verſprochen habe.

Der Greis. Der Himmel gebe ſeinen Segen, daß es in Erfüllung gehe. Die fürchterlichſten Folgen des Spiels will ich Ihnen zuletzt vor das Auge halten. Das Spiel zerrüttet die Ruhe des Geiſtes, die mehr werth iſt, als aller Reichthum; es treibt zum Unmuth, vom Unmuth zum Jammer, vom Jammer zur Verzweiflung, und wehe dem, der in der letztern Arme geräth! Das Spiel zerrüttet die Geſundheit, und zwar auf vielfältige Weiſe. Der Gram der Seele wirkt auf den Körper und macht ihn welker. Vom Geſetze, das dieſes Laſter nicht dulden kann, verfolgt, verſtecken ſich die Spieler, wie lichtſcheue Raubvögel, in das Dunkel der Nacht, und bringen ſie ſchlaflos hin, indeß am Tage theils Geſchäfte, theils Kummer den Schlaf von ihnen entfernen. An Spieltiſchen fehlt es ge-

wöhnlich nicht an hitzigen Getränken; der glückliche Spieler ſchlürft ſie aus Wolluſt ein, der unglückliche berauſcht ſich in ihnen, um ſeine Grillen zu zerſtreuen, und ſo gewöhnt man ſich ſehr bald an Völlerey. Wer mag aber läugnen, daß dieſes alles zerſtörend auf die Geſundheit wirkt, und ſie untergräbt? Das Spiel macht, daß, während man nur ſtets Gewinn und Verluſt im Sinne hat, und ein unruhiges Herz im Buſen trägt, man ſeine Pflichten in der bürgerlichen Welt vergißt, und ſorglos in ſeinen Geſchäften wird. Sie, lieber Viati, ſind Gatte und Vater, oder vielmehr Sie ſind es nicht, denn Sie denken nur an Ihr Pharao*), und nicht an Ihre Familie. Sie bemerken es nicht, wie Ihre Gattin unter Sorge und Jammer dahin ſchwindet, Sie ſenden Ihre Kinder in keine Schule, Sie

*) Ein berüchtigtes Hazardſpiel.

ſorgen nicht für Ihre Erziehung, Sie laſſen es Ihnen am Nothwendigſten fehlen, und es iſt Ihnen gleichgültig, ob ſie einſt das Andenken ihres Vaters ſegnen, oder ihm fluchen werden. Viati, ich fürchte, Sie haben die Pflichten des Beamten nicht weniger verabſäumt, als die des Hausvaters, und wenn Nachläſſigkeiten von eben der Größe, als in Ihrem Hausweſen, auch in Ihrem Dienſte vorgefallen ſind: ſo müſſen Sie erwarten, daß ſich der Staat durch Abſetzung, Schande und Brodloſigkeit rächen wird. Die ſchlimmſten Folgen des Spiels aber ſind für die Tugend. Es macht den, der ſich ihm ergiebt, nicht blos ſeiner Pflichten vergeſſen, es führt ihn auch zum Müßiggange, der ſo verderblich iſt, zur Gewinnſucht, zur Schwelgerey und Wolluſt; es führt ihn zum Unmuth gegen die Fürſehung, zum Neide, womit er den glücklichen Spieler verfolgt, zum Zorne, zum Haſſe,

zur Rache, die er an demjenigen zu nehmen ſtrebt, welcher ihm ſein Geld abgenommen hat; es führt ihn zur Niederträchtigkeit und zum Betruge, denn nur zu oft ſucht er durch Ränke und falſches Spiel ſein ungünſtiges Glück zu verbeſſern. Auch Sie wurden durch das Spiel zum Betrüger an Thereſen, und wieviel fehlte denn, daß Sie an meinem Kinde zum Mörder wurden, ſo wie Sie es gewiß noch durch den Kummer, welchen Sie ihr verurſachen, auf eine feinere Art werden müſſen, wenn Sie in Ihrer Lebensweiſe fortfahren.

Viati fühlte ſich durch die letztern Vorwürfe, ſo gegründet ſie auch waren, im Innerſten gekränkt. „Man hört, ſprach er mürriſch, daß Sie nie geſpielt haben, weil Sie das Spiel durchaus verdammen.“

Der Greis. Mit mir verdammt es jeder Redliche, denn er weiß, daß dies unbeſchreiblich furchtbare Laſter Tugend,

Glück, Eintracht, Familienruhe, Ehre und guten Namen, Geſundheit, daß es alle innern und äußern Güter des Lebens zerſtört. Uebrigens habe ich wirklich in meinen jüngern Jahren geſpielt, ich habe nehmlich in Lotterien geſetzt. Euer verderbliches Lotto iſt in meinem Deutſchland von den edlern und weiſern Fürſten längſt verboten; man hat es unter dem Namen von Lotterien verbeſſert und gemildert, und dieſe ſind öffentlich geſtattet, ſo daß jeder Einwohner eines Landes ſein Glück in denſelben verſuchen kann. Indeſſen fand ich gar bald, daß auch dieſes Spiel nur Einzelne (und natürlich nicht immer gerade ſolche, die es bedürfen) bereichert, dagegen alle andere Theilnehmer um eine Menge Geld bringt, das beſonders dem Aermern eben ſo ſchwer aufzubringen, als zu verſchmerzen wird, daß es den Geiſt in Unruhe verſetzt, ihn mit chimäriſchen Hoffnungen ſpeiſt, deren Ver-

nichtung allezeit ſchmerzlich iſt, und von den eigentlichen Berufsgeſchäften, die als die beſte und ergiebigſte Geldquelle zu betrachten ſind, abhält. Ich zog mich daher bald zurück, und rathe ſeitdem jeden, lieber ſein kleines, aber wirkliches Gut im Kaſten zu behalten, als es um eines größeren, aber eingebildeten Gutes willen hinzugeben. Auch zweifle ich nicht, daß endlich aufgeklärte Staaten ſelbſt dieſes Spiel, durch deſſen Ertrag man zwar milde Anſtalten befördert ſieht, das aber den Bürgern das Erſparte raubt, und Sittenverderben befördert, unterſagen werden.

Bey dieſen Vorſtellungen ließ es der Alte noch nicht bewenden. Er gieng ſelbſt mit ſeinem Eidam in eine Spielgeſellſchaft, und ſah in der Entfernung dem Spiele zu. „Dieſe Elenden, ſprach er zu Viati, ſcheinen die ſchwarzen Kleider, in welchen ſie

hier erſcheinen, mit Recht zu tragen*). Es iſt, als wenn ſie um den Verluſt ihrer Menſchheit trauerten. Menſchen, mit Vernunft begabt, ſind es nicht, Thiere, nur von ihren Trieben beherrſcht, ſind es, welche ich hier, um Beute ſich zankend, erblicke. Ihre Geſichter ſind die Spiegel ihrer Seele. Sehen Sie den jungen Mann dort an der Ecke, der ſo eben unmuthvoll die Würfel, die ihm das gehoffte Glück verſagten, hinwarf! In ſeinem blaſſen Geſicht, in ſeinen hohlen Wangen, in ſeinen tiefliegenden Augen niſtet ſeit langer Zeit der Kummer, der im Begriff iſt, in Verzweiflung auszuarten. Sehen Sie ſeinem Nachbar mit dem ſtarren Blick! Der iſt ſeit langer Zeit unglücklich, und ſein Elend muß ſehr groß geweſen ſeyn, denn es hat ihn fühllos und ſtumpfſinnig ge-

*) In Genua iſt die Staatskleidung aller Perſonen von einigem Stande ſchwarz.

macht. Neben ihn tritt ein junger, uner⸗ fahrener Menſch, deſſen rothe, heiße Wan⸗ gen ſeine glühenden Erwartungen bezeichnen! Der Thor! ſchrecklich wird er ſich getäuſcht finden, und Zeit genug den Augenblick verfluchen, da er zum erſten Male an dieſen Tiſch trat. Der Alte, der ihm zur Seite ſteht, iſt ein Spiel des Zorns und der Wuth. In gräßliche Flüche bricht er aus und in Verwünſchungen, mit dem Fuße ſtampft er, weil die göttliche Gerechtig⸗ keit mit ſeinem Laſter nicht gemeine Sache machen, und es nicht unterſtützen will. In dem grinzenden Lächeln des Offiziers aber, der ihm gegen über ſteht, und den Blick auf ihn richtet, liegt eine teufliſche Schaden⸗ freude, und dieſe macht, daß ich ihn für einen der ſchlechteſten in dieſer ſaubern Ge⸗ ſellſchaft halte. Der, in deſſen Händen die Würfel jetzt ſind, muſtert mit gierigen Blik⸗ ken die Geldhaufen auf dem Tiſche, und vor

Zittern kann er kaum die Schiedsrichter ſei= nes Glücks oder Unglücks zwiſchen den Fin= gern halten. Aus dieſem ſpielt die ſchnödeſte Gewinnſucht, die gern alles verſchlingen möchte. Er iſt glücklich, denn er zieht Geld ein. Da ſehen Sie nun den, der neben ihm ſteht, wie er aus halb geſchloſſenen gichtiſch zuckenden Augen verſtohlene, hämiſche Blicke bald auf ihn, bald auf ſeinen Ge= winnſt wirft. So macht es der Neid, der dem andern kein Vergnügen, keinen Vor= theil gönnt. Aus dem Knaben darneben, dem anſtatt der Würfel die Ruthe gehört, funkelt die Ungedult; er kann es nicht er= warten, bis die Reihe an ihn kömmt, und wähnt, ihm könne das Glück nicht fehlen. Sahen Sie den hagern Mann da oben, wie er mit furchtbar gerunzelter Stirn und grim= migem Blick drohend die Fauſt gegen den er= hob, der ihn ſo eben um ſeine letzte Zecchine brachte. In dem Herzen dieſes Böſewichts

kocht Rache, die ihr Schlachtopfer zu verzehren ſucht. Wer ſchluchzt dort ſo laut? Es iſt ein Pächtersſohn vom Lande, der von ſeinem Vater in die Stadt geſchickt wurde, Oliven *) zu verkaufen, und nun, da er das Geld verthan hat, von Schaam und Angſt abgehalten wird, unter ſeine Augen zurückzukehren. Was haben jene zwey Menſchen mit dem heimtückiſchen Lächeln im Geſichte und dem ſcheuen Weſen im Blick für Geheimniſſe mit einander abzumachen? Ich wollte wetten, das ſind falſche Spieler, die einen Betrug verabreden.

Viati. Wirklich ſind gerade jene zwey mehr als einmal als Schurken entlarvt worden.

Der Greis. Ach Gott! in was für Geſellſchaften ſind ſie geweſen, Viati!

*) Genua bringt die beſten Oliven in ganz Europa hervor.

Schaudern Sie nicht? — Um dieſer Ungeheuer in Menſchengeſtalt willen konnten Sie Tugend und Ehre, konnten Sie ein gutes Weib und ſo liebenswürdige Kinder vergeſſen?

Nachdem der Alte die Ordnung in dieſem zerrütteten Hausweſen hergeſtellt hat: ſo reiſte er in ſeine Heymath zurück. Mit ihm verſchwanden auch Viati's gute Entſchlüſſe, die nun ihren Wächter verlohren hatten. Der Unglückliche war wirklich ohne Rettung verlohren, davon überzeugte ſich auch Thereſe ſehr bald. Es waren wieder die Ueberredungen ſeiner alten Spiesgeſellen, die ihn auf's neue an den Spieltiſch zogen; es waren einige Begünſtigungen von Seiten des Glücks, welche ihn bey demſelben erhielten. Die letztern waren indeß von kurzer Dauer, aber jeder neue Verluſt, weit entfernt, ihn abzuſchrecken, vermehrte nur ſeine Begierde. Er ſpielte jetzt höher, als je, er war keinen

Abend zu Hauſe. In kurzem war ſeine Familie in der vorigen unglücklichen Lage. Mangel herrſchte in fürchterlicher Maaße, häusliche Zwietracht begleitete ihn. Die neu angeſchafften Mobilien und Kleidungsſtücke mußten verkauft und verpfändet werden, um ſich nur des Hungers zu erwehren, und bald herrſchte in Viati's Hauſe eine abſchreckende Blöße. Den ganzen Gehalt Francesko's verſchlang das Spiel — ach er reichte nicht einmal hin, und es vergieng faſt kein Abend, wo der Leichtſinnige nicht eine neue Spielſchuld machte. In einem der ſeltnen Augenblicke, wo er zu ſich ſelbſt kam, rechnete er dieſe Schulden zuſammen, und wie ſehr erbebte er, als ſie ſich über 2000 Scudi beliefen.

Die Gläubiger drängten, Thereſe war taub gegen ſeine Bitten, Geld herbeyzuſchaffen, das Glück fuhr fort, äußerſt ungünſtig zu ſeyn. Ueber ſein Elend gieng jetzt

kein andres. Wie ſollte er ſich retten? Da ſchoß ihm der Gedanke durch die Seele, ſich falſcher Würfel, falſcher Karten zu bedienen. „Wie, ein Betrüger willſt Du werden?“ fragte er ſich, und erröthete. Indeß — er betrog ja nicht zum erſtenmale: er hatte ſchon einſt Thereſen durch Liſt um ihre Zinſen gebracht. Es war der letzte Ueberreſt vorigen Schaamgefühls, der ſich auf ſeinen Wangen ankündigte, um unter der tyranniſchen Gewalt der Noth, welche ihn drückte, völlig zu verſchwinden. Die falſchen Würfel wurden gemacht; die Betrügereyen mit der Karte, wodurch er das Glück zwingen wollte, erlernt, die dazu nöthige Geſchwindigkeit erworben. Er trat mit ſeinen neuen Künſten, die ſo unbemerkt, als möglich bleiben mußten, im Spiele auf, und ſie brachten ihm große Summen. Bald aber entdeckte man ſie; wüthend drang man mit dem Degen auf den Betrüger ein, über=

häufte ihn mit Schimpfreden, entriß ihm das gewonnene Geld wieder, und warf ihn ſchwer verwundet zum Saal hinaus.

Thereſens Jammer, als man den unwürdigen Gatten blutig, ſinnlos nach Hauſe brachte, war unausſprechlich, ihre Lage traurig in aller Rückſicht. Es mußte eine langſame, koſtbare Kur unternommen werden; gleichwohl aber kein Heller Geld, keine Ausſicht, welches zu erhalten, vorhanden; Schulden drängten noch obendrein. Sein Elend machte die Gute ihr eigenes, machte ſie das ihrer Kinder vergeſſen. Sie zog ein zweytes ihrer Kapitale an ſich, das Francesko's Wiederherſtellung verſchlang.

Francesko genaß. Er hatte durch ſeinen Betrug kein Geld gewonnen, wohl aber den letzten Reſt ſeiner Ehre — ein Spieler genießt nur noch welche vor Seines gleichen, in den Augen der Tugendhaften iſt er verächtlich — verlohren. Seine Gläubiger,

über den langen Verzug, zu dem ſeine Krankheit und ſein Mangel Anlaß gaben, aufgebracht, beſtürmten ihn ärger als je. Nach langem düſtrem Nachdenken ſprang er auf, und ſchlug ſich mit der Hand vor die Stirn. „Ich Thor! ſprach er, daß mir dieſes nicht ſchon längſt einfiel. Ich habe ja als Einnehmer der Zölle eine öffentliche Kaſſe unter mir, die ziemlich ſtark iſt. Aus dieſer kann ich mich retten. Es iſt wahr, dies Geld iſt nicht mein, aber ich will es ja gleichſam nur borgen. Es lieget müßig da, niemand weiß, daß ich etwas davon nehme. Wenn die Zeit herbeykömmt, da ich es abliefern muß: ſo werde ich ſchon von einer andern Seite Geld aufgetrieben haben, um es zu erſetzen.“ — Er ſtreckte die Hand nach dem anvertrauten Gute aus — ſein Herz ſchalt ihn Dieb! — ſeine Noth rief ihm ſtärker zu, als ſein Herz: nimm! Er bezahlte ſeine Schulden und war heiter. Es

folgten dieſem erſten Kaſſenangriffe bald mehrere.

Die Zeit, wo die Gelder der Einnehmer in die öffentliche Schatzkammer abgeliefert werden mußten, erſchien, Francesko hätte in der Angſt, die ſeinen Buſen füllte, vergehen mögen. Er vermied die Ablieferung eine Weile durch Ausflüchte, die man geneigt war zu glauben, weil man ihn noch bey keiner öffentlichen Veruntreuung ertappt hatte. Aber er fühlte ſelbſt, daß ihm dadurch nur für kurze Zeit geholfen war, und bebte vor den ſchrecklichen Folgen, die ihn treffen mußten. Seine Seele brütete über ſchwarzen Gedanken, welche aus dem Dunkel, in das ſie ſich verbargen, hervorzuziehen, mein Inneres ſich ſträubt. Sein Hang zum Spiele verwandelte ſich jetzt in Wuth; ganze Tage brachte er, mit gräßlicher Vernachläſſigung ſeines Amts am Spieltiſche zu, weniger um zu gewinnen,

als um ſich zu zerſtreuen, und ſein Gemüth von den Schreckniſſen, die es erſchütterten, zu entfernen. Aus ihm handelte die Verzweiflung. Eines Tages hatte ſein alter Freund Tagni, der um alle ſeine Geheimniſſe wußte, eine beträchtliche Summe an ihn verlohren. Unmuthig darüber geräth er mit Francesko in einen Wortwechſel, der bald ein heftiger Zank wird. Tagni wirft Francesko vor, daß er ſchon bey'm falſchen Spiel ertappt worden ſey; der gekränkte Francesko nennt ihn dafür einen Praſſer, einen Wollüſtling, einen Taugenichts. Tagni knirſcht mit den Zähnen, als er dieſe Wahrheiten hört, brüllt: „ich will es Dir gedenken," und eilt fort.

Francesko weiß, wie er dieſe Worte zu deuten hat, und entfärbt ſich. Tagni hatte er es vertraut, daß er die öffentliche Kaſſe geplündert habe, und der Falſche hatte dieſen Schritt, den die Noth erzwang, gebilli-

get. Er überzeugte ſich von ſeiner Treuloſigkeit bald *), als er am andern Tage den gemeſſenen Befehl erhielt, die reſtirenden Gelder binnen drey Tagen an ſeine Obern abzuliefern. Jetzt glaubte er mit ſeinem Entſchluß eilen zu müſſen.

Thereſens Zuſtand war ſeit langer Zeit troſtlos geweſen, unnennbarer Schmerz hatte die Roſen ihrer Wangen gebleicht, und einem Schatten gleich wankte ſie unter ihren Kindern herum, um durch die Freuden der Mutter die betrogene Gattin zu tröſten. Sie wußte um Francesko's Verbrechen, um den Befehl, den er erhalten hatte, um ſeine Angſt, und fühlte ſie in aller Stärke nach. In dieſen Jammervollen Tagen war es, daß

*) Man wirft den Genueſern und den Sarden (Bewohnern von Sardinien) unter allen Völkern Europens die größte, ausſchweifendſte Rachſucht vor. In Genua muß ſie durch das hohe Spiel ſehr genährt werden.

ihr Retter nahte, daß ihr Vater, durch ihre Klagen gerührt, zum zweytenmale von Wien anlangte. Er fand Thereſen allein, und ward ihr Tröſter. Sie ſah durch's Fenſter ihren tiefgebeugten Gatten kommen: „Vater, ſprach ſie, er iſt ein Unglücklicher, und jeder Unglückliche verdient Schonung. Ihr unvermutheter Anblick wird ihn tief erſchüttern. Verbergen Sie ſich, und laſſen Sie mich ihn auf Ihre Anweſenheit vorbereiten!“ Der Greis zog ſich in das Nebenzimmer zurück.

Francesko trat endlich mit zerrütteten Sinnen ein, und ſetzte ſchweigend Thereſen ein Glas Limonade hin, aus welchem er zuerſt trank. Sie entfernte ſich in einen Winkel, um die Thränen, die ihr ſeine Jammergeſtalt abnöthigte, zu weinen. In dieſem ſeinem Vorhaben günſtigen Augenblicke zog er ein Pulver aus der Taſche, und ſchüttete es, an allen Gliedern bebend und mit

der Schüchternheit des Verbrechers in das Glas. „Trinke doch, Herzchen!“ ſprach er, als ſie wieder hervortrat. Sie ſetzte das mit Tod geſchwängerte Glas an den Mund; doch in demſelben Augenblicke ſtürzte ihr Vater, der Viati nicht aus den Augen gelaſſen hatte, herein, und ſchlug ihr mit dem Ausruf: „Gift!“ das Glas aus der Hand. Wie vernichtet ſtand bey dieſem Anblick der Unglückliche da. „Elender! brüllte der erzürnte Vater, das war das letzte Verbrechen, das Du an meiner Tochter begiengſt.“ Er raffte ihre wenigen noch übrigen Habſeligkeiten zuſammen, nahm ſie bey'm Arm, hieß ihre Kinder folgen, und verließ ſogleich mit ihnen das Haus. Nachdem er ihr Vermögen in Sicherheit gebracht hatte: ſo eilte er nach Wien zurück, unbekümmert wegen Viati's fernerer Schickſale.

Wenig Stunden nach dieſer Trennung erſchienen obrigkeitliche Beamte mit Gefolge,

und da ſie kein Geld vorfanden: ſo bemäch=tigten ſie ſich des in ein finſtres Hinbrüten verſunkenen, von ſeinem Unglück abgeſtumpf=ten Verbrechers, und verſiegelten ſeine ge=ringe Habe. Unter ſeinen Papieren fand man ein Teſtament, das angeblich von The=reſen, aber eigentlich von ihm, wiewohl mit der glücklichſten Nachahmung von Thereſens Handſchrift gefertiget war, worin ſie ihn nach ihrem Tode, mit völliger Hintanſetzung ihrer Kinder zum Erben ihres Vermögens einſetzte. Nun war es kein Räthſel mehr, warum er zum Mörder ſeines Weibes hatte werden wollen.

Die ahnende Gerechtigkeit ſprach bald das Urtheil über ihn aus. Er wurde an den Pranger geſtellt, und an ſeiner Bruſt hieng ein Zettel mit der Aufſchrift: „Francesko Viati, ſträflicher Spieler, Dieb an öffentli=chen Geldern, Teſtamentverfälſcher, Gift=miſcher.“ Von hier wurde er auf die Ga=

leeren *) geſchafft. Er überlebte den entſetzlichen Schimpf nicht lange. Da man einſt ein weniger wachſames Auge auf ihn hatte: ſo ſtürzte er ſich mit ſeinem Gram in's Meer, und fand bald ſeinen Tod in den Wellen. So endigte ein Menſch, den die Natur zu hohen Zwecken berufen, den aber das Spiel zum tiefſten Verbrecher erniedrigt hatte, ſeine quaalvollen Tage durch Selbſtmord!

Seine Gattin lebt mit ihren Kindern noch in Wien an der Seite des grauen Vaters,

*) Galeeren ſind leichter gebaute Fahrzeuge auf Flüſſen oder auf dem Meere, die nicht durch Segel, ſondern durch Ruder fortgetrieben werden. Da aber das Rudern eine harte, beſchwerliche Arbeit iſt: ſo werden in manchen Staaten, z. B. in Frankreich, Genua, Neapel und Ungarn, Verbrecher dazu gebraucht. Das Loos der Galeerenſklaven iſt in aller Rückſicht unglücklich.

und weinet in ſtiller Abgeſchiedenheit ſeinem Andenken noch von Zeit zu Zeit Thränen der Wehmuth. Deutſcher Jüngling, Deutſches Mädchen, weint auch Ihr dem Unglücklichen eine Thräne, doch vor dem Spieler — ſchaudert!!

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Inhaltsanzeige.

Seite.

7. Verſchwendung. Luxus. Kleiderpracht. Habſucht. Geiz. Sparſamkeit. Wirthſchaftlichkeit. = = = = 1

8. Reinlichkeit. Ordnungsliebe. Pünktlichkeit. = = = = = 210

9. Bedachtſamkeit. Leichtſinn. Muthwille. Nachläſſigkeit. = = = = 312

10. Vorſicht. Unvorſichtigkeit. Klugheit. 371

11. Spielſucht. = = = 486

Moraliſche Kinderbibliothek.

Dritter Band.

L. D.

Herrmann

Herrmann, Friedrich,

Moralische Kinderbibliothek oder die menschliche Pflicht in Erzählungen fü
r die erwachsnere Jugend

Bd.: 3

Lübben (1804)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 2986
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11260417-6